David Scheffer

Entwicklungsbedingungen impliziter Motive: Bindung, Leistung & Macht

Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Naturwissenschaften
Universität Osnabrück

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung ..... S. 1

1.1 Anlaß und Relevanz der Studie ..... S. 3

1.2 Überblick über die theoretischen Grundlagen ..... S. 6

1.2.1 Die Kontext-Fragestellungen ..... S. 9

1.2.2 Die Persönlichkeits-Fragestellungen ..... S. 11

1.3 Zielsetzung ..... S. 13

1.4 Aufbau der Arbeit ..... S. 17

2. Theorie ..... S. 18

2.1 Grundlagen aus der Motivforschung mit dem TAT ..... S. 18

2.1.1 Das Bindungsmotiv ..... S. 19

2.1.2 Das Leistungsmotiv ..... S. 21

2.1.3 Das Machtmotiv ..... S. 22

2.1.4 Zur Validität von impliziten Motivmaßen ..... S. 23

Prognostische Validität des impliziten Bindungsmotivs

Prognostische Validität des impliziten Leistungsmotivs

Prognostische Validität des impliziten Machtmotivs

„Kollektive" Motive

2.1.5 Der frühkindlich erworbene implizite Unterbau von Motiven ..... S. 33

Empirische Untersuchungen zur Entstehung des Bindungsmotivs

Empirische Untersuchungen zur Entstehung des Leistungsmotivs

Empirische Untersuchung zur Entstehung des Machtmotivs

2.1.6 Zusammenfassung und Kritik an der klassischen Motivforschung ..... S. 39

2.2 Die Messung impliziter Prozesse ..... S. 42

2.2.1 Befunde aus der experimentellen Psychologie ..... S. 43

2.2.2 Unabhängigkeit von impliziten und expliziten Repräsentationen ..... S. 45

Noetisches und autonetisches Bewußtsein

2.2.3 Funktionale Merkmale impliziter und expliziter Repräsentationen ..... S. 49

2.2.4 Zusammenfassung ..... S. 50

2.3 Eine entwicklungspsychologische Konzeptualisierung der Entstehungs-Kontexte impliziter Motive ..... **S. 51**

2.3.1 Motive als kontextrepräsentierende Dispositionen ..... **S. 51**

2.3.2 Eine Evolutionäre Herangehensweise ..... **S. 52**

2.3.3 Zum Anpassungswert einer motivgesteuerten Entwicklung ..... **S. 58**

2.4 Ein Komponenten Modell früher Sozialisationskontexte ..... **S. 60**

2.4.1 Die Kontextdimension Wärme ..... **S. 61**

Auswirkungen auf die Motivgenese: Zwei erste Hypothesen

1. Das Bindungsmotiv

2. Das Machtmotiv

Empirische Evidenz

Das Bindungsmotiv als „Unsichere Bindung“

Zusammenfassung

2.4.2 Die Kontextdimension Kontingenz ..... **S. 76**

Kontingenz-Erfahrungen im Face-to-Face-Kontext: Konsequenzen für das Leistungsmotiv

Kontingenz-Erfahrungen im Stimulations-Kontext: Konsequenzen für das Leistungsmotiv

2.4.3 Zusammenfassung der Kontexthypothesen ..... **S. 80**

2.4.4 Normative Bewertung der für die Motivgenese wichtigen kontextuelle Einflüsse ..... **S. 82**

2.5 Modulierende Wirkung von volitionalen Mechanismen auf implizite Motive ..... **S. 83**

2.5.1 Motiventwicklung und Volition ..... **S. 86**

Der Wille zum Handeln

Prospektive Lageorientierung

Antagonistische Verschaltung zwischen Absichtsgedächtnis und intuitiver Ausführung

Wille zur Selbstaktualisierung

Zugang zum Extensionsgedächtnis

2.5.2 Zusammenfassung ..... **S. 95**

2.6 Die PSI-Theorie ..... **S. 96**

2.6.1 Erste Modulationshypothese ..... **S. 98**

2.6.2 Zweite Modulationshypothese ..... **S. 100**

Die Rolle der Emotionen bei der Motiventwicklung

Auswirkungen auf die Motivgenese

2.6.3 Das STAR-Modell ..... **S. 107**

Anwendung des STAR-Modells

2.7 Ableitung der Hypothesen ..... **S. 112**

2.7.1 Hypothesen zu den Kontextmerkmalen der Motivgenese ..... **S. 113**

Bindung

Leistung

Macht

2.7.2 Hypothesen zur Interaktion zwischen Kontexten und Affektregulationsmechanismen (Persönlichkeitsstilen ..... **S. 114**

Die erste Ebene des OMT

Die dritte Ebene des OMT

Die vierte Ebene des OMT

Die fünfte Ebene des OMT

Die zweite Ebene des OMT

2.7.3 Hypothesen zur prognostischen Validität der OMT-Motive ..... **S. 128**

2.7.4 Hypothesen zur Konstruktvalidität der OMT-Motive ..... **S. 129**

3. Empirischer Teil ..... **S. 130**

3.1 Datenerhebung und Stichprobenbeschreibung ..... **S. 130**

3.1.1 Untersuchungsablauf ..... **S. 133**

3.2 Verwendete Instrumente und Methoden ..... **S. 134**

3.2.1 Der Operante-Motiv-Test (OMT ..... **S. 134**

O11 Intimität

O12 Geselligkeit

O13 Networking

O14 Anschluß

O15 Verbindlichkeit

O21 Flow

O22 Gütemaßstab
O23 Mißerfolgsbewältigung
O24 Leistungsdruck
O25 Selbstkritik
O31 Führung
O32 Anerkennung
O33 Selbstbehauptung
O34 Direktion ("inhibierte Macht")
O35 Unterordnung
Testgütekriterien des OMT
Geschlechtsunterschiede
Kohorten- bzw. Alterseffekte
Einfluß der sozioökonomischen Schicht
3.2.2 Methode zur Erfassung des Kindheitskontext – der Familien-System-Test (FAST ..... S. 170
Familiäre Kohäsion
Distanz zur Mutter
Einfluß der Mutter auf das Kind
Relativer väterlicher Einfluß auf das Kind
3.2.3 Beschreibung der PSSI-Skalen ..... S. 181
Eigenwilliger Stil und paranoide Persönlichkeitsstörung
Gewissenhafter Stil und zwanghafte Persönlichkeitsstörung
Spontaner Stil und Borderline-Persönlichkeitsstörung
Selbstkritischer Stil und selbstunsichere Persönlichkeitsstörung
Passiver (stiller) Stil und depressive Persönlichkeitsstörung
Liebenswürdiger Stil und histrionische Persönlichkeitsstörung
Selbstbestimmter Stil und antisoziale Persönlichkeitsstörung
3.2.4 Die Reziprozitätsskala (REZIP ..... S. 186
3.2.5 Instrumente zur Validierung des OMT ..... S. 186
Der rev. Deutsche CPI
„Benchmarks"
Der TAT
Skalen zur Erfassung expliziter Motive (Werte)

3.3 Ergebnisse ..... **S. 201**

3.3.1 Entwicklungskontext des Bindungsmotivs ..... **S. 201**

Sind retrospektive und aktuelle Kontexte für die Bindungs-

Motivgenese unterschiedlich relevant?

Wie valide ist die retrospektive Darstellung der familiären Kohäsion?

3.3.2 Modulierende Persönlichkeitsmechanismen bei der

Bindungsmotivegenese ..... **S. 205**

O11 Intimität

O12 Geselligkeit

O13 Networking

O14 Anschluß

O15 Verbindlichkeit

3.3.3 Entwicklungskontext des Leistungsmotivs ..... **S. 211**

Hoffnung auf Erfolg („Leistung durch Unabhängigkeit")

Retrospektive oder aktuelle Einflüsse?

Furcht vor Mißerfolg („Leistung durch Anpassung")

3.3.4 Modulierende Persönlichkeitsmechanismen bei der

Leistungsmotivgenese ..... **S. 215**

O21 Flow

O22 Gütemaßstab

O23 Mißerfolgsbewältigung

O24 Leistungsdruck

O25 Selbstkritik

3.3.5 Entwicklungskontext des Machtmotivs ..... **S. 220**

Zur Objektivität des Befundes

3.3.6 Modulierende Persönlichkeitsmechanismen

bei der Machtmotivgenese ..... **S. 222**

O31 Führung

O32 Anerkennung

O33 Selbstbehauptung

O34 Direktion ("inhibierte Macht")

O35 Unterordnung

3.3.7 Zusammenfassung und Interpretation der Ergebnisse zu den

Entwicklungsbedingungen von impliziten Motiven ..... **S. 227**

3.3.8 Prognostische Validität des OMT ... **S. 241**

Finanzielles Einkommen

Alter bei der ersten festen Beziehung, dem ersten Geschlechtsverkehr und der Geburt des ersten Kindes

Partnerwahl

Zusammenhänge der OMT-Komponenten mit dem CPI

Verbale Intelligenz

Zusammenhänge der OMT-Komponenten mit Vorgesetztenurteilen

Studienleistung

Durchsetzungsfähigkeit in einem Assessment Center

3.3.9 Konvergente und diskriminante Validität des OMT ... **S. 255**

Zusammenhang zwischen dem OMT mit einem klassischen implizite Motivmaß – dem TAT (Winter-Schlüssel)

Zusammenhänge des OMT mit expliziten Motivmaßen („Werten")

4. Diskussion und Ausblick ... **S. 260**

4.1 Zur Konstruktvalidität impliziter Motivmaße ... **S. 261**

4.2 Ebene 1: die „intrinsischen" Motive ... **S. 265**

4.2.1 Begegnung ... **S. 267**

4.2.2 Flow ... **S. 271**

4.2.3 Führung ... **S. 276**

4.2.4 Eine verhaltensökologische Interpretation ... **S. 281**

4.3 Ebene 2: „extrinsische Motive ... **S. 282**

4.3.1 Geselligkeit ... **S. 283**

4.3.2 Status ... **S. 284**

4.3.3 Gütemaßstab ... **S. 285**

4.4 Die dritte und vierte Ebene: „Mischtypen ... **S. 287**

4.4.1 Selbstbehauptung ... **S. 287**

4.4.2 Anschluß ... **S. 289**

4.4.3 Leistungsdruck ... **S. 290**

4.4.4 Direktion (inhibierte Macht ... **S. 291**

4.5 Die fünfte Ebene: Alienation ..... **S. 293**

4.5.1 Zum Unterschied zwischen einer interdependenten Motivation und "entfremdeten" Motiven ..... **S. 294**

4.5.2 Eine evolutionsbiologische Interpretation der 5. Ebene ..... **S. 296**

4.6 Ausblick ..... **S. 298**

4.6.1 Zum Primat der Sozialisation für die Persönlichkeitsentwicklung ..... **S. 298**

4.6.2 Motive und Persönlichkeitsentwicklung ..... **S. 302**

Motive fokussieren

Motive deaktivieren

4.6.3 Die Messung impliziter Repräsentationen – ein Brennpunkt zukünftiger Diagnostik ..... **S. 309**

5. Literatur ..... **S. 313**

6. Anhang ..... **S. 335**

1. Einleitung

Einige der Kernthemen der Psychologie liegen im Feld der Motivation (Bischof, 1993). Eine Person, die als motiviert bezeichnet wird, konzentriert sich ganz auf ein angestrebtes Ziel, sie stellt alle anderen Bedürfnisse (vorerst) in den Hintergrund und nimmt auch große Anstrengungen und Entbehrungen auf sich, um den angestrebten Zustand zu erreichen. Motivierte Personen zeichnen sich dabei durch eine hohe Handlungs- und Lernbereitschaft aus, wenn es um Strategien und Verhaltensweisen geht, die zu der Befriedigung eines zentralen Bedürfnisses führen. Motive sind daher mit sehr unterschiedlichen Verhaltensweisen verbunden, die zielgerichtet und konstruktiv, aber durchaus auch irrational und selbstschädigend sein können (McClelland, 1987).

In der empirischen Motivationsforschung ist man sich heute weitgehend einig, daß es *über lange Zeiträume stabile Motive* gibt, welche sich interindividuell unterscheiden und die aktuelle *Motivation* und damit auch das Verhalten von Individuen steuern. Motive sind dabei recht unterschiedlich definiert worden. Für diese Arbeit sollen die folgenden Definitionen von David McClelland verwendet werden, da sie sich gut dafür eignen, zwei unterschiedliche Motivbegriffe zu explizieren, deren Unterscheidung im folgenden wichtig sein wird:

> 1. Zum einen definiert er Motive als "*a recurrent concern for a goal state based on a natural incentive - a concern that energizes, orients, and selects behavior* (McClelland, 1987, S.590)."
> 2. Zum anderen findet sich bei ihm auch die folgende Definition: „*Motives are affectively toned associative networks arranged in a hierarchy of strength or importance within a given individual* (McClelland, 1965, S. 322)."

Die erste Definition soll im folgenden einen *weiteren Motivbegriff*, die zweite einen *engeren Motivbegriff* bezeichnen. Unter der weiteren Definition verstehen wir den Bedürfniskern eines Motivs, der eine Inhaltsklasse von Zielen vorgibt („recurrent concern") und in noch recht unspezifischer Weise die Wahrnehmung und das Verhalten orientiert und energetisiert.

Der engere Definitionsbegriff spezifiziert Motive: Hier wird unter einem Motiv etwas Spezielleres verstanden als der orientierende und energetisierende Bedürfniskern: Motive sind (im Unterschied zu Bedürfnissen) affektiv getönte assoziative Netzwerke. Von einem Motiv

im engeren Sinne sprechen wir also erst dann, wenn neben Bedürfnissen, Wünschen oder Zielen auch Befriedigungsstrategien, Formen der Handlungsumsetzung, kurz – die mit den Bedürfnissen assoziierte, individuelle Verstärkungsgeschichte gemessen werden kann. Wie im folgenden noch ausführlicher dargestellt wird, impliziert der engere Motivbegriff, daß immer eine Verknüpfung zwischen einem Bedürfnis und einem verhaltensbahnenden psychischen Subsystem vorliegen muß.

Intensiv erforscht wurden Motive bislang eher in ihrer weiteren Definition, so daß es sich hier eigentlich um Bedürfnisse handelt. In der Terminologie der Motivationsforscher kommt dies auch zum Ausdruck, denn sie hat die drei grundlegenden Antriebsquellen des Menschen als „needs" bezeichnet: *Bindung („need for affiliation"), Leistung („need for achievement") und Macht („need for power").* Die Ausprägung dieser Grundmotive hat entsprechend der weiteren Definition etwas mit der Investition von Zeit und Energie in einen Lebensbereich auf Kosten der beiden anderen zu tun: Während Bindungsmotivierte stärker in den Aufbau und Erhalt von Beziehungen investieren, legen Leistungsmotivierte in ihrem Leben den Schwerpunkt auf der stetigen Verbesserung und Entwicklung von Prozessen, Expertisen und der Durchdringung der dinglichen Umwelt. Machtmotivierte schließlich widmen ihr Leben vor allem dem Aufstieg in Hierarchien und der Beeinflussung, Entwicklung und Kontrolle anderer (s. Heckhausen, 1989; McClelland, 1987; Winter, 1996).

Diese mit den drei Grundmotiven verbundene fakultative Investitionsbereitschaft ist offenbar zum Teil vorbewußt. Für jedes dieser drei Grundmotive werden daher zwei unabhängige Systeme postuliert: Ein vorbewußtes oder *implizites*, welches auf frühkindliche Erfahrungen zurückgeführt wird und deswegen nur schwer verbalisierbar ist (McClelland & Pilon, 1982). Daneben soll es für jedes der drei Grundmotive auch ein *explizites Motivsystem* geben, welches auf bewußten Werten, Zielvorstellungen und Erwartungen aufbaut, also etwas über das Selbstkonzept einer Person aussagt, welches jedoch mit dem vorbewußten Kern der Motivation nicht korreliert (Brunstein, Schultheiss & Grässmann, 1998; McClelland, Koestner & Weinberger, 1989).

Explizite (auch „selbst-attribuierte" Motive oder Werte genannt) entstehen nach McClelland, Koestner & Weinberger (1989) in späteren Entwicklungsabschnitten und können aufgrund ihrer bewußten Zugänglichkeit problemlos durch Fragebögen oder Interviews erfaßt werden. Implizite Motive müssen dagegen durch indirekte Verfahren gemessen werden. Hierunter

versteht man offene, spontane Antworten zulassende Tests, die anschließend nach vorgegebenen Schlüsseln einer Inhaltsanalyse unterzogen werden.

Besonders bewährt hat sich hierbei der "*Thematische Apperzeptionstest*" ("TAT"), der auf die frühen Arbeiten von Murray (1938, 1943) zurückgeht. Beim TAT werden den Probanden Bilder vorgelegt, auf denen soziale Interaktion abgebildet sind, deren Thematik nicht völlig eindeutig bzw. ambige ist, und daher mehrere Interpretationsmöglichkeiten zuläßt. Die Annahme ist dabei, daß die Probanden diese Bildvorlagen vor dem Hintergrund der eigenen frühkindlichen Erfahrungen und Bedürfnisse interpretieren. Diese drücken sich in interindividuell unterschiedlichen Inhalten bei gleichen Bildvorlagen im TAT aus, lassen also auf die unterschiedliche Ausprägung der Personenvariable - die Motivstärke - schließen. Bereits bei der Entscheidung, welcher Inhalt (Bindung, Leistung oder Macht) bei einer mehrdeutigen Bildvorlage genannt wird, kann also die vorbewußte und sich auch in alltäglichen Situationen wiederholende Grundmotivation deutlich werden.

1.1 Anlaß und Relevanz der Studie

Die methodische und konzeptionelle Trennung von impliziten und expliziten Motiven ist empirisch vielfach nachgewiesen worden. Explizite Motive, die durch Fragebögen gemessen werden, korrelieren nicht mit impliziten Motiven, die man durch eine Inhaltsanalyse von spontanen Antworten erfaßt hat. In empirischen Untersuchungen wurde wiederholt festgestellt, daß subjektive Einschätzungen über persönliche Werte oder Anliegen in Fragebögen und Interviews auch dann empirisch von Motivmessungen durch eine Inhaltsanalyse unabhängig sind, wenn sie die gleichen thematischen Bereiche erfassen sollen (Brunstein, Schultheiß & Grässmann, 1998; King, 1995; Kuhl & Wessel, 1994; Spangler, 1992;). Was eine Person darüber sagt, was ihr im Leben das wichtigste ist, korrespondiert also keineswegs immer mit dem, welche Priorität tatsächlich im Verhalten ausgedrückt wird.

Wie noch ausführlicher dargestellt wird, kann die am TAT orientierte Motivationsforschung beeindruckende Validitäten vorweisen. Implizite Motive liefern vor allem in gering strukturierten Situationen weitaus bessere Verhaltensvorhersagen als explizite Motive (Spangler, 1992), und dies über Zeiträume von bis zu 16 Jahren (McAdams & Vaillant, 1982; McClelland & Boyatzis, 1982).

Für die Motivationspsychologie erwächst daraus die Notwendigkeit, verstärkt auf implizite Methoden der Motivmessung zurückzugreifen, und die offensichtlichen Beschränkungen von Fragebögen anzuerkennen. Tatsächlich spielen implizite Motivmessungen in der psychologischen Forschung und Anwendung (bspw. in der Personalauswahl und -entwicklung) jedoch praktisch keine Rolle. Wenn „Motivation“ gemessen wird, dann bislang fast ausschließlich durch Fragebögen (s. bspw. Hossiep & Paschen, 1996).

Der Grund dafür, warum sich implizite Motive durch einen Fragebogen *nicht* messen lassen, soll an deren *vorsprachlichen* Entwicklungsgeschichte liegen:

> ”*The implicit motives seem more likely to be built on affective experiences with natural incentives early in life, before the development of language, than are self-attributed motives that would develop later, after concepts of the self, others, and what is valuable have been acquired* (McClelland, Koestner & Weinberger, S. 697, 1989).”

Die Erforschung frühkindlicher Entwicklungsbedingungen von impliziten Motiven erscheint daher von Relevanz. Wie in Abschnitt 2.1.5 deutlich wird, ist der Forschungsstand hierzu bislang jedoch unbefriedigend. Insbesondere kann man das relativ theorielose Vorgehen bei den wenigen existierenden entwicklungspsychologischen Untersuchungen zur Motivgenese bemängeln (McClelland & Pilon, 1983). Heute erscheint ein theoriegeleitetes Vorgehen möglich, da neuere entwicklungspsychologische und kulturvergleichende Modellvorstellungen nahelegen, daß die Merkmale früher familiärer Kontexte, welche kulturelle Werte wiederspiegeln, eine bislang unterschätzte Wirkung auch auf motivationale Variablen haben könnten (Keller, 2000; Keller & Eckensberger, 1998; Markus & Kitayama, 1991).

Da gerade der implizite, sprachferne, eher bildhaft und affektiv-emotionale *Unterbau* der drei sozialen Grundmotive ihre Validität ausmachen soll (McClelland, 1975; 1987), erscheint es als ein wichtiges Anliegen, frühe Entwicklungsbedingungen der drei Grundmotive zu analysieren und damit den impliziten Kern der menschlichen Motivation aus entwicklungspsychologischer Sicht besser zu verstehen. Dies ist ein zentrales Anliegen dieser Arbeit.

Wie noch an anderer Stelle deutlich wird, erwächst aus dieser entwicklungspsychologischen Fragestellung auch eine Kritik an der „klassischen“, am TAT orientierten Motivationsforschung (s. Abschnitt 2.1.6). Das Konstrukt *Motiv* wurde in dieser Forschungstradition praktisch mit dem des *Bedürfnisses* als deckungsgleich konzipiert. Motive beinhalten, wie schon der eingangs aufgeführte weite Motivbegriff deutlich macht, zwar einen Bedürfniskern. Erst dessen Verbindung mit Affekten und Verhaltensweisen macht daraus jedoch das, was bei der spezifischen bzw. engen Sicht tatsächlich als ein Motiv bezeichnet werden kann. Motive sind als integrative Konstrukte spezifischer als Bedürfnisse – sie umfassen ebenso Formen der Handlungs- und Emotionsregulation, die darüber entscheiden, ob und wie das Bedürfnis befriedigt werden kann (Ford, 1992; Kuhl & Beckmann, 1985). Bedürfnisse stellen dagegen Ist-Soll-Diskrepanzen ohne kognitiv-affektive Vernetzung dar (Kuhl, 2001). Ein Beispiel hierfür ist Hunger. Dieses Bedürfnis ist durch ein Glucosedefizit definiert, welches im ZNS auch dann registriert wird, wenn noch keine Affekte, Kognitionen oder Handlungsstrategien damit assoziiert sind.

Kennzeichnend für den spezifischen Gehalt von Motiven ist, daß eine Person Bedürfnisse nicht nur hat, sondern auch in sozialen Interaktionen regulieren und durchsetzen will. Angesichts der konflikthaften Natur sozialer Beziehungen ist dies jedoch keineswegs immer möglich: Ob eine Person dazu in der Lage ist, ihre Bedürfnisse umzusetzen (und damit motiviert zu handeln) hängt auch von volitionalen Personenmerkmalen ab, die aus dieser Sicht den Status von *unabhängigen Variablen* bei der Motivbildung einnehmen. Dies betrifft nun das zweite Anliegen dieser Arbeit: Für eine Analyse des impliziten Unterbaus von Motiven erscheint es auch wichtig, frühe Formen der Volition, welche auf der *Affektregulation* beruhen (Kuhl, 2000) zu verstehen. Insbesondere die *Verknüpfung* aus frühkindlichen Kontexterfahrungen und diesen affektiven Steuerungsmechanismen erscheint dabei von Interesse.

Hieraus ergibt sich auch ein praktischer Anlaß dieser Arbeit: In dem klassischen Instrument der Motivmessung (dem TAT) wurde, wie noch näher begründet wird, die enge Definition eines Motivs nicht gemessen. Es gibt jedoch einen Bedarf nach empirisch entwickelten Inhaltsschlüsseln zur Messung von impliziten Motiven, die auf frühkindlichen Kontexten aufbauen, Konzepte aus der kulturvergleichenden Psychologie berücksichtigen, und bei der Messung auch elementare volitionale Steuerungsmechanismen aufdecken, d.h. den engen

Motivationsbegriff operationalisieren. Erste Lösungsansätze werden auf der Basis der im folgenden Abschnitt beschriebenen Modelle vorgestellt.

1.2 Überblick über die theoretischen Grundlagen

Trotz der beeindruckenden Zahl empirischer Studien zu den drei impliziten Grundmotiven ist die theoretische Basis zu ihrer Genese noch recht lückenhaft. Selbst die grundlegende Frage, ob Motive durch die *Deprivation von* oder *Stimulation mit* motivspezifischen Anreizen entsteht, ist immer wieder Gegenstand von Kontroversen gewesen (Heckhausen, 1989; McClelland, et. al.; 1953; McAdams, 1980). Meiner Meinung nach wird die Bedeutung solcher Begriffe klarer, wenn man sie aus der Perspektive ihres evolutionären Anpassungswertes betrachtet, da so eine normative Bewertung vermieden werden kann (Keller, 1997b). Dies erscheint vor allem deswegen notwendig, weil gewichtige theoretische (Lewin, 1926; Bischof, 1985) und empirische (Atkinson & McClelland, 1948; s. auch Abschnitt 2.1.5) Argumente für einen deprivierenden Kontext als Entwicklungshintergrund impliziter Motive sprechen.

Besonders geeignet erscheint hierfür der Ansatz von Keller (1997a; 2000), frühe Sozialisationskontexte als Funktion elterlicher Investitionsbereitschaft zu konzeptualisieren. Die Deprivation von bestimmten natürlichen Anreizen als Entstehungshintergrund von Motiven erscheint aus dieser Sicht weder als positiv noch negativ – vielmehr werden diese Merkmale des Sozialisationskontextes und damit die Motivation selber als mehr oder weniger adaptiv für bestimmte kulturelle und wirtschaftliche Makrokontexte angesehen. Wo Eltern aufgrund ökonomischer oder kultureller Bedingungen weniger in die Förderung ihres Kindes und dafür mehr in die eigene Selbstentwicklung, andere soziale Verpflichtungen oder die Sicherung des Einkommens investieren müssen oder wollen, signalisieren sie ihrem Nachwuchs: Die Befriedigung von Bedürfnissen mußt Du selbst in die Hand nehmen!

Das *Komponenten-Modell der frühen Sozialisation* von Keller (2000) wird damit auf die Beschreibung der Verhaltensökologie der Motivgenese übertragen. Dabei geht es darum, welche kulturellen und familiären Kontexte eine Zentrierung auf die eigenen Bedürfnisse (Eigenmotivation) erfordern, also in der Definition von McClelland das eigentliche Zentrum oder den Bedürfniskern eines Motivs prägen. Das Modell

betrachtet 1.) elterliches Verhalten unter dem Aspekt der Investitionsbereitschaft („Parentales Investment“)
trennt 2.) elterliche Verhaltens*mechanismen* von Verhaltens*kontexten* und ermöglicht so eine umfassende Beschreibung der familiären Umwelt
weist 3. mit zwei Komponenten elterlicher Verhaltensbereitschaft gegenüber dem Kind (*Wärme und Kontingenz)* reichhaltige Bezüge zu bereits bekannten Faktoren der Motivgenese auf.

Das Komponenten-Modell ist bislang nicht explizit für die Entstehung von impliziten Motiven im Sinne der oben aufgeführten Definition formuliert und empirisch getestet worden. Die Anwendung auf die vorliegende Fragestellung könnte jedoch heuristisch fruchtbar sein, da es einige beachtenswerte Implikationen für die Motiventwicklung aufwirft. Bspw. wirft die Anwendung des Modells die Frage auf, ob die familiären Beziehungsstrukturen westlich-individualistischer Kulturen mit ihrer Betonung von Unabhängigkeit und Autonomie sowie ihrer relativ geringen Wärme und Kohäsion einen „egoistischen“ Bedürfniskern, der nach der oben formulierten Definition jedem impliziten Motiv zugrunde liegt, fördern oder sogar erfordern könnte. Komplementär zu dieser Frage ist die folgende: Sind kollektivistische Kulturen und die in diesen vorherrschenden kohäsiven, akzeptierenden familiären Kontexte günstig für eine Zurückstellung der individuellen Bedürfnisse zugunsten der Gruppenziele, und ist dies gleichbedeutend mit einer stärkeren prosozialen Orientierung?

Die Folgen einer solchen Konzeption der Motiventwicklung wären zum Teil kontraintuitiv. Denn nach der oben formulierten Definition von impliziten Motiven wäre auch das Bindungsmotiv demnach als eine *individualistische* motivationale Orientierung aufgefaßt. Es sei schon hier die in Abschnitt 2.1.4 vertiefte Anmerkung gestattet, daß die Einordnung der Verhaltenskorrelate des Bindungsmotivs (bspw., „ungerechte Bevorzugung einzelner Personen“, aber auch „Nähe suchen“) nicht zu einer eher interdependenten sozialen Orientierung paßt, auch wenn es auf den ersten Blick so scheint. Bedenkenswert ist hier bspw. der Befund, daß das durchschnittliche Bindungsmotiv in 22 Ländern zu $r = .46$ mit der Individualismus-Dimension korreliert (Hofstede, 1980).

Das Komponenten-Modell wirft demnach einige grundlegende Fragen auf, die aus dieser Modellperspektive alleine jedoch nicht beantwortet werden können. Wie gelingt es bspw. Personen aus wenig kohäsiven (d.h. tendenziell deprivierenden) Kontexten übergreifende

Handlungsziele abzuleiten und mit hartnäckiger Willenstärke auch gegen Widerstände zu verfolgen? Die *Persönlichkeits-System-Interaktions*-Theorie von Kuhl („PSI-Theorie", 1998; 2000) wird in dieser Arbeit als zweiter zentraler Baustein der Konzeptualisierung von Bedürfnissen und Motiven eingeführt, um die affektiv-volitionalen Mechanismen zu beschreiben, welche die Repräsentation individueller Bedürfnisse und ihre Befriedigung auch in deprivierenden Kontexten erst ermöglichen. Ein funktionales Merkmal impliziter Motive, wie sie in der engeren Sicht verstanden werden, ist ihre *Selbstgeneriertheit.* Sie stammen aus einem Teilsystem des *Selbst*, dem sog. Extensionsgedächtnis, welches den Zugang zu *eigenen* Bedürfnissen im sozialen Kontext verwaltet. Eine entscheidende Voraussetzung für die Entstehung ist aus dieser Sicht der Wille des Individuums, eigenen Bedürfnisse (ob nun nach Bindung, Leistung oder Macht) auch unter ungünstigen Bedingungen und, wenn nötig, gegen die der anderen Ausdruck zu verleihen. Hierzu gehört auch die Fähigkeit, unter anreizdeprivierenden Bedingungen wie bspw. geringer familiärer Kohäsion oder geringer elterlicher Involviertheit den Zugang zu den eigenen Bedürfnissen nicht zu verlieren und Optimismus und Handlungsbereitschaft zu mobilisieren („Hoffnung auf Erfolg").

Aus diesen beiden Modellen lassen sich Fragestellungen ableiten, die empirisch überprüft werden. Eine gewisse Komplexität dieser Fragestellung liegt darin begründet, daß die kontextuellen und differentialpsychologischen Aspekte der Motiventwicklung stets als zwei Seiten einer Medaille gemeinsam gedacht, jedoch sukzessive dargestellt werden müssen. Dieser interaktionistische Ansatz fragt also nach dem komplizierten Wechselspiel zwischen bedürfnisgenerierenden frühkindlichen Sozialisationskontexten und der bedürfnisumsetzenden, persönlichkeitsspezifischen Handlungsregulationen. Erst dieses Zusammenspiel, so die zentrale These dieser Arbeit soll mit der Entstehung impliziter Motive assoziiert sein, so daß man Motive aus dieser Sicht auch als stabile, in der frühen Ontogenese erworbene *Person-im-Kontext-Interaktionen* bezeichnen könnte.

Aufgrund der notwendigerweise schrittweise erfolgenden Formulierung der Hypothesen sollen einige theoretischen Annahmen und ihr Bezug zu der zentralen Fragestellungen dieser Arbeit hier nun kurz umrissen werden, um einen ersten Überblick zu geben. Sie werden in späteren Abschnitten noch ausführlicher beschrieben. Darauf aufbauend werden spezifische Hypothesen abgeleitet. Die beiden ersten Fragestellungen ergeben sich aus dem Zwei-Komponenten-Modell von Keller (2000), die dritte und vierte aus der PSI-Theorie von Kuhl (2001).

1.2.1 Die Kontext-Fragestellungen

1. Keller (2000) postuliert, daß ein hohes Ausmaß an erlebter Wärme und Kohäsion in der frühen Kindheit zu einer *interdependenten Orientierung* führt, also zu einer Zentrierung auf die Bedürfnisse und Belange des Selbst in bezug auf andere (d.h., der sozialen Interaktionspartner). Wenig erlebte Wärme und Kohäsion in der Kindheit soll dagegen eine *individualistische Selbstzentrierung* bzw. eine Betonung der eigenen Bedürfnisse nach Zuneigung und Akzeptanz, unabhängig von anderen, bewirken.

Kann man diesen Zusammenhang als motivationspsychologische Fragestellung umformulieren? Ist also ein Merkmal früher Sozialisationskontexte, nämlich *Wärme und Kohäsion,* ausschlaggebend dafür, inwieweit individuelle Bedürfnisse nach Bezogenheit „gestillt" werden oder aber „offen" bleiben? Wenn diese Bedürfnisse nach Bezogenheit offen bleiben („perseverieren"), sollte dies den stabilen Bedürfniskern des Bindungsmotivs bilden (d..h. die Grundlage für die Entstehung des Motivs in seiner weiten Bedeutung[1]). Personen dagegen, deren frühe Sozialisationskontexte durch Kohäsion gekennzeichnet waren, brauchen sich nicht so stark um die Herstellung und Aufrechterhaltung von Bindungen, also das Stillen eines grundlegenden Bedürfnisses, zu sorgen, da sie sie als selbstverständlichen Teil ihrer Umwelt erlebt haben. Ohne einen perseverierenden Bedürfniskern sollte sich dann allerdings auch kein Motiv bilden können - es bleibt Raum für andere Antriebsquellen des Verhaltens wie bspw. die Motive anderer („interdependente Orientierung").

Diese Fragestellung läßt sich auch auf die anderen Motive anwenden. Aus dem Modell von Keller kann abgeleitet werden, daß der Einfluß von Wärme generell eine Milderung oder Inhibierung des selbstzentrierten Charakters von Motiven bewirkt – nicht mehr alleine die eigene Bedürfnisbefriedigung steht dann im Vordergrund, sondern zunehmend auch die der anderen Interaktionspartner.

Um das Komponenten-Modell für das Verständnis der Machtmotivgenese fruchtbar zu machen, wird eine zusätzliche Annahme eingeführt, die im Modell von Keller (2000) nicht explizit enthalten ist. Aufbauend auf Befunden von Biller (1992), Elder (1974) und Gehring

[1] Wichtig ist hier, noch mal auf die Unterscheidung zwischen Bedürfnis und Motiv hinzuweisen: Von einem Motiv gehen wir konzeptionell erst aus, wenn sich um den Bedürfniskern herum ein Netz aus Handlungsmöglichkeiten und Affekten entwickelt hat – die Bedürfnisse also gestillt und die Entstehung eines Motivs verstärkt wurde.

(1992a,b) wird angenommen, daß die familiäre Kohäsion nicht nur auf horizontaler Ebene (Nähe versus Distanz) sondern auch auf vertikaler Ebene (Verteilung von Einfluß und Macht innerhalb der familiären Subsysteme) zu finden ist. Draper & Harpending (1982) legen dabei einen Zusammenhang zwischen einem fehlenden Einfluß des Vaters auf das Kind und einem erhöhten Bedürfnis nach Macht und Einfluß nahe.

Diese Zusatzannahme ist m.E. durchaus in das Modell von Keller (2000) integrierbar. Ein stark divergierender Einfluß unterschiedlicher Bezugspersonen auf das Kind bedeutet ja eine exklusive Zentrierung der Aufmerksamkeit innerhalb einer Eltern-Kind-Dyade und eine gewisse Abwertung der anderen Beziehung. Diese exklusive Einflußnahme bspw. nur der Mutter auf das Kind dürfte auch als ein Anzeichen für eine starke Differenzierung der Familie in getrennte Subsysteme sein. Beide Merkmale – die Exklusivität von Beziehungen und die starke Differenzierung in Subsysteme – sind eher für die kompetetiven westlichen Industrienationen typisch (Keller & Eckensberger, 1998). Durch sie werden Grenzen und mögliche Interessenskonflikte zwischen den Subsystemen betont und stärker erlebbar. Aber auch mögliche Differenzen innerhalb der Dyaden bekommen durch ihren exklusiven Charakter eine überproportionale Bedeutung, so daß eine Verstärkung des Bedürfnisses , andere beeinflussen zu können, funktional erscheint.

2. In dem Modell von Keller wird eine weitere Sozialisationsdimension angenommen, die unabhängig von der Wärme ist. Das Ausmaß an *Kontingenzerfahrungen* in der frühen Kindheit soll mit Bedürfnissen nach Unabhängigkeit und Autonomie in Verbindung stehen (Keller, 2000). Personen, deren Verhaltenskonsequenzen regelmäßig und prompt zurückgemeldet werden, erleben sich stärker als Handlungszentrum, was die Entwicklung des „Selbst“ fördern sollte.

Die Bedeutung von Kontextmerkmalen, die frühe Selbstwirksamkeit fördern, ist für die Genese des Leistungsmotivs von vielen Forschern betont worden (s. Abschnitt 2.1.5): Wer sich selbst als „Agens“ erleben will, muß Dinge auch *selber* meistern können (s. dazu das Konzept der „mastery motivation“, White, 1959). Personen dagegen, von denen Autonomie weniger früh gefordert wird, brauchen diese Bestrebung nach eigenständiger Beherrschung von Objekten und nach diversiver Exploration und Selbsterfahrung weniger anzustreben. Bleibt hierdurch der Bedürfniskern des Leistungsmotivs unterentwickelt?

1.2.2 Die Persönlichkeits-Fragestellungen

Welche Folgerungen ergeben sich für die Motivgenese, wenn stabile Bedürfnisse in Entwicklungskontexten entstehen sollten, die durch relativ geringe Investition von anderen gekennzeichnet sind, an das Individuum also die Anforderung stellen, relativ eigenständig zu sein, sich nicht zu sehr auf andere zu verlassen, das eigene Bedürfnisschicksal selbst in die Hand zu nehmen usw.? Es erscheint schlüssig, daß diese Anforderung nach Autonomie auch mit dem *Willen, Autonomie einzufordern* übereinstimmen muß (Bischof, 1985). Dies könnte jedoch bedeuten, daß *volitionale Mechanismen*, die den Umgang mit Ist-Soll-Diskrepanzen betreffen, eine wichtige Rolle bei der Motivgenese spielen.

3. Nach der PSI-Theorie von Kuhl (1997; 1998, 2000) ist die Affektsteuerung eine wichtige Grundlage für die Modulation kognitiver und volitionaler Mechanismen. Die Mobilisierung von positivem Affekt aktiviert ein kognitives Makrosystem, welches in Anlehnung an die Terminologie von Jung als „intuitives Ausführungssystem“ bezeichnet wird. Das zentrale Funktionsmerkmal der Intuition ist der Aufbau einer positiven Beziehung zu Objekten sowie das Vermeiden von Konflikten durch positive Umdeutungen ("Flucht in den positiven Affekt“, „Beschwichtigen"). Intuition ermöglicht auch in Kontexten, die die Befriedigung von Bedürfnissen erschweren, die Erprobung von einfachen, spontan verfügbaren Handlungsroutinen.

Umgekehrt führt eine weitgehende Hemmung von positivem Affekt zu einer Verknüpfung von Situationen mit der kognitiven Funktion des analytischen Planens („Frustration“) und des Ichs, d.h., der Repräsentation des Selbst in einem dichotomen Entweder-oder-Format. Da eine kurzfristige oder dispositionelle Dämpfung von positivem Affekt möglichen Kontrollverlust signalisiert (Kuhl & Kazén, 1997), ist damit die Vermeidung dieses Kontrollverlustes durch Handlungsblockierung, Nachdenken und Planen verbunden. Personen, die dispositionell nur schwer positiven Affekt mobilisieren können, gelingt es selten, diese Handlungsblockade abzulegen (Kuhl & Beckmann, 1985). Dies wirft die Frage auf, ob eine dispositionelle Handlungsblockade die Entwicklung von Motiven im engeren Sinne verhindert, weil zwar der Bedürfniskern vorhanden ist, sich jedoch um diesen keine Handlungsmöglichkeiten der Befriedung und positiven Verstärkung des Bedürfnisses bilden können.

Diese Fragestellung soll durch ein Beispiel illustriert werden. Die wohl früheste Form der Kontingenzerfahrung ermöglichen Eltern ihren Kindern in Face-to-Face Situationen im Alter von ca. drei Monaten (Keller, Lohaus, Völker, Cappenberg & Chasiotis, 1999). Kennzeichnend für diese Interaktionsform ist, daß die Eltern auf die *spontanen* Signale des Kindes reagieren und dem Säugling so erste Aspekte des Selbst spiegeln (Keller, 1997b; Papousek & Papousek, 1987). Spontanes (also nicht extrinsisch induziertes!) und affektiv positives Verhalten dürfte daher schon in der frühen Ontogenese eine wichtige *Voraussetzung* für die Entstehung impliziter Motive sein (in diesem Fall das Explorationsmotiv, das wiederum als Vorläufer des Leistungsmotivs betrachtet werden kann). Es wäre selbstverständlich ein Zirkelschluß, wenn man dieses spontane Verhalten durch implizite Motive verursacht ansähe – das Handeln kommt ontogenetisch vor der Motivation! Es sind zwei unabhängige Variablen, die zusammen den Keim eines Motivs bilden: Der Kontext bzw. der durch die Eltern ermöglichte Rahmen zum spontanen Handeln und eine zum Teil schon angeborene intuitive Verhaltensbereitschaft.

4. Die PSI-Theorie nimmt eine weitere affektive Dimension an, die unabhängig vom positiven Affekt ist (siehe auch Watson & Tellegen, 1985; Watson, Wiese, Vaidya & Tellegen, 1999). Es handelt sich hierbei um die negative Affektivität, die nicht einfach das Gegenteil von positivem Affekt ist, da beide Zustände nicht so stark miteinander korrelieren, daß sie als Gegensatzpole derselben affektiven Dimension betrachtet werden müssen. Stimmungen und darauf aufbauende Persönlichkeitsdispositionen, die durch das Fehlen von negativem Affekt (z.B. Gelassenheit, Vertrautheit) geprägt sind, brauchen nicht die gleiche Wirkung zu haben wie Stimmungen, die mit positivem Affekt (Unternehmungslust, Erregung, Begeisterung) verbunden sind.

Negativer Affekt signalisiert das Eintreten eines unerwarteten aversiven Ereignisses, also einen Verlust an *Vorhersagbarkeit* (Kuhl & Kazén, 1997). Dies führt zur Aktivierung der kognitiven Funktion des Empfindens und der Diskrepanzwahrnehmung, wodurch angstauslösende Stimuli schneller bemerkt und vermieden werden können. Charakteristisch an dieser *Orientierungsreaktion* ist, daß gerade aktivierte Bedürfnisse zurückgestellt werden, um auf Gefahr sofort reagieren zu können.

Läßt sich hieraus eine Bedeutung von negativem Affekt für die Motivgenese ableiten? Wo eigene Bedürfnisse zurückgestellt werden, um auf die Umwelt reagieren zu können, ist die

Entstehung eigener Anreiz-aufsuchender Tendenzen erschwert. Dies gilt auf der Persönlichkeitsebene für Personen, die dispositionell schnell und häufig mit negativen Affekten reagieren (sog. „bestrafungssensitive“ Personen). Diese, so das Postulat der PSI-Theorie, tendieren dazu, eigene Bedürfnisse chronisch zu deaktivieren. So entsteht auf lange Sicht ein Verlust der Zugänglichkeit zum sog. *Extensionsgedächtnis*, also dem psychischen Subsystem, in dem eigene Bedürfnisse, Präferenzen und Wünsche in einem ganzheitlich analogen Format repräsentiert sind und mit Handlungsmöglichkeiten verknüpft werden. Bestrafungssensitiven Personen könnte daher die implizite Basis stabiler Motive fehlen (Kuhl, 2000).

Je mehr der negative Affekt reguliert werden kann, desto resistenter ist eine Person gegenüber angstauslösenden Situationen. Personen, die zu so einem „robusten” Persönlichkeitsstil tendieren, können auch in tendenziell angstauslösenden oder konflikthaften Situationen den Überblick über ihre Bedürfnisse bewahren. Und dieses volitionale Merkmal wiederum könnte es der Person erleichtern, auch in Anreiz-deprivierenden Kontexten Motive zu bilden.

Verdeutlicht sei dies wiederum anhand eines Beispiels. Ein durch häufiges Erleben von Kontingenz geweckte Bedürfnis nach Exploration könnte je nach dem volitionalen Persönlichkeitshintergrund recht unterschiedlich verlaufen: Während bestrafungs*resistente* Personen, die mit eigenständiger Exploration möglicherweise verbundenen Mißerfolge, Rückschläge und Gefahrenmomente als „Herausforderung“ erleben, Situationen und Handlungsmöglichkeiten positiv miteinander assoziieren und so ein Motiv bilden könnten, stehen bestrafungs*sensitive* Personen in der Gefahr, sich zu schnell aus der *Erregung* auslösenden Situation (s. Bischof, 1985) zurückzuziehen, womit möglicherweise der Bildung bspw. eines erfolgaufsuchenden Leistungsmotiv die Grundlage entzogen ist.

1.3 Zielsetzung

Ziel dieser Arbeit ist es, aus den eben aufgeworfenen Fragen Hypothesen zu formulieren und empirisch zu testen. Hierfür werden drei Methoden miteinander in Beziehung gesetzt, die jeweils einen Aspekt der Fragestellung operationalisieren. Für die Operationalisierung frühkindlicher familiärer Kontexte wird der *Familien-System-Test (FAST)* von Gehring (1993a) verwendet. Diese Figuren-Lege-Methode erscheint für die retrospektive Erfassung früher, impliziter *Merkmale des Kontextes und den in diesen ablaufenden Mechanismen*

besser geeignet als Fragebögen. Der FAST ist durch Skalen, die auf frühkindliche Beziehungsaspekte abzielen und durch das sog. „Adult-Attachment-Interview“ (Main, Kaplan & Cassidy, 1985) validiert worden (Scheffer, Chasiotis, Restemeier, Keller & Schölmerich, 2000). Die Operationalisierung affektiv-volitionaler Mechanismen geschieht durch das *Persönlichkeits-Stil-und-Störungs-Inventar (PSSI)* von Kuhl & Kazén (1997). Dieses Inventar erhebt den Anspruch, die der Volition zugrundeliegenden, affektiven und kognitiven Mechanismen als interindividuelle Unterschiede zu erfassen.

Als abhängige Variable wird eine Methode der impliziten Motivmessung entwickelt, die sich eng an den TAT anlehnt, unterschiedliche Inhalte aber differenzierter erfaßt: Der sog. „Operante Motiv-Test (OMT, Kuhl & Scheffer, 1999) erscheint für die Operationalisierung des impliziten Unterbaus von Motiven praktikabler als der TAT, da er unmittelbar an der Interpretation der Bildvorlagen ansetzt und so das Schreiben langer Phantasiegeschichten überflüssig macht. In mittlerweile mehrjähriger Arbeit mit dem OMT konnten die Antworten, welche Probanden in kurzen Sätzen auf mehrdeutige Bildvorlagen geben, in ein Kategoriensystem eingeordnet werden. Es hat sich gezeigt, daß diese Antworten auch bei divergierenden Stichproben und in unterschiedlichen Kulturen mit hoher Sicherheit einer von 15 Kategorien zugeordnet werden können. Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die inhaltliche Definition der 15 OMT-Motive sowie ihren Bezug zur Fragestellung.

Tabelle 1: *Die Motiv-Komponenten des OMT*

Spalten definieren **Bedürfnisse ("WAS")** Zeilen (Ebenen) definieren **Mechanismen ("WIE")**	**Bindung** **Kontexthypothese (Komponenten-Modell):** Geringe familiäre Kohäsion („hohe emotionale Distanz bzw. geringe Wärme“)	**Leistung** **Kontexthypothese (Komponenten-Modell):** Zurückhaltende elterliche Förderung und Stimulation („Kontingenz“)	**Macht** **Kontexthypothese (Komponenten-Modell):** Geringe familiäre Kohäsion auf vertikaler Ebene („hohe Machtdistanz“)
Ebene 1: Postulierter Mechanismus (PSI-Theorie): **A +; Intuition intrinsisch:** gekennzeichnet durch Selbstbezug und Tiefe	*O11 Begegnung:* Wärme, Liebe, freudiger Austausch, Aufgabe von Kontrolle	*O21 Flow:* Aufgehen in einer Aufgabe, Erkenntnis, Interesse oder Neugier, etwas ganz alleine schaffen	*O31 Führung:* Beeinflussung anderer durch Stärke oder selbstverständliche Überlegenheit
Ebene 2: Postulierter Mechanismus (PSI-Theorie): **A +; Intuition extrinsisch:** ("oberflächlich")	*O12 Geselligkeit:* gemeinsamer Spaß durch Kontakt und Unterhaltung	*O22 Gütemaßstab:* Orientierung an übernommenen Gütestandards oder Zielen	*O32 Anerkennung:* Sich in den Mittelpunkt stellen; Status; Bestätigung durch andere;
Ebene 3: Postulierter Mechanismus (PSI-Theorie): **A (-); Extensionsgedächtnis:** aktive Bewältigung von Frustration	*O13 Networking:* Kontakt durch Unabhängigkeit; Überwindung v. Distanz durch Kompetenz	*O23 Mißerfolgs-bewältigung* Fehler und Probleme erkennen und handlungsorientiert lösen	*O33 Selbstbehauptung* Sich gegen andere bei Widerständen durchsetzen; Entscheiden unter Unsicherheit
Ebene 4: Postulierter Mechanismus (PSI-Theorie): **A (+);Analytisches Absichtsgedächtnis:** planen, hartnäckig durchhalten	*O14 Anschluß:* Einsamkeit oder Ausschluß verhindern; Geborgenheit suchen; hartnäckig affiliieren	*O24 Leistungsdruck:* unter Streß durchhalten und nicht versagen; wetteifern; Druck aushalten; Anforderungen standhalten	*O34 Direktion*: Negative Seiten der Macht und Schwierigkeiten bei der Machtumsetzung erkennen; diskrete Kontrolle anstreben
*Ebene 5: Postulierter Mechanismus (PSI-Theorie):***A -; Empfinden:**negative Emotionen und Anreize erkennen	*O15 Verbindlichkeit:* Gefühle von Einsamkeit und Angst empfinden; Distanz erkennen; um Hilfe bitten; „klammern“	*O25 Selbstkritik:* die eigenen Fehler erkennen und zugeben; Mißerfolge wahrnehmen; Hilfe annehmen	*O35 Unterordnung:* eigene Machtlosigkeit bewußt machen; erfolglose Strategien der Durchsetzung erkennen

Anmerkungen: Die Notationen zu den PSI-Mechanismen sind von Kuhl & Kazén (1997) übernommen.

A + = Mobilisierung von positivem Affekt; intuitives Handeln

A (-) = Herabregulieren von negativem Affekt; Zugriff zum Extensionsgedächtnis und dem Selbst

A - = negativer Affekt; Blockierung des Extensionsgedächtnis und des Selbst; A (+) = gehemmter positiver Affekt; zögern; Bahnung des Planens und des analytischen Absichtsgedächtnisses

Wie beim TAT wird die grundlegende Unterscheidung des Bindungs- , Leistungs- und Machtmotivs übernommen. Die Spalten in Abbildung 1 entsprechen daher dem eingangs zitierten weiten Motivationsbegriff, der die spezifischen Umsetzungsformen außer Acht läßt. Darüber hinaus werden jedoch für jedes der drei Grundmotive fünf Facetten bzw. „Ebenen" angenommen. Sie bilden die Grundlage für den engeren Motivbegriff, indem sie eine Operationalisierung der „Vernetzung" von Bedürfnissen mit verhaltensbahnenden oder –hemmenden Systemen bereitstellen. Insbesondere die Ebenen, die mit gebahntem positiven Affekt (A+) und mit gehemmten negativen Affekt (A(-)) assoziiert sind, können den engeren Motivbegriff explizieren (Ebenen 1-3). Die Ebenen 4 und 5 verdeutlichen ebenfalls einen spezifischen Motivationsbegriff, allerdings ist das postulierte affektive Netzwerk hier negativ getönt und daher aus der Sicht der PSI-Theorie nur dann verhaltensaktivierend, wenn eine Situation aufgesucht werden kann, in der doch noch positiver Affekt auftritt, so daß der Antagonismus zwischen Absichtsgedächtnis und intuitiver Ausführung aufgehoben wird (Kuhl & Kazen, 1999). Diese Suche nach günstigeren Gelegenheiten der Bedürfnisbefriedigung ist auf Ebene 4 aktiv, auf Ebene 5 dagegen bereits durch Passivität gekennzeichnet. Eine ausführliche Beschreibung der OMT-Motive findet sich bei Kuhl & Scheffer (1999).

Das zentrale Postulat dieser Arbeit besteht darin, daß die hier vorgestellten Motivkomponenten aus der Interaktion früher Kontexterfahrungen und differentieller Persönlichkeitsstile abgeleitet werden können. Für jede der 15 Motivkomponenten wird daher eine spezifische Kontext-Persönlichkeits-Interaktions-Hypothese aufgestellt und empirisch überprüft. Einige Befunde zur prognostischen Validität des OMT in alltagsrelevanten Situationen (Beruf und Familie) werden ebenfalls vorgestellt, um zu verdeutlichen, daß die theoretische und methodische Erweiterung des TAT durch den OMT neben einer wesentlich leichteren Anwendbarkeit auch Verbesserungen bei der prognostischen Validität erwarten läßt.

1.4 Aufbau der Arbeit

Der theoretische Teil gliedert sich in drei Hauptabschnitte. Zunächst wird ein Überblick über den Stand der Forschung mit dem TAT gegeben. Hierdurch soll zum einen die Relevanz impliziter Motive für das Erleben und Verhalten von Menschen verdeutlicht werden. Zum anderen soll das existierende Wissen zur Entwicklung von impliziten Motiven zusammengefaßt werden.

Nach der Bewertung und Kritik dieser Forschung werden in Abschnitt 2.2 Befunde aus der allgemeinen Psychologie zum impliziten Gedächtnis vorgestellt, die Hinweise darauf geben können, wie sich implizite Motive messen lassen. Darauf aufbauend werden die Vorteile der OMT-Meßmethode gegenüber der TAT-Meßmethode erörtert.
Im zweiten Hauptabschnitt des theoretischen Teils werden die entwicklungspsychologischen Befunde aus der Forschung mit dem TAT in das Komponenten-Modell der Sozialisation von Keller (2000) integriert und erste Annahmen über die Entwicklungsbedingungen von Motiven formuliert. Im dritten Hauptabschnitt schließlich werden Befunde zusammengefaßt, welche Annahmen über den modulierenden Einfluß von affektiv-volitionalen Mechanismen bei der Motivgenese begründen. Darauf aufbauend werden in Abschnitt 2.7 zu den 15 OMT-Komponenten Entwicklungshypothesen formuliert.

Im empirischen Teil dieser Arbeit werden zunächst die verwendeten Stichproben und die Datenerhebung, danach die verwendeten Methoden und Instrumente beschrieben. Hierauf folgen die Ergebnisse der Hypothesenüberprüfung, sowie eine Zusammenfassung und Interpretation der wichtigsten Ergebnisse.

Im vierten Kapitel schließlich werden diese Ergebnisse diskutiert und ihre Bedeutung im Ausblick erörtert.

2. Theorie

Die theoretischen Annahmen dieser Arbeit fußen auf drei Forschungsansätzen. Zum einen baue ich auf den vielfältigen Befunden und Arbeiten der am TAT orientierten Motivforschung auf. Auch wenn im folgenden daran einiges zu kritisieren und auch zu revidieren sein wird, steht doch fest, daß die hier vertretenen Annahmen stark durch die Sicht von Heckhausen (1989), McClelland (1987), Winter (1996) und vielen anderen Motivationspsychologen beeinflußt wurden. Dieser ersten Säule der Theorie widmet sich der folgende Abschnitt. Erst auf dieser Basis können dann die eigentlichen Kernkonzepte greifen, die aus dem Komponenten-Modell von Keller und der PSI-Theorie von Kuhl abgeleitet werden.

2.1 Grundlagen aus der Motivforschung mit dem TAT

Motive orientieren, selektieren und energetisieren das Verhalten (McClelland, 1987). Motive haben also insbesondere etwas damit zu tun, in welchen *Lebensbereich* Menschen ihre Zeit, Energie und Hoffnung vorrangig investieren. Viele Forscher sind sich heute einig, daß es insbesondere drei Lebensbereiche sind, in die differentiell investiert wird, und die dadurch drei universelle und für das alltägliche Verhalten signifikante Motive definieren: *Bindung, Leistung* und *Macht* werden dabei als eine motivationale Grundausstattung angesehen, die auf der einen Seite allen Menschen zu eigen, gleichzeitig jedoch auch Grundlage differentieller Unterschiede ist (Kornardt, Eckensberger & Emminghaus, 1980).

Da diese Arbeit auf der Forschung mit dem TAT aufbaut, sollen im folgenden Abschnitt zunächst einige wichtige Befunde aus der am TAT orientierten Forschungstradition vorgestellt werden. Am Ende dieses Abschnitts wird dann dargelegt, in welchen Aspekten die theoretischen Grundlagen dieser Arbeit über die der klassischen Motivationsforschung hinausgehen.

2.1.1 Das Bindungsmotiv

Basis dieses ersten grundlegenden Motivsystems ist der natürliche Anreiz, *mit anderen Menschen einen persönlichen und verläßlichen Kontakt aufzubauen oder Verlassenwerden und Einsamkeit zu vermeiden* (siehe hierzu auch Baumeister & Leary, 1995). Die Wirkung dieses Motivs ist es, die Wahrnehmung und die Verhaltenssteuerung unmittelbar auf das Suchen, Austauschen und Aufrechterhalten von Kontakt mit anderen zu fokussieren. Das Bindungsmotiv dient also dem Aufbau, der Aufrechterhaltung oder der Wiederherstellung von Bezogenheit, Nähe, persönlicher Begegnung und freundschaftlichen Beziehungen zu anderen Menschen.

In der Literatur werden zwei Komponenten des Bindungsmotivs beschrieben. Zum einen das Affiliationsmotiv, welches sich, wie ich noch näher begründen werde, dem Bedürfnis nach Sicherheit und Geborgenheit zuordnen läßt. Zum anderen das Begegnungsmotiv, welches eher mit den positiven Affekten Wärme und Liebe in Verbindung steht. Beide Komponenten korrelieren recht hoch miteinander und sie sind auch beide mit dem natürlichen Anreiz *Kontakt* assoziiert – dennoch haben sie durchaus unterscheidbare Verhaltenskorrelate (McAdams, 1980; 1982; Winter, 1996).

Wenn wir zunächst einmal das Grundmotiv Bindung betrachten, welches Affiliation und Begegnung beinhaltet, dann wird dieses Motiv durch die Dimension Kontakt versus Distanz angeregt. Die daraus entstehenden mentalen Vorstellungen können bspw. im TAT oder im OMT durch die Interpretation der Bildvorlagen durch die Probanden erkennbar werden. Winter (1994, S. 12-14) beschreibt verschiedene Formen von Bindungsfantasien (*affiliation-intimacy imagery*), die mit erhöhter Wahrscheinlichkeit dann zu erwarten sind, wenn (i) eine Person eine Disposition für das Bindungsmotiv hat, (ii) diese Disposition von den Bildvorlagen angeregt wird und (iii) diese Anregung durch Parameter der Situation (z.B. den Versuchsleiter oder hohem ”Testdruck”) nicht all zu sehr unterdrückt wird. Diese Inhalte werden im Methodenteil knapp geschildert.

Wie sind die Motivationsforscher vorgegangen, um diese das Bindungsmotiv definierenden Inhalte zu bestimmen? Bei der Entwicklung von Inhaltsschlüsseln des TAT haben Entwicklungs-Modelle bezüglich der Entstehung von Motiven eine wichtige Rolle gespielt. Ein Blick in die ältere Literatur zeigt, daß zunächst die Vorstellung einer Deprivation von

Motiv-relevanten Anreizen als Modell der Entstehung von Motiven dominiert hat. In Anlehnung an psychoanalytische wie auch verhaltenstheoretische Modelle wurde angenommen, daß sich Motive in der Auseinandersetzung mit grundlegenden frühkindlichen Konflikten bzw. durch die Reduktion biologischer Triebe entwickeln (siehe McClelland, 1965a).

Es ist aus diesem Grund nicht verwunderlich, daß zunächst Hunger als biologisches Motiv untersucht wurde. Besonders aufschlußreich ist dabei eine Untersuchung von Atkinson & McClelland (1948). Das Motiv Hunger wurde von ihnen durch Dienstpläne auf einem Unterseeboot-Stützpunkt experimentell variiert, ohne daß die beteiligten Matrosen ahnten, daß sie an einem Hungerversuch teilnahmen. Die TAT-Geschichten der Matrosen nach den verschiedenen Entzugsdauern (zwischen einer und 16 Stunden) zeigten eine lineare Zunahme nahrungsbezogener Inhalte bei gleichzeitiger Abnahme anderer Inhalte als Funktion der Entzugsdauer. Damit schien klar, daß die indirekte Meßmethode des TAT sensibel auf Deprivationszustände reagiert (im Gegensatz zur direkten Methode bei Fragebögen). Daraus wurde gefolgert, daß auch stabile Motive als eine Funktion von früherer Deprivation aufgefaßt werden könnten.

Shipley und Veroff (1952) haben diese Idee aufgegriffen und in Anlehnung an das Deprivationsmodell einen Inhaltsschlüssel für das Anschlußmotiv entwickelt. Sie gingen dabei sowohl quasi-experimentell als auch experimentell vor. Sie verglichen Personen, die einen Monat vorher eine Absage auf ihren Antrag zur Aufnahme in eine studentische Verbindung erlebt hatten, mit einer Kontrollgruppe. Das Rational dieses Vorgehens war, daß die abgelehnten Personen vom natürlichen Anreiz, Kontakt zu haben, depriviert sein müßten und daher im TAT häufiger anschlußthematische Inhalte produzieren sollten. Diese Hypothese konnten die Forscher verifizieren. In einer weiteren experimentellen Untersuchung induzierten Shipley und Veroff (1952) Furcht vor Zurückweisung durch soziometrische Einschätzungen von Kameraden, bei der man befürchten muß, negativ beurteilt zu werden. Auch bei diesen Personen häuften sich gegenüber einer Kontrollgruppe TAT Inhalte, die um Zurückweisung, Trennung und Vereinsamung, aber auch um freundliche Interaktionen mit anderen kreisten. Wie beim biologischen Motiv Hunger ist also auch das Affiliationsmotiv durch eine antizipierte oder vollzogene Zurückweisung geprägt (s. auch Boytazis, 1973). Die Deprivation bindungsthematischer Anreize bewirkt dabei eine Zunahme sowohl negativer

Inhalte („Furcht vor Zurückweisung“) als auch positiver Inhalte („Hoffnung auf Anschluß“, s. Atkinson, Heyns & Veroff, 1954).

Die ursprüngliche Annahme der Motivationsforscher, daß Motive Bedürfnisse reflektieren und daher in deprivierenden Situationen entstehen, wurde jedoch bald kritisiert. McAdams (1980) postulierte, daß Motive auch durch positive Stimulation entstehen können und zeigte empirisch, daß Probanden auch auf das Erleben positiver reziproker Interaktionen mit einer Zunahme von bindungsthematischen Inhalten reagieren. Diese Inhalte unterscheiden sich von denen des Affiliationsmotivs durch ihren exklusiv positiven Gehalt.

2.1.2 Das Leistungsmotiv

Dieses Motiv, welches man auch als *Effizienz-Motiv* bezeichnen könnte (McClelland, 1987), baut auf dem Schlüsselreiz *Variabilität* und den damit assoziierten Gefühlen Neugier/Interesse auf. Der Überlebensvorteil, Dinge, die schwer durchschaubar, variabel und komplex sind, nicht zu vermeiden sondern aufzusuchen und zu kontrollieren, ist für Organismen eine unbedingte Voraussetzung dafür, die eigenen Kompetenzen zu erweitern (Bischof, 1985). McClelland (1987) hat daher auch darauf hingewiesen, daß der eigenständige Umgang mit Unvorhersagbarkeit und Variabilität der natürliche Anreiz ist, auf dem das Leistungsmotiv aufbaut. Die Exploration kann deshalb als die vorrationale Basis des Leistungsmotivs gelten, aus dem die kognitiven Merkmale dieses Motivs, nämlich die Auseinandersetzung mit einem inneren oder äußeren Gütemaßstab (”standard of excellence”), aufbauen (McClelland, Atkinson, Clark & Lowell, 1953).

Auch hier kann man verschiedene Komponenten des Motivs – “Hoffnung auf Erfolg“ versus “Furcht vor Mißerfolg” unterscheiden (Heckhausen, 1989). Beim TAT wird die Interpretation von Bildvorlagen dann als leistungsthematisch kodiert, wenn das Ziel einer Person in der Geschichte deutlich wird, hinsichtlich dieses Gütemaßstabes erfolgreich zu sein (McClelland et al., 1954; Blickle, 1996). Winter (1994, S. 8-14) hat die verschiedenen Komponenten wie Furcht und Hoffnung in einem Schlüssel zusammengefaßt, der im Methodenteil kurz geschildert wird.

Die Idee, daß soziale Motive ähnlich wie Hunger entstehen, ist von McClelland, Clark, Roby & Atkinson (1949) auch für das Leistungsmotiv experimentell überprüft worden. Auch sie

bestimmten die Merkmalsdimensionen, die Versuchspersonen in einer für ein bestimmtes Motiv anregenden Bedingung von Versuchspersonen in einer Kontrollgruppe deutlich unterscheiden konnten. Konsistente Unterschiede zeigten sich dabei vor allem zwischen zwei Gruppen: Am wenigsten häufig waren leistungsbezogene Inhalte in einer entspannten Bedingung, in der den Probanden gesagt wurde, daß nicht sie, sondern die Aufgaben getestet wurden. Am häufigsten waren leistungsbezogene Inhalte in zwei Bedingungen, in denen „Ich-Beteiligung“ bzw. Mißerfolg induziert wurden. Den Probanden wurde dabei eine Testbatterie zur Messung ihrer Intelligenz und Führungsfähigkeit vergeben und ihre Ergebnisse anschließend mit künstlich hochgesetzten Normen verglichen, so daß alle relativ schlecht abschneiden mußten. Da nach dieser Bedingungsmanipulation das Leistungsmotiv signifikant anstieg, erschien auch dieses soziale Motiv als eine Analogie des Hungers.

Auch beim Leistungsmotiv wurde dieses auf Deprivation aufbauende Entwicklungsmodell jedoch kritisiert: Man vermutete, daß offenbar eine aufsuchende („Hoffnung auf Erfolg“) und eine vermeidende Komponente („Furcht vor Mißerfolg“) der Leistungsmotivation unterschieden werden muß, wobei erstere eher auf stimulierenden, und nur letztere auf deprivierenden Umweltfaktoren aufbauen sollte (Heckhausen, 1989; Trudewind, 1974).

2.1.3 Das Machtmotiv

Das Machtmotiv baut auf dem natürlichen Anreiz auf, *Einfluß auf andere auszuüben* und ist mit den affektiven Erfahrungen der Selbstwirksamkeit, der Stärke aber auch des Ärgers gekoppelt. Eine Funktion des Machtmotivs ist es, in sozialen Hierarchien aufzusteigen; es ist sowohl mit formalem, sozialem Einfluß als auch mit impulsivem, uninhibiertem, aggressivem Verhalten und extremer Risikobereitschaft assoziiert (McClelland, 1975; Winter, 1973). Das Machtmotiv kann in Kurzgeschichten immer dann kodiert werden, wenn es bei den Interpretationen der Bilder deutlich wird, daß es einer Person, Gruppe oder Nation darum geht, Einfluß, Kontrolle oder Überzeugungskraft auf andere bzw. deren Gefühle und Gedanken zu besitzen.
Als recht uneinheitlich stellt sich die Entwicklung von Inhaltsschlüsseln für das Machtmotiv dar. So enthält bspw. der Inhaltsschlüssel des Machtmotivs von Veroff (1957) überwiegend Themen, die von der Demütigung oder der mangelnden Fähigkeit einer Person handeln, sich durchzusetzen. Diese Inhalte zeigten sich verstärkt in einer experimentellen Bedingung, in der Studenten darauf warteten, ob sie für öffentliche Ämter gewählt worden waren oder nicht. Die

Wahl einer solchen experimentellen Situation zur Anregung des Machtmotivs dürfte noch ganz im Sinne des Deprivationsmodells interpretiert werden, da die Probanden ja befürchten mußten, für das Amt und dem damit assoziierten Einfluß nicht gewählt zu werden.

Uleman (1972) konstruierte etwa zeitgleich wie McAdams (1980) mit seinem „Initimitätsschlüssel“ im Bindungsbereich ein Motivmaß, welches eher positive Aspekte des Machtmotivs hervorhebt. Beim Machtmotiv sind dies bspw. Prestige, Ruhm und Reichtum. Diese Aspekte zeigten sich dann, wenn man Personen als Versuchsleiter für psychologische Experimente einsetzte. Da eine solche Rolle mit einem gewissen Einfluß und Prestige verbunden ist, wird das Deprivationsmodell offenbar verlassen. Man könnte vermuten, daß die Zunahme der Unzufriedenheit mit dem Deprivationsmodell als Entstehungshintergrund von Motiven gerade in den 70er Jahren auch etwas mit einem gewissen Wertewandel zu tun gehabt hat. Auch der bekannte Macht-Schlüssel von Winter (1973) hebt mehr auf Aspekte der Gelassenheit und Stärke ab. Diese Inhalte werden von Probanden verstärkt geäußert, wenn sie charismatische Führer wie John F. Kennedy auf einem Video bei einer seiner visionären Reden beobachtet haben.

Andere Schlüssel für das Machtmotiv erfassen charakteristische Mischungen verschiedener Motivkomponenten wie z.B. das sog. ”generative Machtmotiv” (McAdams, 1988), bei dem es darum geht, anderen zu helfen und die eigenen Werte und Normen weiterzugeben. Ein weiteres Maß verbindet das Machtmotiv mit einer mehr oder weniger hohen Inhibition bzw. Verantwortlichkeit, die darüber entscheidet, ob die Machtmotivation eher mit antisozialen, aggressiven und impulsiven Tendenzen oder aber mit Anpassung und Reife assoziiert ist (McClelland, 1975).

2.1.4 Zur Validität von impliziten Motivmaßen

Wie der folgende Abschnitt zeigen wird, ist die Validität von impliziten Motiv-Maßen, die durch operante Methoden wie dem TAT erhoben wurden, in zahlreichen Untersuchungen dokumentiert worden. Dies gilt in weit geringerem Ausmaß für explizite Motivmaße, also solche, die durch Fragebögen erhoben wurden. Im folgenden wird zu dieser Befundlage ein kurzer Überblick gegeben. Für eine vollständigere Darstellungen seien die Lehrbücher von Heckhausen (1989), McClelland (1987) und Winter (1994) empfohlen.

Prognostische Validität des impliziten Bindungsmotivs

Das implizite Intimitäts- bzw. Begegnungsmotiv, gemessen im Alter von 30, konnte 17 Jahre später eheliche Zufriedenheit, Arbeitszufriedenheit und psychosoziale Gesundheit vorhersagen (McAdams & Vaillant, 1982). Dieser Befund läßt sich vor dem Hintergrund eindrucksvoller Übereinstimmung zwischen Phantasie und Verhalten bei diesem Motiv, die in einer anderen Untersuchung von McAdams & Powers (1981) deutlich wurde, erklären: Personen, die ein hohes implizites Begegnungsmotiv haben, zeigen in einem Psychodrama auch entsprechende Verhaltensweisen. Das Begegnungsmotiv korrelierte zu r = .68 mit dem Ausdruck von positivem Affekt gegenüber den Mitspielern. Die Korrelation mit dem Ausmaß von reziprokem Dialog betrug r = .55 und mit der physischen Nähe zu anderen r = .42. Diese Untersuchung zeigt, daß Personen mit einem hohen Begegnungsmotiv sich dann gegenüber anderen entsprechend verhalten, wenn die Situation dafür geeignet ist (wie bspw. in einem Psychodrama). Da sich über einen langen Zeitraum immer wieder solche Situationen ergeben und von Intimitäts- bzw. Begegnungsmotivierten sogar gezielt aufgesucht werden dürften, könnte dieses Verhalten zur tatsächlichen Etablierung von intimen Beziehungen führen, die sich wiederum positiv auch auf andere Lebensbereiche auswirken (siehe hierzu Studien zum Zusammenhang zwischen intimen, verläßlichen Beziehungen und beruflicher Anpassung von Caligiuri, Hyland & Bross, 1998 sowie psychosozialer Gesundheit von Goleman, 1997).

Die Verhaltenskorrelate von impliziten Motiven scheinen so robust zu sein, daß auf ihrer Basis auch Einzelfalldiagnostik möglich ist. Winter & Carlsson (1988) haben hierfür interessante Belege vorgestellt, die darauf hindeuten, daß man die Motive von Individuen auch “aus der Distanz” messen und daraus Verhaltensvorhersagen ableiten kann. Sie taten dies bei einer Reihe prominenter Politiker, deren Reden sie inhaltlich analysierten. Dabei zeigen sich signifikante Übereinstimmungen zwischen den aufgrund vorliegender Studien vorhergesagten und den von Politikern tatsächlich gezeigten Verhaltensweisen. Die folgende Tabelle 2.1.1 ist von Winter & Carlsson (1988) übernommen. Sie zeigt die Verhaltensweisen, die man von Personen mit hoher Sicherheit erwarten kann, wenn sie eine starke Ausprägung des Bindungsmotivs aufweisen.

Tabelle 2.1.1: *Einige wichtige Verhaltenskorrelate des Bindungsmotivs (s. Winter & Carlsson, 1988)*

Zwischenpersönlicher Stil	Arbeitsstil
- sind gesellig unter entspannten aber zurückhaltend unter belastenden Bedingungen - interagieren viel und gerne mit anderen Menschen, wenn sie ihnen sympathisch sind; vermeiden jedoch die Menschen, die ihnen unsympathisch sind - empfinden schnell Sympathie für Menschen, die ihnen ähnlich sind; empfinden schneller Antipathie bei Menschen, die "fremd" oder "abweichend" sind	- in Führungsrollen unbeliebt, da einige Mitarbeiter bevorzugt, andere abgelehnt werden - suchen Rat bei Freunden statt bei Experten - sind keine erfolgreichen Unternehmer - arbeiten nicht gerne in Gruppen, wenn sich dort auch fremde oder ihnen unsympathische Personen befinden

Tabelle 2.1.1 macht deutlich, daß Personen, die im TAT als bindungsmotiviert eingestuft werden, ihre Kontaktsuche auf solche Personen beschränken, die ihnen gegenüber nicht ablehnend sind. Bezeichnend ist also, daß Bindungsmotivierte gerade nicht „mit allen können", sondern sorgfältig auswählen und sich denen gegenüber mißtrauisch und ablehnend verhalten, die sie als abweisend empfinden. Besonders im Arbeitsleben, wo es auf oft darauf ankommt, auch mit solchen Personen gut auszukommen, die man nicht mag, scheint eine Disposition zu einem hohen Bindungsmotiv daher eher maladaptiv. Besonders von Vorgesetzten wird erwartet, daß sie alle Mitarbeiter gleich behandeln, sich jedenfalls nicht durch Sympathie oder Antipathie leiten lassen. Genau das tun jedoch Bindungsmotivierte. Es ist daher nicht überraschend, daß ein hohes Affiliationsmotiv mit der Beförderung von Managern signifikant negativ assoziiert ist (McClelland & Boytzis, 1982).

Das bedeutet allerdings nicht, daß Affiliationsmotivierte in Leistungssituationen grundsätzlich schlechter abschneiden. Ihre Performanz läßt sich offenbar dann verbessern, wenn die bindungsmotivierte Person einer anderen gefallen will und zu ihr durch Leistung Kontakt und Nähe aufbauen kann (Atkinson & O`Connor, 1966).

Zusammenfassend kann man sagen, daß Bindungsmotivierte ihr Bedürfnis nach Kontakt und Bezogenheit über andere wichtige Lebensbereiche stellen. Insbesondere im Arbeitsleben können damit gegenüber anderen Rollenerwartungen verletzt werden. Im Privatleben jedoch kann sich die stetige Suche nach Bezogenheit positiv auswirken, da der Aufbau eines engen Beziehungsnetzes eine protektive Funktion hat.

Prognostische Validität des impliziten Leistungsmotivs

Eine Längsschnittstudie verweist auf die Stärken von Personen mit einem hohen Leistungsmotiv, welches dort als ein vom Bildungsgrad unabhängiger Prädiktor für das Einkommen beschrieben wurde (McClelland & Franz, 1992). Auch hier wurde argumentiert, daß der natürliche Verstärker, auf dem das Leistungsmotiv aufbaut, diesen Zusammenhang erklärt. Der natürliche Verstärker für das Leistungsmotiv ist dosierte Variabilität, d.h., Leistungsmotivierte präferieren mittlere Aufgabenschwierigkeiten, sie fühlen sich diesem Ziel in hohem Masse verpflichtet und achten sorgfältig auf Feedback, welches über dieses Schwierigkeitsniveau informiert (Kuhl, 1978b; McClelland et al., 1954; McClelland, 1987). Während Leistungsmotivierte in Experimenten Aufgaben mit einer Lösungswahrscheinlichkeit von ca. 50% wählen und sich darauf aufbauend noch herausfordernderen Aufgaben zuwenden, fangen dagegen Mißerfolgsorientierte mit signifikant leichteren Aufgaben an, deren Lösungswahrscheinlichkeit z.B. im psychologischen Labor bei 66% liegt (Kuhl, 1978b). Für das Erreichen beruflicher Ziele kommt es aber entscheidend darauf an, sich schwierige und dennoch erreichbare Ziele zu setzen, diese Ziele spezifisch zu formulieren und klares Feedback zu suchen, sowie eine hohe Zielverpflichtung einzugehen (Locke & Latham, 1990).

In einer *Meta-Analyse*, die Spangler (1992) zur Validität des Leistungsmotiv durchgeführt hat, wird deutlich, daß es das implizite, per TAT gemessene und weit weniger das explizite, per Fragebogen gemessene Leistungsmotiv ist, welches leistungsbezogene Vorhersagen ermöglicht. Er wählte zu diesem Zweck aus mehreren hundert Studien 105 empirische Arbeiten aus, die die Validität von impliziten oder expliziten Leistungsmotivmaßen untersuchten. Die Ergebnisse dieser Meta-Analyse sind eindeutig:

1.) Die durchschnittliche Korrelation zwischen expliziten und impliziten Leistungsmotivmaßen betrug .088. Diese Korrelation ist aufgrund der großen Stichprobe zwar hoch-signifikant, aber doch sehr gering.
2.) Die Korrelationen impliziter Maße mit verschiedenen Leistungsindizes waren signifikant höher als solche, die auf Fragebögen basierten.
3.) Die Überlegenheit der impliziten Maße für die Vorhersage von Verhalten gilt in besonderem Maße bei sog. *operanten* Verhaltensweisen, also solchen, bei denen kein starker sozialer Druck bestimmte Verhaltensweisen nahelegt. Bei operanten Verhaltensweisen kann der exakte Reiz, der zu einem Verhalten führt, nicht eindeutig identifiziert werden. Dies gilt bspw. für die Karriereentwicklung, Anzahl von Publikationen, Risikoverhalten, Übernahme von Führungsverantwortung in der Gemeinde usw.
4.) In Untersuchungen, in denen viele "natürliche Anreize" von impliziten Motiven enthalten waren (siehe oben), stieg die durchschnittliche Korrelation zwischen implizitem Motivmaß und dem Verhaltensmaß auf beeindruckende r = .66.

Die Überlegenheit des impliziten gegenüber dem expliziten Leistungsmotiv für die Vorhersage langfristigen Erfolgs könnte darauf zurückzuführen sein, daß implizit Leistungsmotivierte sich nicht nur klare und schwierige Ziele setzen, sondern darüber hinaus auch in der Lage sind, diese Ziele durch automatisierte, selbstregulatorische Strategien (bspw. Emotionskontrolle, Umweltkontrolle) gegenüber anderen Zielen abzuschirmen (Kuhl, 1984). Diese impliziten Kontrollstrategien (beruhend auf dem "commitment" der Person, siehe Locke & Latham, 1990) sind Mediatoren und Moderatoren für die Zielerreichung – das Setzen von Zielen allein, also die *explizite* Leistungsmotivation, ist für die Erreichung des Ziels nicht prädiktiv, weil Fragebögen nicht die Umsetzung der Ziele und auch nicht spontanes Verhalten berücksichtigen.

Demnach dürften Leistungsmotivierte unter den meisten Bedingungen für das Arbeitsleben motivational besser ausgerüstet sein als Affiliationsmotivierte. Tatsächlich kann man nach Winter & Carlsson (1988) von leistungsmotivierten Personen folgende Verhaltensweisen mit großer Reliabilität beobachten:

Tabelle 2.1.2: *Einige wichtige Verhaltenskorrelate des Leistungsmotivs (s. Winter & Carlsson, 1988)*

Zwischenpersönlicher Stil	Arbeitsstil
- sind kooperativ, wenn es darum geht, gegenseitigen Nutzen zu maximieren - handeln oft nach dem Motto "*der Zweck heiligt die Mittel*" - unternehmungslustig und wettbewerbsorientiert - zeigen Selbstkontrolle und Belohnungsaufschub	- Präferenz von Situationen, in denen Ergebnisse durch eigene Wirksamkeit erzielt werden können - unternehmerische Orientierung - rastlose Aktivität, Energie, Beharrlichkeit - überlegene Leistung besonders bei komplexen Aufgaben und neuartigen Situationen - benutzen Feedback, um ihr Verhalten zu modifizieren - können Informationen effektiv erwerben und anwenden

Das Leistungsmotiv scheint demnach ganz bestimmte, mit Gütestandards, Erkenntnisgewinn und Unternehmungslust zusammenhängende Fähigkeiten, Einstellungen und Verhaltensweisen zu begünstigen. In einer repräsentativen Stichprobe aus den USA im Jahr 1967 waren U.S.-amerikanische Männer mit einem hohen impliziten Leistungsmotiv gegenüber ihrer Arbeit positiver eingestellt als Männer mit niedrigerem Leistungsmotiv. Sie zeigten höhere Arbeitszufriedenheit, bevorzugten die Arbeit gegenüber Freizeit und sahen keine Probleme in ihrer ”work-life-balance”. Leistungsmotivierte Frauen dieses Jahrgangs hatten ein höheres Familieneinkommen, nahmen öfter an herausfordernden Freizeitaktivitäten teil und betrachteten Kinder stärker als „hinderlich“ (Veroff, 1982). Personen mit einem hohen Leistungsmotiv tendieren jedoch auch dazu, in sozialen Interaktionen den Leistungs- über den Beziehungsaspekt zu stellen und sind daher bei anderen nicht immer beliebt (Veroff, 1982; McClelland, 1987).

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Leistungsmotivierte ihre rastlose Energie vor allem in die Erkundung und Verbesserung von materiellen Abläufen (Geschäfte, Forschung, Aufgaben

etc.) investieren, dabei aber andere Lebensbereiche (wie Bindung und Macht) vernachlässigen. Dies kann negative Auswirkungen haben, wie eine Längsschnittstudie in einem amerikanischen Konzern nahe legt: Dort haben Leistungsmotivierte fast nie die höchsten hierarchischen Positionen erreicht – die blieben den Machtmotivierten vorbehalten (McClelland & Boyatzis, 1982).

Prognostische Validität des impliziten Machtmotivs

Die manchmal deutlich werdende mangelnde "soziale Kompetenz" von Leistungsmotivierten könnte auch darauf zurückzuführen sein, daß sie kein besonderes Bedürfnis haben, andere von sich einzunehmen, sie positiv zu beeindrucken und Gruppen oder Organisationen zu organisieren und zu verändern. Dies ist nun allerdings das Spezialgebiet von Machtmotivierten, die es besonders genießen, auf die Gefühle und Taten anderer einen Effekt zu haben, was wiederum für den Aufstieg zumindest in großen Organisation wichtig zu sein scheint. McClelland & Boyatzis (1982) konnten mit Daten der bekannten AT&T-Studie zeigen, daß Personen mit einem hohen impliziten *Machtmotiv* (dem sog. "*leadership-motive-pattern*") 8 Jahre sowie 16 Jahre später signifikant öfter in diesem großen US-amerikanischen Konzern aufgestiegen waren, als Personen mit niedrigen Werten in dem impliziten Maß für das Machtmotiv. Demgegenüber war die Vorhersage von Karriereverläufen aufgrund von expliziten Maßen für das Machtmotiv, welche in der gleichen Studie über Fragebögen erhoben wurden, nicht signifikant (Bray, Campbell & Grant, 1974). Die mangelnde Validität von expliziten Motivmassen ist jüngst von Rimann, Udris & Weiss (1999) in einer Längsschnittstudie in Schweizer Banken erneut aufgezeigt worden.

McClelland & Boyatzis (1982) interpretieren die im Vergleich mit expliziten Motivmaßen gute Validität von impliziten Motivmaßen für das Machtmotiv beim Aufstieg in Unternehmen dahingehend, daß es für Manager von besonderer Wichtigkeit ist, *Einfluß auf andere* auszuüben, was der "natürliche Anreiz" für das implizite Machtmotiv ist. Personen, die diese Präferenz in hohem Maße aufweisen, *genießen* es, wenn andere prompt auf sie reagieren. Diese Personen verhalten sich *intuitiv* machtbewußt. Personen, *die von sich selber sagen, sie hätten ein hohes Machtmotiv,* also Macht einen hohen expliziten *Wert* zumessen, üben demgegenüber in geringerem Maße Einfluß auf andere aus, weil sie sich zwar so verhalten, wie man es gemeinhin von einer Führungsperson *erwartet* – da tatsächliches Führungsverhalten jedoch eine Vielzahl spontaner Entscheidungen erfordert, bei denen es

keine augenblickliche Erklärung dafür gibt, wieso die eine oder andere zu mehr Einfluß und Durchsetzungsfähigkeit führt, ist eine intuitive Machtkomponente der expliziten überlegen. Ein hoher selbstattribuierter Wert für Macht, so die Argumentation von McClelland & Boyatzis, reicht für die Gewinnung von tatsächlicher Macht nicht aus, weil dieser nicht aus dem ”Bauch” kommt, d.h., nicht auf dem natürlichen Verstärker des Machtmotivs aufbaut.

Soziale Kompetenz wirkt auf den ersten Blick als Korrelat eines hohen Machtmotivs, wobei diese Art der Kompetenz auch eindeutig manipulative Züge beinhaltet. Schnackers & Kleinbeck (1975) haben gezeigt, daß hoch Machtmotivierte geschickter darin sind, Koalitionen mit anderen einzugehen, diese aber sofort wieder brechen, wenn es für sie günstig ist. Diese Strategie hat sich in Laborversuchen als erfolgreich erwiesen und kann auch auf andere Bereiche übertragen werden. Allerdings könnte diese machiavellistische Herangehensweise von Machtmotivierten mit spezifischen Schwächen zusammenhängen, wie auch Tabelle 2.1.3 verdeutlicht: Zwar sind Machtmotivierte in der Lage, Einfluß auf andere auszuüben, sie zu beeindrucken, zu motivieren und zu begeistern; nicht selten kommen aber auch die dunklen Seiten der Macht, wie Gewaltbereitschaft, Ausnutzung anderer, Impulsivität und Hemmungslosigkeit, exzessiver Alkoholkonsum u.ä. zum Vorschein. Die daraus resultierenden negativen Rückkoppelungen scheinen Machtmotivierte durchaus zu spüren, was sich in einer negativen Selbstbeschreibung dieser Personen ausdrückt (Veroff et al., 1980).

Die folgende Übersicht über die wichtigsten Korrelate des Machtmotivs ist wiederum Winter & Carlsson (1988) entnommen. Eine weitaus facettenreichere Beschreibung des Machtmotivs und seiner Konsequenzen bietet McClelland (1975).

Tabelle 2.1.3: *Einige der wichtigsten Verhaltenskorrelate des Machtmotivs (s. Winter & Carlsson, 1988)*

Zwischenpersönlicher Stil	Arbeitsstil
- sind dominant, insbesondere in kleinen Gruppen - neigen zu feindseligem Verhalten - tendieren dazu, andere auszunutzen - haben eher instabile zwischenmenschliche Beziehungen - streben nach Anerkennung und Prestigeobjekten - präferieren Gruppen gegenüber Dyaden	- gehen hohe Risiken ein - Aktionen werden eher aufgrund ihrer Außenwirkung statt ihres Nutzens für die Organisation initiiert - sind effektive Führer, indem sie ihren Untergebenen klare Ziele setzen, sie begeistern und motivieren - neigen zu Impulsivität und berücksichtigen bei Entscheidungen weniger Alternativen

Die „dunklen" Seiten der Macht sind von Veroff (1982) auch in der erwähnten repräsentativen Stichprobe aus den USA deutlich geworden. Machtmotivierte Männer und Frauen haben öfter Alkohol- und Drogenprobleme, sie genießen ihre Freizeit weniger und sind auch mit ihrer Arbeit weniger glücklich als der Durchschnitt. Der in Tabelle 2.1.3 aufgelistete Befund aus Winter & Carlsson (1988), daß Machtmotivierte häufiger instabile Beziehungen haben, wurde jedoch von Veroff nicht gefunden. Zumindest im Jahr 1967 waren machtmotivierte Männer wie Frauen stark familienorientiert. Es findet sich jedoch auch der interessante Hinweis, daß beide Geschlechter denken, daß sie mehr von der Ehe profitieren als der Partner.

„Kollektive" Motive

Implizite Motive sind nicht nur für Individuen valide Prädiktoren sondern auch für Organisationen und ganze Gesellschaften. Ein "kollektiver" Motivkennwert sagt dabei das

gleiche Verhalten vorher wie ein individueller Kennwert, weil dieser als eine Annäherung an die Aggregation der Werte von Individuen angesehen werden kann, die dieses Kollektiv darstellen oder diese Institution kontrollieren. In einer Studie konnte Winter (1993) zeigen, daß sich über den Zeitraum von 1603 bis 1988 jeweils ein Jahr vor dem Eintritt Großbritanniens in einen Krieg ein kollektives Motivmuster bestehend aus *hohem* Machtmotiv und *niedrigem* Affiliationsmotiv nachweisen läßt. Dieses Muster wurde bei der Inhaltsanalyse einer repräsentativen Auswahl populärer Literatur der jeweiligen Epoche sowie in den Reden der damaligen Machthaber statistisch abgesichert.

Beim Leistungsmotiv zeigen sich auf gesellschaftlicher Ebene ebenfalls interessante Zusammenhänge: Je häufiger in einem bestimmten Zeitraum in der populären Literatur leistungsthematische Inhalte gedruckt werden (eine TAT-analoge Motivmessung, siehe auch Winter, 1996) desto mehr Patente werden pro Kopf der Bevölkerung angemeldet (deCharms & Moeller, 1962). Indizes kollektiver impliziter Motive sind auch für die organisationelle Performanz von Automobilherstellern prädiktiv: Diaz (1982, zit. In McClelland, 1987) stellte kollektive Motivkennwerte japanischer und U.S.-amerikanischer Automobilhersteller durch eine Inhaltsanalyse von Briefen der Exekutive der Organisation an die Aktionäre des Unternehmens fest. Die Unternehmen, die bei dieser Inhaltsanalyse erhöhte Werte für das Leistungsmotiv aufwiesen, waren auch die Unternehmen, die eine erfolgreichere organisationelle Leistung (d.h. Gewinn) über einen Zeitraum von bis zu sieben Jahren aufwiesen. Ein weiteres Ergebnis dieser Untersuchung war, daß ein kollektiver Index für das Machtmotiv in den amerikanischen Firmen positiv, in den japanischen dagegen negativ mit dem Profit der Organisation korrelierte.

Interessante Unterschiede bei impliziten und expliziten Motiven auf kollektiver Ebene wurden auch in einer Studie mit dem OMT von Hildebrand (2000; s. auch Hildebrand & Scheffer, 1999) deutlich: Während sich deutsche und französische Großbanken hinsichtlich ihres expliziten Leistungsmotivs nicht unterschieden, wurden signifikante Unterschiede bei allen drei impliziten Grundmotiven gefunden. Eine Abteilung der Bank in Deutschland reagierte auf den Anpassungsdruck mit einem im Vergleich zu einer Referenzstichprobe signifikant erhöhtem impliziten Affiliationsmotiv. Dies ist deswegen aufschlußreich, weil diese Abteilung nur wenig später aufgelöst wurde. Mitglieder der französischen Bank zeigten dagegen unter ähnlichen Bedingungen ein höheres implizites Leistungs- und Machtmotiv. Die französischen Abteilungen existieren heute noch und scheinen sehr erfolgreich zu arbeiten.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß zahlreiche Studien mit folgender Interpretation vereinbar sind: Die spontanen Interpretationen, die Menschen und Gruppen von Menschen in Organisationen zu mehrdeutigen Situationen äußern, sind Anzeiger eines Motivationszustandes, der sich (zumindest auf lange Sicht) auch in Verhaltensweisen ausdrückt. Diese Verhaltenskorrelate können sowohl positiv als auch negativ sein. Beim Bindungsmotiv haben sie oft einen *verdeckt* manipulativen Charakter, indem wohlgesonnene Menschen mit Sympathie, Fremde und weniger beliebte mit Antipathie und Ausgrenzung bedacht werden. Beim Machtmotiv sind (insbesondere bei Männern) nicht selten gewalttätige, impulsive Verhaltenskorrelate zu beklagen. Und auch das Leistungsmotiv – vordergründig die gesellschaftlich angesehenste Motivation – führt mitunter zu übermäßig ehrgeizigem Verhaltensstrategien, in denen der Zweck die Mittel zu heiligen scheint.

Die Validität expliziter Motivmaße ist dagegen nach vorliegenden Erkenntnissen weniger hoch. Verhaltenskorrelate von bewußten Werten scheinen eher dann gefunden zu werden, wenn die Situation stark strukturiert und vorhersehbar ist (Spangler, 1992). Diese überlegene Validität von impliziten Motivmaßen besonders in ambigen Situationen und in Längsschnittstudien wird von McClelland, Koestner und Weinberger (1989) auf ihren ontogenetisch frühen Entwicklungszeitpunkt zurückgeführt. Nach ihrer Auffassung sind früh gelernte Präferenzen für bestimmte Anreize stabiler und langfristig verhaltenswirksamer als bewußte Werte, die sich zu einem späteren Zeitpunkt entwickelt haben, sich relativ schnell ändern können und nur verhaltenswirksam werden, wenn die Situation explizit an das betreffende Motiv erinnert.

2.1.5 Der frühkindlich erworbene implizite Unterbau von Motiven

Im nächsten Abschnitt sollen nun Befunde vorgestellt werden, die zeigen, daß implizite Motive, wie von McClelland et al. (1989) postuliert, tatsächlich auf ontogenetisch frühen Erfahrungen aufzubauen scheinen. Dabei wird allerdings auch deutlich, daß die empirische Basis zur Entstehung des impliziten Unterbaus von Motiven noch recht lückenhaft ist und hier ein großer Forschungsbedarf konstatiert werden muß.

Empirische Untersuchungen zur Entstehung des Bindungsmotivs

In einer Untersuchung von McClelland und Pilon (1983) wurden einige signifikante Korrelationen zwischen den *Selbsteinschätzungen von Müttern* bezüglich Verhaltensweisen und Pflegepraktiken gegenüber ihren fünfjährigen Kindern und dem späteren Bindungsmotiv dieser Kinder im Alter von 31-32 gefunden. Es zeigte sich ein signifikanter Zusammenhang zwischen selbst eingeschätzter, *mangelnder* mütterlicher Responsivität gegenüber Kummeräußerungen des Kindes und dessen späterem Affiliationsmotiv. Interessant ist, daß Variablen wie die Einschätzung der Mütter bezüglich ihrer *Wärme, affektiven Expressivität, Zeit zum gemeinsamen Spielen u.ä.* alle nicht signifikant mit den späteren Bindungsmotiven des Kindes korrelierten.

Andere Untersuchungen deuten darauf hin, daß die Entstehung des Bindungsmotivs mit der Deprivation von Wärme und Kohäsion in Zusammenhang gebracht werden muß. Connors (1963) zeigte, daß Zweitgeborene weniger Aufmerksamkeit und Wärme als ihre erstgeborenen Geschwister bekommen und im Durchschnitt ein höheres Affiliationsmotiv haben. Youngleson (1973) stellte fest, daß in Heimen großgewordene Kinder höhere Anschlußmotivkennwerte aufweisen. Lundy & Poots (1987) schließlich fanden heraus, daß Erwachsene mit einem hohen Begegnungsmotiv und Affiliationsmotiv sich besonders gut an ”Übergangsobjekte”, wie Schmusedecken, Spielzeuge oder Stofftiere erinnern. Es zeigte sich dabei auch ein Zusammenhang mit der ”Weichheit” dieser Objekte. Da Übergangsobjekte eine Trennung zwischen dem Kind und seinen Eltern erleichtern sollen, ist wie bei den beiden vorher beschriebenen Untersuchungen davon auszugehen, daß die Entstehung des Bindungsmotivs in Sozialisationskontexten wahrscheinlicher ist, in denen relativ wenig Wärme, Kohäsion und Sicherheit gespendet wurde, d.h. ein eher deprivierender Hintergrund angenommen werden muß.

Empirische Untersuchungen zur Entstehung des Leistungsmotivs

Zur Entwicklung des Leistungsmotivs gibt es nur eine Untersuchung zur Rolle der frühen Kindheit. Diese bereits oben genannte Untersuchung stammt von McClelland & Pilon (1983). Sie nahmen an, daß das Leistungsmotiv unter den Personen erhöht sein müßte, deren Mütter besonders die Wirksamkeit ihrer Kinder bei frühen Lernaufgaben betonten. Das ist jedoch

nicht der Fall: Nur zwei der 68 erhobenen Variablen waren in der Untersuchung mütterlicher Erziehungsvorstellungen von McClelland & Pilon (1983) konsistent mit dem Leistungsmotiv der erwachsenen Kinder assoziiert - die Regelmäßigkeit von Mahlzeiten ($r = .33$; $p < .01$) sowie die Striktheit bei Sauberkeitserziehung ($r = .41$; $p < .01$).

McClelland und Pilon interpretieren ihren Befund so, daß beide Variablen Teil eines generellen „Syndroms“ elterlicher Verhaltensweisen sind, bei dem Kontrolle der Kinder betont wird. Die Striktheit der Sauberkeitserziehung korreliert *negativ* mit der elterlichen Duldsamkeit (dem ”permissiveness” Faktor elterlicher Sozialisation). Die Regelmäßigkeit der Mahlzeiten korrelierte dagegen signifikant positiv mit dem zweiten Faktor elterlicher Sozialisation, welche die Bestrafungstendenz von Eltern reflektiert (dem ”punitiveness” Faktor). Mütter von später leistungsmotivierten Kindern scheinen also stark an der Entwicklung einer frühen Unabhängigkeit und autonomen Kontrolle bei ihren Kindern interessiert zu sein und dies auch durch Belohnung und Strafe klar zum Ausdruck zu bringen.

Natürlich müssen Erziehungsvorstellungen, die auf der Selbsteinschätzung von Personen aufbauen, sich nicht unbedingt auch im Verhalten wiederfinden. Die Befunde passen aber sehr gut zu kulturvergleichenden Untersuchungen, die zeigen, daß die Kulturen und Familien bei ihren Kindern eine hohe Leistungsmotivation bewirken, die (1) bei diesen die Auseinandersetzung mit Gütemaßstäben einfordern oder (2) darauf bestehen, daß die Kinder früh bestimmte Entwicklungsaufgaben alleine bewältigen (McClelland, 1961). Child, Storm und Veroff (1958) fanden ebenfalls diese beiden Komponenten, welche sie als (1) als "achievement training" und (2) als "independence training" bezeichneten.

Recht gut erforscht sind die Bedingungen zur Entstehung des Leistungsmotivs ab einem Alter von 8 Jahren. Zwar kann man hier nicht mehr von ”vorsprachlicher” Entwicklung sprechen, aber es dürften sich doch auch Aufschlüsse über frühere Erziehungsmuster ergeben. Rosen & D`Andrade (1959) haben in ihrer klassischen Studie über die Wurzeln des Leistungsmotivs die oben beschriebenen zwei Komponenten (Auseinandersetzung mit Gütemaßstäben und Unabhängigkeitstraining) auch in direkten Verhaltensbeobachtungen der Interaktionen zwischen Eltern und 9-11 jährigen Jungen gefunden. Sie stellten beim „independence training" wie auch beim „achievement training“ negative Aspekte fest, nämlich (1) die Forderung von kindlicher Autonomie ohne gleichzeitige Unterstützung, welche beim Kind zu Gefühlen des Alleingelassenseins und Überforderung führen kann und (2) die Unterstützung

und Förderung des Kindes ohne Gewährung von Autonomie, die zu Gefühlen der Fremdkontrolle führen können. Dies erklärt möglicherweise den Befund von McClelland und Pilon, daß die mütterlichen Erziehungsvorstellungen, welche das Leistungsmotiv vorhersagen können, etwas mit mangelnder Belohnung und erhöhter Bestrafung zu tun haben.

Ein wichtiger Befund der Untersuchung von Rosen und D`Andrade war übrigens auch, daß der Einfluß der Mutter auf das Leistungsmotiv der Kinder höher zu sein scheint als der des Vaters. Die Mütter von Jungen mit einem hohen Leistungsmotiv waren emotional involvierter als die von Jungen mit geringem Leistungsmotiv und zwar sowohl bei negativen Aspekten wie Ärger und Antreiben als auch beim Zeigen von Wärme. Auch Winterbottom (1958) fand in einer weiteren Studie, daß besonders die Mütter von Jungen mit einem hohen Leistungsmotiv Unabhängigkeit signifikant *früher* im Leben der Kinder einfordern als die Mütter von Jungen mit einem eher niedrigen Leistungsmotiv.

Heckhausen (1972) sieht in Kind-Variablen wie sensumotorischer Exploration und des "Selbermachen-Wollens" Vorläufer der Leistungsmotivation, die als Wirksamkeitsmotiv oder Funktionslust schon im 2. und 3. Lebensjahr beobachtbar sind. Auch er betont dabei die Wechselwirkung zwischen *Frühzeitigkeit* der Unabhängigkeitsanforderungen von Seiten der Eltern an das Kind und der *Altersangemessenheit* dieser Anforderungen. Er geht davon aus, daß eine frühe Förderung durch die Eltern das Leistungsmotiv positiv beeinflußt, wenn sie an das *Entwicklungsniveau des Kindes angepaßt ist, also keine Überforderung darstellt*.

Trudewind (1975) stellte die Entwicklung des Leistungsmotivs in den Kontext der ökologischen Umwelt des Kindes. In seinem Modell der Genese des Leistungsmotivs wurden die proximaten Wirkungsmechanismen in Kontexten lokalisiert, welche über die Familienstruktur, die ökonomischen Bedingungen, Alters- und Geschlechtsrollenvorschriften bis hin zu gesellschaftlichen Ideologien reichen. Er konnte dabei zeigen, daß sich die Entwicklungsbedingungen verschiedener Komponenten des Leistungsmotivs deutlich unterscheiden. Die tüchtigkeitsbezogene Förderung und Stimulation der Kinder durch die Eltern wirkt sich offenbar aktivierend auf eine emotional eher *negative* Komponente des Leistungsmotivs aus, welches auf die Vermeidung von Mißerfolgen ausgerichtet ist.

Eine wichtige Determinante für das vermeidende Leistungsmotiv ist also eine *Leistungsdruck-Dimension*, die aber durchaus von den Eltern liebevoll gemeint sein kann. In

dieser Dimension ist die Höhe genereller Erwartungen und expliziter Forderungen an die Tüchtigkeit des Kindes, die Kontrolle durch die Eltern, das Ausmaß an Belohnung und Bestrafung für das Erreichen oder Verfehlen von Gütestandards enthalten (Trudewind, 1975).

Vor dem Hintergrund der Befunde von Trudewind lassen sich evtl. auch die Ergebnisse von McClelland und Pilon (1983) interpretieren. Die frühe Betonung von Unabhängigkeit und Selbständigkeit auch bei autonomen physiologischen Vorgängen beim Kinder ist evtl. ein früher Ausdruck der Leistungsdruck-Dimension und korreliert deswegen negativ mit dem elterlichen ”Duldsamkeitsfaktor ” aber positiv mit dem späteren mißerfolgsvermeidenden Leistungsmotiv des Kindes. Auch das frühe und strikte Einhalten von Regeln, welches mit dem ”Bestrafungsfaktor” korreliert, läßt sich u.U. hierunter einordnen.

Auf ein emotional positives (”erfolgaufsuchendes”) Leistungsmotiv wirken dagegen eher Variablen wie Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit in der Kindheit (die sich bspw. daran zeigt, ob ein Kind einen Laufstall hatte oder nicht, wie frei es sich in seiner näheren Umgebung bewegen durfte u.ä.). Kinder, denen mehr Unabhängigkeit und Freiheit gewährt wurde, haben deutliche höhere Werte im erfolgsaufsuchenden Leistungsmotiv im TAT (Trudewind, 1975).

Zusammenfassend kann man festhalten, daß die Reaktion der Eltern auf das Bedürfnis des Kindes, ”kompetent mit der Umwelt umzugehen” als die wichtigste Wurzel der späteren Leistungsmotivation gelten darf. Dabei lassen sich zwei Einflußdimensionen unterscheiden. Einmal die Höhe der Anforderung von Seiten der Eltern was die Auseinandersetzung mit Gütemaßstäben und Tüchtigkeit des Kindes anbelangt (”achievement training”). Auf der anderen Seite die Gewährung von Autonomie und Forderung an das Kind, Dinge selber auszuprobieren und zu meistern. Insbesondere die Unterbindung der selbstständigen Durchführung von Handlungen, auf welche Kinder ab dem Alter von 1.5 Jahren mit energischem Protest reagieren, wirkt sich hemmend auf das Leistungsmotiv aus (Trudewind, Unzner & Schneider, 1997). Einiges deutet darauf hin, daß die erste Dimension eher zu einer stärkeren Ausprägung der mißerfolgsvermeidenden Variante, die zweite eher zu einer stärkeren Ausprägung der erfolgsaufsuchenden Variante des Leistungsmotivs führt.

Empirische Untersuchung zur Entstehung des Machtmotivs

Einer der frühen entwicklungspsychologischen Konzepte zur Entstehung des Machtmotivs stammt von Adler (1927). Er betont dabei den sozialen Aspekt des Machtmotivs und sieht dessen Entstehung vor dem Hintergrund der relativen Ohnmacht von Personen mit geringer Körpergröße, die sie zeitlebens danach Streben läßt, diese Minderwertigkeit umzukehren. Daß auch eine Minderwertigkeit im weiteren Sinne das Bedürfnis nach Macht verstärken kann, verdeutlichen Befunde, daß Menschen, die in aversiven Kontextbedingungen wie Armut, zerbrochenen Familien oder totalitären Regierungsformen aufwachsen, erhöhte Machtmotivkennwerte im TAT aufweisen (Veroff & Veroff, 1980).

Die Ansicht Adlers, daß es ein natürliches Streben nach Überlegenheit und ungehemmtem Ausleben eigener Bedürfnisse gibt, welches jedoch durch eine soziale Orientierung ausbalanciert werden muß, hat viele therapeutische Schulen beeinflußt. Insbesondere Konzepte der ”Grenze”, der ”Selbstverwirklichung” und ”positiven Aggression” dürften hier ihren Ursprung haben (siehe Kriz, 1983). Interessanterweise deutet auch die schon mehrfach zitierte Untersuchung von McClelland und Pilon (1983) in diese Richtung: Signifikante Korrelationen zwischen mütterlichen Pflegepraktiken im Alter von 5 Jahren und einem erhöhten Machtmotiv dieser Kinder im Alter von 31-32 Jahren fanden sich nur bei zwei Variablen, der Duldung sexueller und aggressiver Impulse ($r = .31$; $p < .01$), sowie dem Fehlen von Lob für gutes Verhalten des Kindes am Tisch ($r = .32$; $p < .01$).

Die Duldung der Impulse von Kindern durch die Mütter, die normalerweise unterdrückt werden, scheint also eine Quelle des Machtmotivs zu sein, die sich auch noch viele Jahre später im TAT nachweisen läßt. Diese Duldung bezieht sich dabei auf sexuelle Verhaltensweisen wie Masturbation und sexuelle Spiele und auf aggressive, welche sich gegen die Eltern und auch gegen Geschwister richten, sowie schlechtes Benehmen bei Tisch. Interessanterweise waren Variablen wie: „*fordert Kind auf, sich gegen andere zuwehren (to fight back)“, und „aggressiv zu sein“ sowie „ Aggression gegenüber anderen Kindern zulassen“* nicht signifikant. Hieran zeigt sich, daß nicht die frühe Förderung von oder Stimulation mit machtbezogenen Inhalten für die Motivgenese wichtig ist, sondern eher *mütterliche Nachgiebigkeit.* Letztere kann man aber auch als eine mangelnde Befriedigung eines bspw. von Minuchin (1974) postulierten Bedürfnisses von Kindern nach klarer Hierarchie von seiten der Eltern interpretieren. Auf diesen Aspekt, der die Abgrenzung des

bedürfnisgenerierenden „aversiven“ Kontextes des Affiliationsmotivs ermöglichen würde, wird weiter unten noch ausführlich eingegangen.

2.1.6 Zusammenfassung und Kritik an der klassischen Motivationsforschung

Die Forschung mit dem TAT hat eine nicht zu überblickende Fülle an empirischen Untersuchungen produziert. Im vorigen Abschnitt wurde ein kleiner Ausschnitt aus diesen Arbeiten vorgestellt. Eine Feststellung wird man auch bei kritischer Betrachtung treffen müssen - die Inhaltsanalysen von Geschichten, die Probanden nach der Vorlage von Bildvorlagen erfinden, sind erstaunlich prädiktiv für ihr tatsächlich gezeigtes Verhalten. Die Validität des TAT gilt offenbar auch für Zeiträume von mehr als 10 Jahren, was dieses Verfahren insbesondere auch für Anwendungsfelder (Personalentwicklung; Psychotherapie) interessant macht. Die Validität von expliziten Maßen scheint an diese Validität nicht heranreichen zu können.

Kritisch festhalten muß man aber, daß über den entwicklungspsychologisch frühen Kern von impliziten Motiven, welcher der eigentliche Grund für die vorgefundene Validität der impliziten Motive sein dürfte, noch recht wenig bekannt ist. Hierfür ist u.U. eine gewisse entwicklungspsychologische Konzeptlosigkeit bei der Isolierung der motivrelevanten Kindheitskontexte verantwortlich. Lediglich die Entstehung des Leistungsmotivs wurde systematischer erforscht. Allerdings in einem Altersabschnitt, der sicherlich nicht als „vorsprachlich“ bezeichnet werden kann.

Damit steht aber eine der wohl elementarsten Grundannahmen der Theorie impliziter Motive empirisch auf einem nicht sehr soliden Fundament. Die Annahme nämlich, daß Motive implizit sind, weil sie sich in sehr frühen Lebensabschnitten entwickeln. Diese Hypothese ist für die Theorie der impliziten Motive deswegen so wesentlich, weil sie die eigentliche Begründung der Konstruktvalidität von operanten Motivmaßen darstellt. Diese Konstruktvalidität besagt ja 1., daß implizite Motive von expliziten bzw. bewußtseinsfähigen Motiven unabhängig sind und daher mit anderen Methoden gemessen werden müssen und 2., daß sie in hohem Maße valide sind, weil sie stabile, nur schwer veränderbare affektive Grundpräferenzen betreffen, die für das Individuum über den *gesamten Lebenslauf* einen hohen Grad an Verbindlichkeit haben (McClelland et al., 1989).

Diese Kritik ist deshalb so schwerwiegend, weil die entwicklungspsychologische Konzeptlosigkeit bis hinein in die *Messung impliziter Motive* reicht. Wie erwähnt sind die Auswertungsschlüssel empirisch-experimentell und nicht rational entwickelt worden, was von vielen als entscheidender Vorteil gepriesen worden ist. Man hat die Schlüssel für die Motivmessung bestimmt, indem man prüfte, welche Inhalte bei Probanden einer Experimentalgruppe gegenüber der Kontrollgruppe signifikant öfter geäußert wurden. Dabei hat man jedoch übersehen, daß diese „objektive" Operationalisierung von Motiven einige entscheidende Nachteile hatte:

1. Die Operationalisierung eines Motivs baut bei diesem Vorgehen auf der Reaktion einer spezifischen Personengruppe (meistens amerikanische College-Studenten) in einer bestimmten experimentellen Situation auf. Hierbei ist zu hinterfragen, ob diese Reaktion repräsentativ für andere Personengruppen und andere Situationen ist.

2. Durch das Vorgehen bei der Operationalisierung wurde der Anteil *situativer Varianz* bei der Motivmessung maximiert. Die in den Experimentalgruppen vorgenommene *aktualgenetische* Deprivation bestimmter Anreize für das Bindungs-, Leistungs- oder Machtmotiv sollte in Analogie zum Hunger Bedürfnisse wecken, die sich dann in den Geschichten im TAT auch tatsächlich niederschlugen (s. Atkinson & McClelland, 1948; McClelland et al., 1953). Zwar ist an diesem Ergebnis ermutigend, daß Inhaltsanalysen Bedürfnisse messen können (was Fragebögen laut den zitierten Arbeiten nicht konnten). Im Sinne der Konstruktvalidtät ungeeignet ist jedoch, daß der TAT durch seine Konstruktion untrennbar aktuelle und stabile Bedürfnisse einer Person vermischt.

Über diese problematische Konfundierung von „trait"- und „state" Aspekten bei der Motivmessung ist selten diskutiert worden, obwohl es genügend Hinweise darauf gibt, daß das TAT-Ergebnis schon durch leichte situative Veränderungen bei der Testvergabe beeinflußt wird (Entwisle, 1972; Smith, 1992). Eine entwicklungspsychologische Fundierung bei der Motivmessung ist daher unerläßlich, denn nur die stabilen Bedürfniskerne, die früh im Leben einstehen, sind die Basis von impliziten Motiven.

Vor diesem Hintergrund kann man auch die allgemein als relativ gering einzuschätzende innere Konsistenz von Motivmessungen durch den TAT diskutieren (Smith, 1992). Das Argument, daß ein Verfahren, welches konzeptionell auf der Induktion von situativer Varianz

aufbaut und daher relativ inkonsistent sein *muß,* würde dabei über die von Atkinson, Bongort & Price (1974) hervorgebrachte Erklärung hinausgehen. Diese Autoren haben mit Hilfe von Computeranalysen gezeigt, daß die Validität einer Motivmessung sogar bei einer inneren Konsistenz von 0 valide sein kann und daher die Klassische Testtheorie nicht auf Motivmessungen übertragbar ist. Diesem Argument ist m.E. nur bedingt zuzustimmen: Auch bei geringer innerer Konsistenz der beim TAT gegebenen Antworten können diese valide einen aktuellen Bedürfniszustand der Person anzeigen und damit auch einen wichtigen Hinweis auf die stabilen Motive von ihr liefern. Ich möchte mich jedoch hier den vielen Kritikern des TAT (bspw. Entwisle, 1972) insofern anschließen, als auch ich eine akzeptable innere Konsistenz bei der Messung stabiler, ontogenetisch früh geprägter Motive voraussetze. Es müßten m.E. zumindest erst mal eine naheliegendere Begründung für die geringe Stabilität der Motivmessungen geprüft werden. Und hier erscheint mir die folgende erwägenswert: Wären die motiv-definierenden Inhalte im TAT als Funktion frühkindlicher (z.B. familiärer) Varianz statt situativer Varianz erhoben worden, könnte auch die innere Konsistenz und Stabilität des TAT höher ausfallen. Auch aus diesem Grund erscheint die hier verfolgte Fragestellung, welche frühen Kontextvariablen den Bedürfniskern von Motiven beeinflussen, wichtig. Diese Arbeit dient damit auch der Vorbereitung von impliziten Motivmaßen, die über Reliabilitäten von mehr als .70 verfügen.[2]

Was der Bedürfniskern der drei Grundmotive ist, welche sozialen Kontexte er impliziert und welche Erfahrungen dabei eine Rolle spielen, darüber wissen wir im Grunde noch nicht viel. Aus entwicklungspsychologischer Sicht ist dies problematisch, da wir nicht von einer phänotypischen Kontinuität sondern von einer strukturellen Kontinuität bei der Entwicklung ausgehen müssen (Keller, 1997c): Daraus ergibt sich die Frage ob die Inhalte zur Motivmessung, die die Motivforscher durch ihre Anregungsexperimente gewonnen haben, eine strukturelle Verbindung zu Inhalten aufweisen, die durch Erfahrungen in frühen Entwicklungsabschnitten geprägt wurden.

Problematisch ist noch ein weiterer Aspekt. Die klassische TAT-Forschung ist dem Begriff Bedürfnis und damit dem weiten bzw. unspezifischen Motivbegriff stark verhaftet geblieben (was sich auch an der Terminologie zeigt: Motive werden bis heute auch als *need for affiliation, need for achievement, need for power* bezeichnet). Die Forschungen zur

[2] Dies gilt allerdings ausdrücklich erst für Versionen, die aufbauend auf dieser Arbeit entwickelt werden, und welche die hier vorgestellten Befunde zur entwicklungspsychologischen Konstruktvalidität berücksichtigen

Umsetzung von Bedürfnissen hat jedoch gezeigt, daß ein implizites Motiv, welches sich durch eine Handlungsorientierung ausdrückt, von einem perseverierenden Bedürfnis unterscheidet (Kuhl & Beckmann, 1985). Kuhl (1972) konnte in TAT-Geschichten lageorientierte von handlungsorientierten Bedürfnisäußerungen nachweisen. Es macht wenig Sinn, zwei so unterschiedliche Konzepte, wie 1. *Bedürfnis, welches sich im Verhalten niederschlägt (die Definition eines Motivs im engeren Sinn),* und 2. *Bedürfnis, welches sich nur in der Phantasie niederschlägt bzw. die „lageorientierte Perseveration" eines Bedürfnis (die Definition eines Motivs im erweiterten Sinn)* zu vermischen (s. auch Broverman, Jordan & Phillips, 1959).

Schließlich kann man auch einen methodische Einwand gegen den TAT einbringen. Hierbei geht es um die Frage, was eine Methode eigentlich leisten muß, um implizite Motive messen zu können. Dies soll im folgenden etwas ausführlicher dargestellt werden, weil die Forschung zur Messung impliziter Prozesse der letzten Jahre folgendes zu zeigen scheint: Implizite Prozesse können dann angenommen werden, wenn der *Ausschnitt aus einer früheren Erfahrung* eine Reaktion reaktiviert, die an diese frühere Erfahrung gekoppelt war, ohne daß die Probanden angeben können, welcher Ausschnitt des Kontextes, diese Reaktion hervorgebracht hat. Der wesentliche Punkt, der hiermit deutlich gemacht werden soll ist der, daß eigentlich nicht viel dafür spricht, Probanden wie im TAT Geschichten aufschreiben zu lassen, um implizite Motive zu messen . Wichtiger scheint es, die individuelle Interpretation der Bildvorlage valide und reliabel zu deuten, wie es direkter durch den beim OMT verfolgten Ansatz geschieht.

2.2 Die Messung impliziter Prozesse

McClelland et al. (1989) vertreten die Auffassung, daß nur „operante" Methoden wie der TAT dazu geeignet sind, implizite Motive zu messen. Es stellt sich die Frage, wie stichhaltig dieses Argument ist. Warum können vorsprachliche Repräsentationen durch das Aufschreiben von Geschichten nach mehrdeutigen Bildvorlagen eigentlich eher implizite Prozesse offenlegen, als die Beantwortung vorgegebener Fragen in einem Interview oder einem Fragebogen? Man kommt kaum umhin, sich mit der experimentellen Forschung zum Thema "implizit versus explizit" etwas näher zu befassen, um diese Fragen beantworten zu können.

2.2.1 Befunde aus der experimentellen Psychologie

Die Unterscheidung zwischen expliziten und impliziten mentalen Prozessen ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten recht intensiv erforscht worden und wird dennoch bis heute kontrovers diskutiert. Reber (1989) definiert implizites Wissen als *abstrakte Repräsentation von Kontext-Strukturen*, welche in Abwesenheit bewußter, reflektierbarer Lernstrategien erworben wurden. Berry und Broadbent (1987) nehmen an, daß implizites Wissen *Wissen über nicht-saliente Systembeziehungen* ist.

In der experimentellen Psychologie wird implizites Wissen dementsprechend dann angenommen, wenn Versuchspersonen in Befragungen nur wenige der erworbenen Struktur- bzw. Systemmerkmale korrekt benennen können, gleichzeitig jedoch in ihrem Handeln Wissen über Regelhaftigkeiten deutlich wird (Haider, 1999). Implizites Wissen würde man bspw. dann konstatieren, wenn Versuchspersonen nach einer Lernphase, in der sie sich Buchstabenfolgen lediglich einprägen sollen, darin enthaltene Regelhaftigkeiten zwar nicht angeben können, danach aber dennoch neue regelhafte Buchstabenfolgen mit höherer Leistung bearbeiten können, als nach Zufall zu erwarten gewesen wäre.

Hieran wird schon deutlich, daß implizite Vorgänge nur durch *indirekte* Methoden erfaßt werden können. Eine indirekte Methode ist bspw. eine Wortergänzungsübung (s. Kirsner et al, 1998). Dabei wird getestet, ob z.B. bei der Silbe „Mot_“ dann eher mit der Endung *„_iv“* ergänzt wird, wenn das Wort *Motiv* vorher auf einer umfangreichen Wortliste präsentiert wurde (dabei *jedoch nicht erinnert werden kann!)*, als etwa mit der Endung „_or“, wobei das Wort *Motor* vorher nicht präsentiert worden ist, aber in der Sprache viel häufiger verwendet wird.

Während explizites Lernen in Form von direkten Gedächtnis-Aufgaben wie Erinnern und Wiedererkennen gemessen wird, welche die bewußte Vergegenwärtigung vorher begegneter Episoden voraussetzt, müssen implizite Gedächtnisleistungen indirekt nachgewiesen werden, wobei der Nachweis von *Vertrautheit eines Inhalts* in einer vorangegangenen Episode, die aber bewußt nicht mehr benannt werden kann, entscheidend ist.

Impliziter mentale Prozesse wie das sog. *Priming* können schon bei Säuglingen nachgewiesen werden (Naito & Komatso, 1993). Beim Priming stellt die kurzzeitige Präsentation eines

Ausschnitts vorher gemachter Erfahrungen konditionierte Reaktionen wieder her, und zwar selbst dann, wenn dazwischen ein langes Zeitintervall liegt. Im Unterschied zu dieser Reaktivierung früher erworbener Reaktionen durch Reize, *die im Kontext enthalten sind,* setzt explizites Erinnern eine Vergegenwärtigung von Vorgängen voraus, *die nicht mehr im Kontext enthalten sind*. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen zeigen, daß implizites Wissen bei Säuglingen deutliche Ähnlichkeiten mit impliziten Gedächtnisleistungen von Erwachsenen aufweisen (Naito & Komatso, 1993).

Eine ähnliche Unterscheidung wie implizit/explizit haben auch bei Piaget & Inhelder (1973) vorgenommen. Sie bezeichnen das implizite Gedächtnis als ”breites Wissen”, das adaptive Reaktionen beinhaltet die auf sensorimotorischen Schemata basieren. Ein entscheidender Aspekt sensorimotorischer Prozeduren ist, daß ein Großteil der verarbeiteten Information dem Bewußtsein nicht zugänglich ist. Sensorimotorische Prozeduren kontrollieren das perzeptuelle Wiedererkennen und motorische Aktivität. Beides sind Prozesse, welche nicht bewußt gesteuert werden müssen, da sie quasi automatisch, ohne jegliche Anstrengung ablaufen. Wiedererkennen ist dabei verschieden von Erinnern, da letzteres die Vergegenwärtigung *abwesender* Objekte voraussetzt, was laut Piaget in der sensorimotorischen Phase unmöglich ist.

Die Parallelität impliziter Prozesse bei kleinen Kindern und Erwachsenen wird daran deutlich, daß die Konzepte des impliziten Lernens bei Erwachsenen und das der sensorimotorischen Prozeduren bei Kindern viele Übereinstimmungen aufweisen. Die ontogenetisch primäre Form impliziten Lernens besteht in der Diskrimination von ”vertraut” und ”fremd”. Das Erleben von Vertrautheit begründet damit die ontogenetisch ersten evaluativ-affektiven Bedeutungskategorien (Bischof, 1985; 1993; Perrig et al., 1993).

Genau diese frühe Dimension dürfte im TAT relevant sein: Die assoziierten Themen beruhen auf Aspekten der Bilder, die den Probanden irgendwie „vertraut“ erscheinen. Hieraus kann man eine Begründung dafür ableiten, daß die Reaktion auf Bildvorlagen eine indirekte Meßmethode für implizite Motive darstellt. Wenn das *Wiedererkennen* eines Ausschnitts früherer Kontexte - auch wenn dieser nicht “salient” ist - früher erworbene Reaktionen reaktivieren kann, muß diese Form der Reaktion streng unterschieden werden von solchen, die aufgrund einer bewußten Erinnerung oder Vergegenwärtigung im Fragebogen erfolgen. Auf das Item „*Ich setze mir stets hochgesteckte Ziele“* muß man sich ja an frühere Episoden

erinnern (und diese zudem noch abstrakt gewichten), wobei die Kontexte, in denen dies stattgefunden hat, nicht im Moment der Beantwortung gegenwärtig sind. Eine Antwort auf diese Frage legt also einen *expliziten* Prozeß offen – nämlich bewußtes Erinnern, was laut Piaget erst in späteren Phasen als der sensorimotorischen möglich ist.

Wenn jemand dagegen in einer mehrdeutigen Bildvorlage wiederholt eine Auseinandersetzung der Protagonisten mit Leistungsstandards wahrnimmt, dann kann man dies sicherlich nicht als *erinnern* bezeichnen. Die Person erkennt in der Bildvorlage etwas ihr Vertrautes wieder, weil, so die Meß-Idee des TAT (s. Murray, 1938), sie diesen Kontext in der Vergangenheit immer wieder aufgesucht oder angestrebt hat. Es läßt sich also allgemeinpsychologisch durchaus begründen, warum eine implizite Motivmessung so dicht wie möglich an der spontanen Wahrnehmung "vertraut versus fremd" ansetzen muß.

2.2.2 Unabhängigkeit von impliziten und expliziten Repräsentationen

Mandler (1987) unterscheidet wie Piaget zwischen einfacher Wiedererkennung bzw. sensorimotorischen Prozeduren, welche auf der Entdeckung von Vertrautheit beruhen, und der Fähigkeit zur expliziten Erinnerung. Er macht allerdings die zusätzliche Annahme, daß explizite Repräsentationen *nicht* auf einer Transformation primärer sensorimotorischer Schemata in sekundäre symbolische Funktionen aufbauen, sondern daß ein explizierbares, repräsentationales System simultan und parallel zu dem sensorimotorischen System entsteht und daß keines der beiden Systeme ein Derivat des anderen ist. Er argumentiert also für die Existenz eines "dualen" Systems bereits im Säuglingsalter, welches auch bei Erwachsenen nachgewiesen werden kann. Jegliches prozedurale Wissen gehört dabei dem impliziten Wissensbereich an, und hierzu gehören auch die von Piaget beschriebenen sensorimotorischen Prozeduren, die Aktivation semantischer Netze, Priming und ähnliche Phänomene. Bewußte Einschätzungen und Erinnerungen dagegen gehören dem expliziten Wissensbereich an.

Da ein großer Teil impliziten Wissens laut Mandler auch später nicht in explizites Wissen transformiert wird, müssen implizite Prozesse durch Methoden erfaßt werden, die auch bei kleinen Kindern anwendbar sind. Auch in der experimentellen Psychologie wird die Validität von *Verbaldaten* wie Fragebögen oder Interviews als Indikator für die Verfügbarkeit von impliziten Wissen angezweifelt (Haider, 1999). Auch hier geht man davon aus, daß die

implizite Wissensrepräsentationen durch eine intuitive Steuerung von Reaktionen ohne Beteiligung eines übergeordneten Gedächtnisses für explizite Absichten zum Ausdruck kommt (Goschke, 1997). Wichtig für die Messung impliziter Vorgänge ist also, daß die Versuchsperson nicht entscheiden muß, sondern spontan reagieren kann bzw. zumindest subjektiv den Eindruck hat, sich spontan zu entfalten (Perrig et al., 1993).

Noetisches und autonoetisches Bewußtsein

Unterstützt wird diese Annahme durch Befunde aus der Gedächtnisforschung (Wheeler, Stuss & Tulving, 1997). Diese Autoren beschreiben ein sog. „noetisches Bewußtsein" als Folge der Operationen eines prozeduralen Gedächtnisses. Diese Form des Bewußtseins steht Kindern schon vor dem 18. Lebensmonat zur Verfügung. Es ermöglicht bereits eine sehr einfache Repräsentation perzeptuell abwesender Reize, ist jedoch zum größten Teil reizgesteuert. Kinder auf dieser Bewußtseinsstufe können sich noch nicht selbst reflektieren, also bspw. im Spiegel erkennen. Die Repräsentationen dieser Bewußtseinsstufe werden nonverbal oder mit sehr einfachen Worten als propositionale Fragmente der ursprünglichen Episode ausgedrückt (d.h. es handelt sich um ein semantisches, nicht aber episodisches Gedächtnis).

Wheeler, Stuss & Tulving (1997) erklären mit dem noetischen Bewußtsein auch die Kindheits-Amnesie: Aufgrund der Verfügbarkeit eines noetischen nicht aber autonoetischen Bewußtseins können Erwachsene nicht mental in ihre frühe Kindheit zurückreisen, um Erlebnisse persönlich wiederzuerleben. In gewissem Sinne sind diese frühen Erlebnisse nämlich nie persönlich erlebt worden. Auf einer affektiven Ebene erleb- bzw. erfühlbar werden frühkindliche Erlebnisse aber dann, wenn sie durch geeignete Reize *wiederbelebt* werden.

Diese Befunde sind für den Methodenteil einer Arbeit zur Messung impliziter Motive in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung. Wenn wir uns den in der Einleitung definierten weiten Motivationsbegriff vergegenwärtigen, wird deutlich, daß der Bedürfniskern von impliziten Motiven im noetischen Gedächtnis repräsentiert sein muß. Dieser bildet sich nach McClelland et al. (1989) vor der Existenz eines episodischen Gedächtnisses. Daraus erwächst für die Motivmessung die Herausforderung, Methoden zu verwenden, die auch noetische Gedächtnisinhalte aktivieren. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß alle OMT-Motive nur auf dem noetischen Bewußtsein beruhen. Ganz im Gegenteil, im Rahmen der PSI-Theorie

kann man ja davon ausgehen, daß insbesondere die Ebenen 1 und 3, die auf der Beteiligung des Selbst beruhen, vor allem durch episodische Gedächtnisinhalte gespeist werden. Dennoch muß man auch bei diesen Ebenen annehmen, daß der zugrundeliegende Bedürfniskern auf noetischen Gedächtnisinhalten beruht, der dann mit Hilfe autonoetischen Wissens über die eigene Regulationskompetenz umgesetzt wird. Eine Annahme der PSI-Theorie über die Funktionsmerkmale des Extensionsgedächtnisses ist es ja, daß nur durch dieses Subsystem auch weit zurückliegende episodische Inhalte und sensorimotorische Prozeduren miteinander verknüpft und für die Verhaltenssteuerung verwendet werden können.

Da die schwierige Operationalisierung der im noetischen Gedächtnis repräsentierten frühkindlichen Deprivationserlebnisse in dieser Arbeit durch den „Familiensystem-Test (FAST)“ ermöglicht werden soll, muß man plausibel begründen, daß die durch diesen Test beobachtbar gemachten mentalen Prozesse (genau wie auch die im OMT und im TAT) nur teilweise auf der Aktivierung episodischer Gedächtnisinhalte beruhen – daß sie zum Teil Prozesse beobachtbar machen, die die Vergegenwärtigung vertrauter früher Kontextmerkmale widerspiegeln. Hierzu liegen bislang jedoch noch keine systematischen Befunde vor. Dennoch ist die folgende Behauptung sicherlich begründbar: Je stärker bspw. ein Motiv-Test oder ein biographischer Fragebogen das episodische Gedächtnis aktiviert, desto weniger dürften dabei Repräsentationen aus der frühen Kindheit zutage treten. So wird sicherlich die Frage „*ich setze mir immer schwierige aber erreichbare Ziele“* aufgrund rezenter episodischer Informationen beantwortet werden, die höchstens (so der Proband das „immer“ ernst nimmt) noch bis in die Vorschulzeit zurückgeführt wird (wobei der Prozeß der Gewichtung von früheren und rezenten Episoden natürlich unbekannt bleibt). Um einiges wahrscheinlicher erscheint die Aktivierung noetischer, frühkindlicher Gedächtnisinhalte, wenn die spontane Interpretation einer mehrdeutigen Bildvorlage gefordert ist. Die Antwort einer Person *„die Frau im Bild versucht, eine schwierige aber dennoch lösbare Aufgabe anzugehen“* kann durchaus auch auf Repräsentationen aufbauen, die bereits im noetischen Bewußtsein vorhanden sind. Die Interpretation könnte ja durch früh im Leben gemachte Erfahrungen aktiviert worden sein – die Person erkennt etwas Vertrautes wieder, ohne daß sie einen episodischen Gedächtnisinhalt abrufen muß, nach dem in einem „projektiven“ Test ja gar nicht gefragt wird.

Es dürfte auch einleuchten, daß eine Figurenlegetechnik wie der FAST stärker noetische Bewußtseinsinhalte aktiviert als Items in einem Fragebogen (s. Scheffer et al., 2000). Wenn

eine Person die Figuren im FAST mit dem *Selbst, Vater, Mutter, Geschwister etc.* identifiziert, werden die Distanzen und Hierarchieunterschiede zwischen den Figuren zu plastischen und affektiv-lebensnahen Bildern (Edwards, 1980; Gehring & Schultheiß, 1987), die noetische Bewußtseinsinhalte aktivieren können.

Diese Annahmen sind zur Zeit spekulativ und müssen systematisch untersucht werden. Es ist mir jedoch wichtig darauf zu verweisen, daß die in Fragebögen gemessenen Variablen höchst wahrscheinlich nicht auf noetischen Gedächtnisinhalten beruhen, daß dies aber für projektive Techniken wie OMT, TAT und FAST zumindest plausibel begründet werden kann.

Zusammenfassend kann man sagen, daß empirische Hinweise dafür existieren, daß es schon in sehr frühen Entwicklungsstufen Hinweise für die Existenz von impliziten und expliziten Wissensrepräsentationen gibt, wobei letztere nicht eine "Weiterentwicklung" der "primitiveren", impliziten Wissensverarbeitung zu sein scheinen. Beide Systeme der Verarbeitung laufen offenbar über die gesamte Lebensspanne weitgehend parallel und oft unabhängig voneinander. Das sensorimotorische Wissens-System, zu dem auch Motive gehören dürften, bliebe damit für die meisten Menschen nur sehr unvollständig explizierbar.

Es muß allerdings auch angemerkt werden, daß es zu diesem Thema unterschiedliche Auffassungen gibt. Manche Forscher meinen, daß die Trennung von implizitem und explizitem Wissen keineswegs gesichert ist. So konnte bspw. gezeigt werden, daß die Beziehungen zwischen verschiedenen Subsystemen impliziten Wissens dem Bewußtsein zugänglich gemacht werden können, nachdem Verbindungen zwischen den vorher isoliert arbeitenden Teilen des sensorimotorischen Wissens hergestellt worden sind (Karmiloff-Smith, 1986). Andere Forschungsarbeiten haben auch deutlich gemacht, daß implizite mentale Prozesse häufig zwar konstatiert wurden, sich dahinter aber durchaus explizierbare Phänomene verbergen können. Haider (1990) konnte bspw. zeigen, daß es oft sparsamere Erklärungen als die Annahme eines impliziten Wissenssystem gibt. Sie stellen sich bei genauerem Hinsehen oft als einfache, durchaus explizit verfügbare „Mini-Regeln" heraus.

Dennoch unterstützen die Befunde insgesamt die Annahmen von McClelland et al. (1989), daß implizite und explizite Motive auch bei Erwachsenen unabhängige Systeme mit verschiedener Funktionalität sind. Bewußtes Vergegenwärtigen von früheren bzw. "typischen" Reaktionen in Fragebögen mißt daher nicht implizites sondern explizites Wissen

über Motive. Und das eine muß mit dem anderen nichts zu tun haben, auch wenn manche Personen vielleicht beide Systeme stärker miteinander zur Deckung bringen können als andere, was offenbar auch durch Imaginationsübungen unterstützt werden kann (Schultheiß, 1996; Schultheiß & Brunstein, 1999).

2.2.3 Funktionale Merkmale impliziter und expliziter Repräsentationen

Daß Menschen über ihre Motive nur begrenzt valide Auskunft geben können, kann man auch funktional erklären. Kuhl (2000) postuliert einen Antagonismus zwischen dem analytischen Wissenssystem (Planen und Denken) und einem intuitiven Ausführungssystem. Die bewußte Reflexion über intuitive sensorimotorische Prozeduren scheint deren Ausführung zu behindern. Ein Beispiel aus der Kleinkindforschung soll das abschließend verdeutlichen. Untersuchungen zum intuitivem Elternverhalten zeigen, daß elterliche Reaktionen auf die Signale ihrer Kinder *unterhalb* eines Zeitfensters liegen, in dem ”bewußte” Steuerung möglich ist – die Reaktionen liegen zwischen 200 und 800 ms (Keller, Lohaus, Völker, Cappenberg, & Chasiotis, 1999). Weil die intuitive Verhaltenssteuerung so schnell ablaufen kann, ist sie für die geringe Aufmerksamkeitsspanne von Säuglingen angemessen. Interessanterweise scheint nun aber die bewußte Reflexion über den Umgang mit dem Säugling von Eltern im Sinne einer ”kognitiven Überlagerung” des impliziten Ziels prompt zu reagieren, die Ausführung intuitiver Elternprogramme zu hemmen (Keller, 1997b). Ein *explizites Ziel*, auf die Signale des Kindes zu reagieren scheint also mit *der intuitiven Ausführung einer impliziten Bindungsbereitschaft zu interferieren.*

Übertragen auf die Messung von impliziten Motiven könnte dies folgendes bedeuten: Je stärker wir darüber nachdenken, ob bspw. der Gewinn von Einfluß und Macht ein wichtiges Ziel von uns ist, desto weniger valide wird die Einschätzung des Machtmotivs. Erst in spontanen Reaktionen werden die tatsächlichen Motive deutlich. Intuitive Verhaltensprogramme wie implizite Motive sind also sensorimotorische Prozeduren, die dann am besten ablaufen, wenn sie zunächst kontextabhängig „bottom-up“ gesteuert werden, d.h., ohne Umweg über hochinferente Kognitionen des Neokortex („top-down“). Wie in Abschnitt 2.5 noch deutlicher herausgearbeitet wird, betrifft dies nur die erste Phase der Motivbildung – auch hochinferente Subsysteme (das Extensions- und Absichtsgedächtnis) können an der Bildung von Motiven beteiligt sein.

Hieran lassen sich auch die gemeinsamen und unterschiedlichen Funktionsmerkmale zwischen intuitiven Verhaltensprogrammen und impliziten Motiven festmachen. Eines der gemeinsamen Funktionsmerkmale ist, daß intuitive Verhaltensprogramme und implizite Motive nur in spezifischen *Kontexten* ablaufen und außerhalb dieser Kontexte nicht aktiviert werden. Die Kontextabhängigkeit des intuitiven Elternprogramms ist aber wahrscheinlich bereits verhaltensgenetisch kanalisiert (Lohaus, Keller, Völker, Cappenberg, Chasiotis, 1997; Lohaus, Völker, Keller, Cappenberg & Chasiotis, 1998). Hierin dürfte ein Unterschied zwischen intuitiven Programmen und impliziten Motiven liegen, denn letztere werden stärker durch frühe Erfahrungen als durch genetische Faktoren geprägt (McClelland, 1987).

Ein weiterer Unterschied ist die bei impliziten Motiven anzunehmende Betonung eigener Bedürfnisse, die über den Kontext gestellt werden (der Kontext wird vor dem Hintergrund der eigenen Bedürfnisse interpretiert). Dies dürfte für intuitive Verhaltensprogramme nicht gelten, da die Zentrierung auf eigene Bedürfnisse die prompte Reaktion auf Signale der Umwelt erschwert (Keller, 1997b).

2.2.4 Zusammenfassung

Die Methode beim TAT, Geschichten aufschreiben zu lassen, verdeckt einen wesentlichen Aspekt impliziter Prozesse, *nicht salientes Wissen über Strukturmerkmale des Kontextes* wiedergeben zu können. Letzteres erscheint beim OMT direkter möglich, da dort nicht die Anzahl motivthematischer Einfälle sondern nur die Interpretation einer Bildvorlage für die Motivmessung herangezogen wird. Ob diese Interpretation auch wirklich auf implizitem Wissen früher Sozialisationskontexte aufbaut, muß sich erweisen. Der folgende Abschnitt bereitet die empirische Überprüfung dieser Annahme vor.

2.3 Eine entwicklungspsychologische Konzeptualisierung der Entstehungs-Kontexte impliziter Motive

Wenn wir einmal die bis hierher vorgestellten Fakten Revue passieren lassen, dann läßt sich der Stand der Forschung so zusammenfassen:

1. Drei Implizite Motiv-Systeme (Bindung, Leistung und Macht) sind intensiv erforscht worden und scheinen eine hohe Validität zu haben.
2. Einige Befunde deuten darauf hin, daß diese Motive in frühen Entwicklungsabschnitten entstehen.
3. Andere Arbeiten, insbesondere die aus der experimentellen, allgemeinen Psychologie lassen vermuten, daß implizites Wissen Kontextmerkmale von Erfahrungen repräsentiert.

2.3.1 Motive als kontextrepräsentierende Dispositionen

Vor diesem Hintergrund dürfte klar sein, daß eine detaillierte Kenntnis der motivgenerierenden Kontexte für das Verständnis von Motiven sehr wichtig ist. Je genauer wir diese Kontextmerkmale kennen und beschreiben können, um so tiefschichtiger ist auch unsere Kenntnis der impliziten Motive. Für die Validität von impliziten Motiven dürfte dies von großer Bedeutung sein. Die Möglichkeiten, auf der Basis von Motiven Verhalten vorherzusagen, wachsen mit zunehmendem Wissen darüber, welche Situationen in ihren Strukturmerkmalen den Kontexten gleichen, in denen implizite Motive entstanden sind. Ein solcher bereichspezifischer Ansatz beruht auf einem Grundgedanken der evolutionären Psychologie (Cosmides, 1989; Cosmides & Tooby, 1992; Tooby & Cosmides, 1989): Evolvierte psychologische Mechanismen wie Motive sind dann adaptiv, wenn es einen „Fit“ bzw. eine „Kongruenz“ zwischen Umwelten evolutionärer Anpassung und aktuellen Situationen gibt. Motive sind also *kontextrepräsentierende Dispositionen.* Sie unterscheiden sich übrigens schon deswegen grundsätzlich von sog. *Traits,* wie sie bspw. im Big-Five-Ansatz der Persönlichkeit beschrieben werden (zu dieser Kritik an Traits siehe Block, 1995).

Nun muß man aber wohl konstatieren, daß wir über die Kontextmerkmale, in denen Motive entstehen, noch sehr wenig wissen. Um es einmal etwas überspitzt zu formulieren: Die in Abschnitt 2.3 vorgestellten Befunde zeigen im Grunde allenfalls, daß implizite Motive tatsächlich in frühen Entwicklungsabschnitten entstehen, und man daher wohl mit Recht von

einem impliziten Unterbau bei ihnen ausgehen kann. Sie sagen aber nach m. E. kaum etwas über die konkreten Merkmale der Umwelt, in denen diese Motive entstehen, aus.

In diesem Abschnitt soll versucht werden, Vorstellungen über die Kontextmerkmale zu entwickeln, in denen implizite Motive entstehen. Dabei wird selbstverständlich auf das in Abschnitt 2.3 referierte Wissen zur Entwicklung von impliziten Motiven zurückgegriffen. Gleichzeitig wird aber unterstellt, daß wir zusätzlich eine breitere theoretische Basis benötigen, von der aus wir Hypothesen über die Struktur der Kontextmerkmale generieren können. Als Basis soll das Entwicklungsmodell von Keller (2000), welches Entwicklungsmechanismen und Entwicklungskontexte konzeptionell trennt und daher für das Verständnis der impliziten Motivgenese besonders geeignet erscheint. Dieses Komponenten-Modell der Entwicklung erscheint sowohl spezifisch genug, um Annahmen über die Operationalisierung kritischer Variablen zuzulassen, als auch umfassend genug, um die schon von McClelland (1961) formulierten kulturellen und historischen Hintergründe der Motiventwicklung zu berücksichtigen. Das Modell von Keller geht dabei über den bei McClelland beschriebenen kulturvergleichenden und –historischen Ansatz hinaus, weil es auch evolutionspsychologische Überlegungen berücksichtigt, die sich für die Hypothesengenerierung als fruchtbar erweisen werden.

2.3.2 Eine Evolutionäre Herangehensweise

Eine evolutionsbiologische Betrachtung beginnt mit der Überlegung, daß begrenzte Ressourcen wie Zeit und Energie differentiell investiert werden müssen, und ein Individuum daher Entscheidungen darüber treffen muß, wieviel Zeit und Energie es in bestimmte Lebensfunktionen so investiert, daß dadurch das Überleben und die Fortpflanzung optimal gewährleistet sind. Da von der Selektion als evolutionärem Endprodukt nicht nur der fortpflanzungsfähige Organismus bewertet wird, sondern die gesamte Lebensspanne, die der Reproduktion dient, kommt es auch auf den richtigen Zeitpunkt der Investition in bestimmte Lebensfunktionen an (Chasiotis & Keller 1993a,b; Chasiotis, 1999).

Diese Entscheidungen bedürfen nicht unbedingt höherer kognitiver Kategorien. Es geht hier um die phylogenetische und ontogenetische Vorform, also die vorrationale Basis von Bewertung, die in den Bereich der Motivationslehre fällt (Bischof 1993). Es wurde bereits angedeutet, daß das Konstrukt *Motivation* per definitionem mit der Allokation von Zeit und

Energie zwischen verschiedenen Lebensbereichen gleichzusetzen ist (McClelland, 1987). Ein starkes Motiv führt dazu, daß eine Person bestimmte Ziele auch dann noch verfolgt, wenn die Situation eigentlich „ungünstig“ ist, was nichts anderes bedeutet, als daß die Ressourcenlage begrenzt ist, also die Zielverfolgung viel Energie und Zeit kostet, etwa weil Interaktionspartner diese nicht unterstützen oder sogar verhindern. Es ist ja das Wesen von *intrinsischen* Motiven, daß Zeit und Energie *auch dann* aufgewendet werden, wenn die Situation bestimmte Anreize nicht ohne weiteres bereithält, sondern Kosten entstehen, um die Anreize zu verfolgen.

Aus dieser Sicht ist es nicht verwunderlich, daß die Entwicklung von Motiven etwas mit Kontexten zu tun hat, die motivspezifische Anreize häufig oder über längere Zeit *nicht* bereithalten bzw. deprivieren und so ein *Bedürfnis* entstehen lassen (Atkinson & McClelland, 1949; Bischof, 1985; Lewin, 1926). Die Induktion eines Bedürfnisses kann als notwendige aber nicht hinreichende Bedingung für die Entstehung eines Motivs im engeren Sinn angesehen werden. Wie schon an anderer Stelle betont wurde, sind Motive in ihrer spezifischen Bedeutung Repräsentationen von Bedürfnis-Umsetzungstrategien, die in frühen Befriedigungsepisoden (also im Anschluß an eine Deprivation!) gespeichert wurden. Da Eltern die frühesten Kontexte der Ontogenese strukturieren und elterliches Verhalten als Ausmaß an Investitionsbereitschaft verstanden werden kann (Keller, 1997a; 2000), dürften Bedürfnisse demnach in Kontexten entstehen, die durch eine *verringerte elterliche Investitionsbereitschaft* gekennzeichnet sind. Es handelt sich dabei also um Kontexte, die dann entstehen, wenn Eltern viel Zeit und Energie in die Selbsterhaltung und -erweiterung und weniger in die Nachkommen investieren. Eltern haben damit durch die Strukturierung früher Kontexte einen Einfluß auf die notwendige Entwicklungsbedingung von Motiven – also auf die Induktion eines Bedürfnisses. Gleichzeitig dürfen sie aber die hinreichende Entwicklungsbedingung der Motivgenese nicht verhindern, nämlich, daß das Kind dann auch dazu fähig ist, diese Frustration zu bewältigen. Ein gewisses Maß an Frustration („skillfull frustration“) fördert Motive, wenn sie bewältigbare Herausforderungen liefert, nicht jedoch wenn die Bewältigung unmöglich ist. Hierdurch würden Bedürfnisse hypertrophiert, was schwerlich einen Anpassungswert haben dürfte.

Für ihre Kinder definieren Eltern durch den strukturierten Wechsel aus Frustration und Bewältigungsmöglichkeiten eine erste ökologische Erfahrung, die man auch als *„Lehrzeit" oder „sensible Periode“* für das erfolgreiche Funktionieren als Erwachsener bezeichnen kann

(Chasiotis & Keller 1992). Das Konzept von *Prägungsvorgängen* innerhalb *sensibler Phasen* besagt, daß bestimmte Erfahrungen zu einem bestimmten Zeitpunkt eine besondere Wirkung zeigen, die *unabhängig* von positiven Verstärkern ist, und daß diese Auswirkungen einen langandauernden, wenn nicht sogar irreversiblen Charakter haben (Immelmann & Keller, 1988; Keller, 1998b). Sensible Phasen vermitteln einem Organismus *relevante Informationen über Strukturmerkmale der Umwelt* (Bischof, 1985). Das Signal eines frühen Sozialisationskontextes, der motivspezifische Anreize depriviert ist, daß die Kinder bestimmte Anreize *aus sich heraus, ohne Unterstützung* erlangen müssen.

Aus ultimater Perspektive wird die Bedeutung von intrinsischen Motiven aus der grundlegend konflikthaften Natur menschlicher Beziehungen verständlich (Trivers, 1974). Da die Wahrscheinlichkeit, daß zwei Individuen Träger identischer Gene sind, mit dem Verwandtschaftsgrad abnimmt, divergieren die Interessen zwischen Interaktionspartnern. Selbst für Geschwister und für Eltern und ihre Kinder beträgt die genetische Überlappung „nur“ 50%, so daß auch hier Konflikte bezüglich der Investition von Zeit und Energie auftreten müssen. Hamilton (1964) hat die Regel formuliert, daß die Investition in andere nur dann in Erscheinung tritt, wenn der *Verwandtschaftskoeffizient x Nutzen - Kosten > 0* ist. Die durch die eigene Fortpflanzung erreichte Fitneß, addiert mit der durch Verwandtenunterstützung erzielten indirekten Fitneß, ergibt dann die Gesamtfitneß eines Individuums (Voland 1993). Bei abnehmendem Verwandtschaftsgrad müssen also die „Kosten“ immer geringer ausfallen, d.h., die Interaktionen müssen in immer höherem Maße auf die Aktualisierung ihrer Bedürfnisse achten.

Die Familie als erster Sozialisationskontext hat einen Modellcharakter für die Gesellschaft, indem sie Informationen darüber vermittelt, in welchem Ausmaß ein Individuum für die eigene Bedürfnisaktualisierung kämpfen muß. Eine grundlegende Funktion der Vermittlung dieser Erfahrung ist es bspw., dem Kind ein Verständnis über die Vertrauenswürdigkeit anderer sowie die Dauerhaftigkeit und Reziprozität von Beziehungen zu vermitteln (Belsky, Steinberg & Draper 1991). Je stärker in der Familie Strukturmerkmale vorherrschen, welche eine reziproke Bedürfnisbefriedigung aller Mitglieder gewährleisten, desto weniger muß diese durch eine individuelle, selbstzentrierte Motivation erreicht werden.

Kulturhistorische und vergleichende Studien zeigen, daß sich Gesellschaften stark darin unterscheiden, in welchem Ausmaß sie eine gruppenzentrierte gegenüber einer individuellen

Bedürfnisbefriedigung bevorzugen. Vorindustrielle Gesellschaften in Europa und viele nicht westliche Kulturen in der heutigen Zeit bauen stark auf verwandtschaftlichen Strukturen auf (Keller & Eckensberger, 1998). Noch im Mittelalter dürfte ein Großteil der Interaktionen der durchschnittlichen (bzw. „einfachen“) Menschen in Europa mit Verwandten stattgefunden haben, was mit einer ausgeprägten „kollektivistischen“ Motivation unserer Vorfahren einhergegangen ist (Hogan, 1996). Stämme und in gewissem Sinne auch Gesellschaften sind daher in gewissem Sinne Felder von variierendem Verwandtschaftsgrad, in denen die Regel von Hamilton zum Tragen kommt. Je geringer der durchschnittlich zu erwartende Verwandtschaftsgrad der Interaktionspartner, desto geringer ist die Interdependenz bei der ultimaten Zielerreichung zwischen den Interaktionspartnern und desto stärker muß das Individuum auf die Repräsentation eigener Ziele („Autonomie“) bedacht sein.

Auch im evolutionären Maßstab sind menschliche Gesellschaften einem steten Wandel bezüglich der Interdependenz ultimater Ziele ausgesetzt gewesen. Draper und Harpending (1982) haben betont, daß Epochen, in denen durch Völkerwanderungen rasch neue Lebensräume besetzt werden mußten („*r-selection“*) durch gänzlich andere familiäre und gesellschaftliche Strukturen gekennzeichnet gewesen sein müssen als Epochen, in denen Völker über lange Zeiträume auf engem Raum miteinander leben und auskommen müssen („*K-selection*“). Konstant ist bei diesen stetig wechselnden Lebensumständen bis heute vielleicht nur eines geblieben: Die Kernfamilie als primäre Umwelt dürfte im Laufe der Evolution immer eine entscheidende prägende Rolle des Individuums gehabt haben (Miller & Fishkin, 1997).

Geprägt werden durch die Familie dabei auch implizite Motive, welche als vorrationale *Bewertungsmechanismen* angesehen werden können, die dafür sensibilisieren, wie sehr wichtige Anreize nur durch eigene Anstrengung und gegen die Interessen anderer erreicht werden können. Die drei Grundmotive würden dann Bereiche vorgeben, in die ein Individuum besonders stark investieren muß, um Bedürfnisse zu befriedigen. Gemeinsam ist ihnen immer, daß sie diese Bedürfnisse egoistisch in den Vordergrund stellen, also kennzeichnend sind für Umwelten mit geringem überlappenden Verwandtschaftsgrad der Interaktionspartner bzw. für Umwelten, die einer „r-selection“ unterliegen.

Das Bindungsmotiv spiegelt dabei die Erwartung eines Individuums wider, daß es selbst viel dafür tun muß, von anderen akzeptiert und aufgenommen zu werden, weil es dies in der

Familie nicht als selbstverständlich erlebt hat. *Das Leistungsmotiv* ist die vorrationale Bewertungsgrundlage dafür, daß das Individuum Dinge selber meistern muß, da andere von einem Selbständigkeit erwarten. *Das Machtmotiv* schließlich entspricht einer impliziten Erwartungshaltung, daß man andere beeinflussen und dominieren können muß, da es in der Familie und der Gesellschaft ein erhebliches Gefälle bezüglich Einfluß zwischen Individuen und Subsystemen gibt.

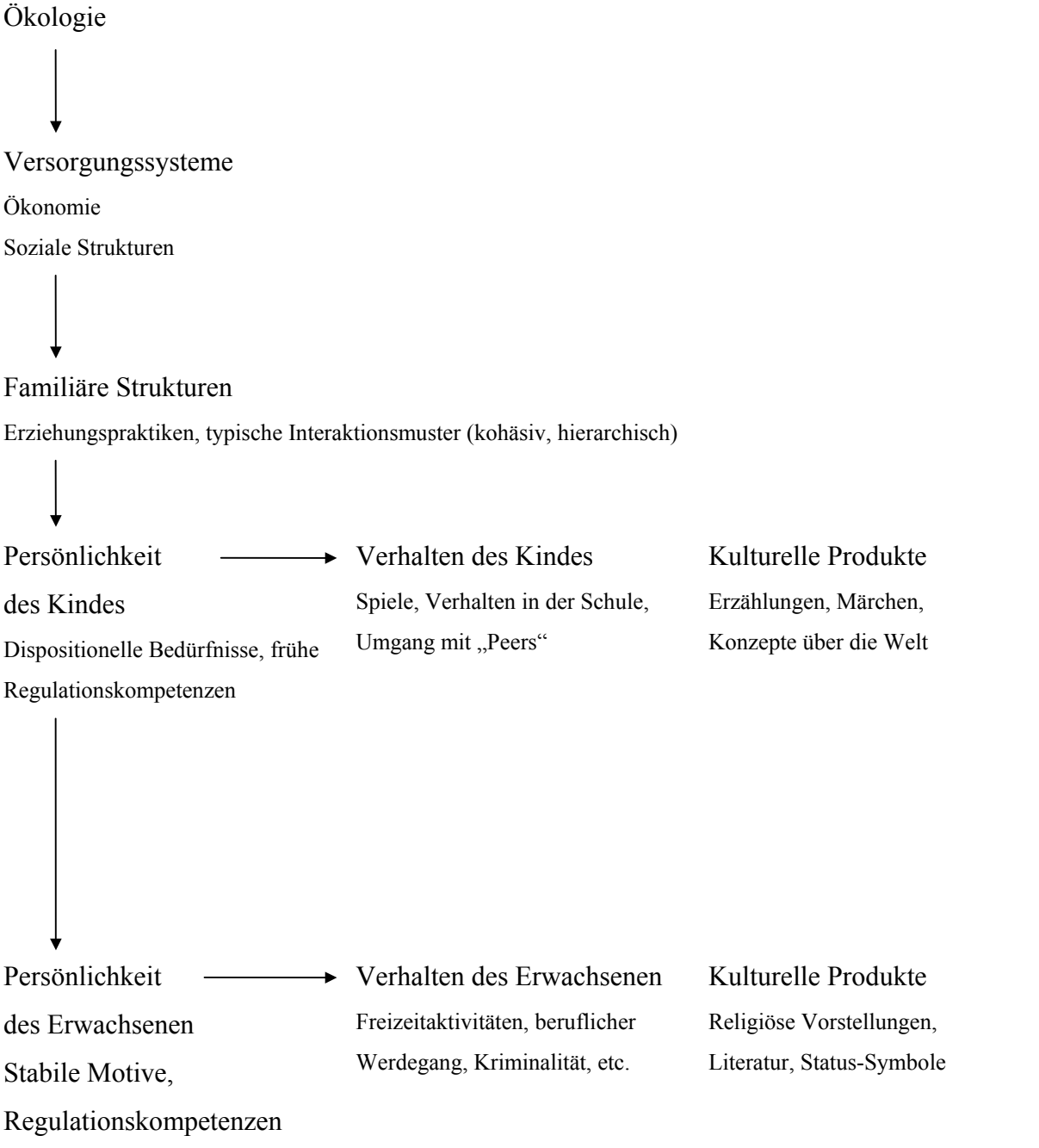
Kulturen unterscheiden sich u.a. darin, wie stark die individuellen Interessen in ein umfassendes, soziales Beziehungsnetz eingebettet und dadurch den Interessen der Gemeinschaft untergeordnet werden können (Hofstede, 1980; Markus & Kitayama, 1991). In dem Modell von Keller (2000) wird postuliert, daß die durch die Eltern gestalteten frühen Sozialisationskontexte diese kulturellen Unterschiede reflektieren und Kinder dadurch auf ihre spätere Umwelt vorbereiten. Auf die Motivgenese übertragen könnte dies bedeuten, daß die Gestaltung familiärer Kontexte durch die Eltern einer adaptiven Logik folgt, indem grundlegende Motive der Nachkommen so beeinflußt werden, daß sie in der sozialen Umwelt, auf die Kinder als Erwachsene treffen, funktional sind (s. Keller & Chasiotis, 1993).

Auch nach dem Modell von Keller wird dieser Einfluß der Kultur auf das Individuum zumindest zum Teil über die familiären Strukturen vermittelt. Die familiäre Ebene (bzw. die dort ablaufenden Interaktionen) kann als eine „Schnittstelle“ zwischen der biologischen und kulturellen Ebene verstanden werden, die zu beschreiben und zu verstehen jedoch noch immer als größte Herausforderung für die Entwicklungspsychologie gilt (Keller, 2001). Bereits William Stern hat das Wechselspiel zwischen Anlage und Umwelt über das Prinzip der Konvergenz zu konzeptualisieren versucht (Keller, 2001), eine Sicht, die hier auch für die Entstehung von Motiven übernommen wird. Das Milieu, wie es bspw. über typische familiäre Interaktionsstrukturen bestimmbar wird, übt nur dann einen Einfluß aus, wenn Dispositionen existieren, die für diese Effekte empfänglich sind (siehe hierzu auch Bischofs Konzept der „angeborenen Umwelt“ von 1996).

Dies bedeutet, daß die kulturelle, familiäre und individuelle Ebene einerseits getrennt betrachtet werden muß, weil keine der Ebenen auf eine andere reduziert werden kann. Andererseits folgt daraus aber auch, daß diese Ebenen gemeinsam einen nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung eines Individuums ausüben können, wenn sie konvergieren, d.h., eine Passung bzw. ein „Fit“ zwischen kulturellen Normen, familiären Interaktionen und

individuellen Dispositionen bestehen. Die im folgenden Abschnitt vertretene Sicht auf die Motiventwicklung ist daher eine interaktionistische – von einander unabhängige Ebenen produzieren erst bei Vorliegen einer Passung oder Konvergenz bestimmte Entwicklungsergebnisse, wobei es hier um die Entstehung stabiler Motive gehen soll. Die folgende von Whiting (1963, S. 3) adaptierte Abbildung 1 illustriert dies und zeigt auf, daß die Entstehung von Motiven in eine umfassende, kontextuelle Sichtweise eingebettet werden muß.

Abbildung 1: *Die Motivgenese im erweiterten Kontext nach B.B. Whiting (1963)*



Die familiären Strukturen sind nach dieser Konzeption ein wichtiges Vermittlungsglied zwischen ökologischen, ökonomischen und dispositionell-biologischen Einflüssen. Hierzu gehören neben bestimmten Erziehungspraktiken das Ausmaß an erwarteter oder eingeforderter Kohäsion und gegenseitiger Unterstützung, sowie die Ausgeprägtheit von Hierarchie in der Familie. Diese familiären Strukturen können dabei als Anpassung an ökologische und ökonomische Variablen angesehen werden.

Die Anpassungsleistungen auf familiärer Ebene treffen dann auf die individuellen Dispositionen. Im Falle einer Konvergenz verstärken sich die beiden Ebenen und führen zu stabilen Verhaltensergebnissen, die wiederum als Anpassungsleistung interpretiert werden können. Hierzu gehören bei Kindern die Neigung zu bestimmten Formen des Spiels, der Umgang mit Gleichaltrigen („Peers“) sowie das Verhalten in der Schule. Bei Erwachsenen entstehen so stabile Verhaltens-Muster, die jedoch in verschiedenen Lebensbereichen (Familie, Freizeit, Beruf) stark variieren können. Parallel zu den individuellen Anpassungsleistungen können die kulturellen Adaptionen betrachtet werden. Wie sich die in einer Kultur vorherrschenden Motive in der Literatur und in kollektivem Verhalten (bspw. Krieg) niederschlagen können, hat Winter (1993) eindrucksvoll nachgewiesen.

Aufbauend auf dieser Konzeption, soll nun der Versuch unternommen werden, spezifische Hypothesen über die Wirkung familiärer Strukturen (die, wie erwähnt als Anpassungsleistung an vorherrschende ökologische und ökonomische Strukturen zu verstehen sind) auf die Entstehung von Motiven zu bilden. Es erscheint dabei sinnvoll, zunächst mit einem höheren Abstraktionsgrad zu beginnen, und Entstehungsbedingungen von impliziten Motiven unabhängig von ihrem Inhalt zu erörtern. Erst danach sollen die verschiedenen Inhaltsklassen (Bindung, Leistung und Macht) behandelt werden.

2.3.3 Zum Anpassungswert einer motivgesteuerten Entwicklung

Wenn wir, wie in der Konzeption von Whiting (1963), die Persönlichkeit als Resultat konvergierender ökologischer, ökonomischer, familiärer und dispositioneller Faktoren ansehen, dann läßt sich die folgende Frage aufwerfen: Unter welchen ökologischen, ökonomischen und familiären Bedingungen erscheint es überhaupt sinnvoll, daß die Quelle individuellen Verhaltens in starkem Maße *intrinsische Motive* sind? Oder anders ausgedrückt, welche Bedingungen führen dazu. daß das „Antriebsaggregat“ von Menschen vorrangig die

eigenen Bedürfnisse sind, welche die Wahrnehmung und das Lernen des Einzelnen in zentraler Weise bestimmen?

Aus kulturvergleichender Sicht ist die Annahme, daß Menschen durch intrinsische, dispositionelle Motive geleitet werden, keineswegs universell. Sie beschreibt vielmehr eine individualistische Orientierung, nach der einer situativen Verhaltensteuerung gegenüber einer persönlichen, durch innere Attribute wie stabile Motive geleitete Verhaltenssteuerung („Selbst als Agens"), geringeres Gewicht beigemessen wird. Tatsächlich ist es jedoch so, daß die Menschen in den meisten Kulturen eher kulturelle, situative und soziale Quellen ihres Verhaltens angeben, und persönliche Quellen verneinen. Solche Kulturen, in denen vorrangig eine überpersönliche Verhaltenssteuerung angenommen wird, werden auch als *kollektivistisch*, *soziozentrisch, allozentrisch, bezogen, interdependent* etc. bezeichnet. Kulturen hingegen, in der die persönliche Verhaltenssteuerung als entscheidend erachtet wird, bezeichnet man u.a. als *individualistisch, egozentrisch, autonom, idiozentrisch, unabhängig* (Markus & Kitayama, 1991).

In dem Modell von Keller (2000; siehe auch Keller, Chasiotis, Zach, Völker & Lohaus, in Vorb.) werden Hypothesen aufgestellt, unter welchen sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen und damit konvergierenden familiären Interaktionen diese grundlegende Dichotomie kultureller Wertorientierung einsteht. Hierdurch bietet sich uns die Möglichkeit, Bedingungen für die Entstehung von Motiven angeben zu können. Der Grundgedanke hierfür ist einfach: Wenn die sich entwickelnde Persönlichkeit eines Individuums eine Anpassungsleistung an die vorherrschenden ökologischen Verhältnisse darstellt, dann sollten die familiären Verhältnisse und Erziehungspraktiken keineswegs unter allen ökologischen Bedingungen, die Bildung starker intrinsischer Motive begünstigen. So sollte in landwirtschaftlich strukturierten Ökonomien, in denen jede Hand für die gemeinsame Arbeit in der Gruppe gebraucht wird, eine eher interdependente Verhaltenssteuerung weitaus adaptiver ausfallen als in industrialisierten Ökonomien, in der der einzelne durch individuelle Erfindungen und Durchsetzungsvermögen sein Glück machen kann, eine Hypothese für die eine beträchtliche empirische Evidenz geltend gemacht werden kann (Landes, 1998).

2.4 Ein Komponenten-Modell früher Sozialisationskontexte

In diesem Abschnitt soll nun ein integratives Entwicklungsmodell vorgestellt werden, welches die Entwicklungskontexte näher beschreibt, durch deren Ausgestaltung Eltern ihren Kindern soziale Grundorientierungen vermitteln (das Komponenten-Modell der Sozialisation von Keller, 2000). Wie schon mehrfach kurz angedeutet wurde, geht es dabei um die erste Festlegung einer sozialen Grundorientierung, die man mit „interdependent" versus „individualistisch" umschreiben kann. Die damit verbundene Wertestrukturierung, welche schon seit langem im Brennpunkt der kulturvergleichenden Psychologie steht, wirkt sich auf die Motivation von Individuen aus (Hofstede, 1980; Markus & Kitayama, 1991). Worin bestehen nun diese unterschiedlichen Interaktionsformen in Familien, die als Grundlage für eine frühe Bildung dieser beiden gegensätzlichen Wertestrukturierungen angesehen werden?

Zunächst ist hierfür die Unterscheidung zwischen Verhaltenskontexten (sog. Elternsystemen) und darin ablaufenden Verhaltensprogrammen (sog. Mechanismen) von zentraler Bedeutung. Im Komponenten-Modell von Keller wird aus kulturvergleichenden und evolutionsbiologischen Überlegungen heraus postuliert, daß die von Eltern strukturierten Verhaltenskontexte Teil der kulturellen Umwelt sind, in die Kinder hineingeboren werden, und daß sie spezifische Informationen liefern, weil aus soziobiologischer Sicht ein vertikaler Selektionsdruck von Generation zu Generation besteht, welcher die Elterngeneration dazu zwingt, primäre Sozialisationskontexte so zu formen, daß die darin ablaufenden intuitiven Elternprogramme ihre Nachkommen optimal auf die jeweilige Umwelt vorbreiten.

> *"The respective interactional environment promotes specific conceptions of the selves, thus specifying the transmission of parental goals and values. Individualistic, independent selves, advantageous in competitive environments are primed through socialization experiences for which early parental contingency lays ground. Interrelated, interdependent selves, advantageous in larger social units with the family as the focus of life, are prompted through early experiences of warmth* (Keller et al., in Vorb.; S. 30)."

Es werden also zwei unabhängige Komponenten – Kontingenz und Wärme – angenommen, welche die gegensätzlichen Wertestrukturierungen bzw. Konzepte über das Selbst begünstigen. Beide Komponenten sind in erster Linie Formen des Interaktionsverhaltens. Als

solche können sie jedoch, bei häufigem Auftreten auch als typische Strukturen beschrieben werden, die dann einen sozialen Verband mehr oder weniger stark definieren. Eine solche aus vielen einzelnen Interaktionen entstehender familiärer Verhaltenskontext kann als „kooperatives“ oder „synergetisches“ Phänomen bezeichnet werden (Bischof, 1985, S.570), das als Reaktion auf Außenbedingungen selbstorganisiert entstehen kann.
Aufgrund der leichteren Operationalisierung wird in dieser Arbeit der strukturelle und nicht der interaktiv-dynamische Aspekt der beiden Komponenten im Vordergrund stehen. Zunächst soll nun die Komponente *Wärme* behandelt werden. Erst auf dieser Spezifizitätsebene wird es möglich sein, auch über die drei Inhaltsklassen intrinsischer Motive (Bindung, Leistung und Macht) Hypothesen zu generieren.

2.4.1 Die Kontextdimension Wärme

Der phylogenetisch älteste Entwicklungskontext im Komponenten-Modell repräsentiert das *primäre Pflegesystem,* welches u.a. Nahrung, Schutz und Hygiene gewährleistet. Diesen Kontext findet man bereits bei allen Säugetieren. Eltern – zunächst insbesondere natürlich die Mütter – übernehmen bei ihren Nachkommen bereits unmittelbar nach der Geburt die Regulation verschiedener physiologischer Systeme (Hofer, 1987; Hofer, 1990), sie befriedigen elementare, physiologische und soziale Bedürfnisse wie Hunger, Sicherheit und Geborgenheit, nach Körperkontakt und körperliche Wärme (Harlow, 1958; MacDonald, 1992). Eltern unterstützen den Säugling also in der Aufrechterhaltung grundlegender, für das Überleben notwendiger, physiologischer Regelkreise, deren Steuerung dieser alleine noch nicht gewährleisten kann. Besonders Säuglinge aber auch Kinder sind also sehr stark auf Fremdregulation angewiesen. Aus dieser Abhängigkeit resultiert auch die auffällige, höchst wahrscheinlich angeborene Tendenz von Kindern, nach verläßlichen Bindungen zu primären Bezugspersonen zu streben (Bowlby, 1982; Keller, 1997c).

Die physiologische Funktion des primären Pflegesystems ist entsprechend die Reduktion von primären Bedürfnissen wie Hunger und Durst, die *psychologische Funktion* die Gewährleistung von Sicherheit und Geborgenheit. Das Ausmaß dieser Bedürfnisbefriedigung und der Verfügbarkeit der Bezugspersonen beeinflußt damit erste grundlegende Aspekte der Persönlichkeitsentwicklung, denn je nachdem wie dieses primäre Pflegesystem von den Eltern ausgestaltet wird, können beim Kind unterschiedliche *soziale Orientierungen* induziert werden.

In manchen Kulturen wird die Pflege häufig als "mitlaufende Aktivität" strukturiert, so daß die Aufmerksamkeit der Mutter vor allem durch andere Alltagshandlungen in Anspruch genommen wird. In anderen Kulturen erfolgt das primäre Pflegesystem dagegen involviert und auf das Kind zentriert. Kulturvergleichende Befunde scheinen nun für die Annahme zu sprechen, daß eine Ausgestaltung dieses Pflegesystems, in der das Kind eher „mitläuft" und relativ wenig direkte Aufmerksamkeit erfährt, mit einer stärkeren Orientierung auf *Andere* beim Kind assoziiert ist (Keller, 2000). Es steht selber nicht so im Mittelpunkt der Alltagshaltungen der Eltern und lernt so, eigene Bedürfnisse zurückzustellen, die soziale Harmonie nicht zu gefährden und aufmerksam auf das zu achten, was andere tun. Dies ist ein wichtiger Aspekt einer kollektivistischen Orientierung (s. Triandis, 1998).

Keller (2000) postuliert, daß eine wenig kindzentrierte Ausgestaltung des primären Elternsystems mit der Strukturierung eines zweiten Entwicklungskontexts assoziiert ist. Dieses zweite Elternsystem wird durch unmittelbaren Köperkontakt zwischen Mutter und Kind wie bspw. häufiges Tragen definiert. Das primäre Pflegesystem und das Körperkontaktsystem sind wahrscheinlich deswegen miteinander assoziiert, weil eine mitlaufende Pflege durch Nähehalten und Tragen erleichtert wird, so daß durch die permanente Nähe zwischen Mutter und Kind die Sicherheit des Kindes auch bei geringerer Zentrierung der Mutter gewährleistet bleibt.

> *„Thus, children do not experience being the center of attention but at the same time are never on their own"*. Die Funktion dieser Kontextstruktur ist „*... support the cultural ideal of strong and loyal family bonds, with all members of the group accepting the place assigned to them by cultural customs* (Keller, 2000, S. 962-963)."

Die situativ bedingt eingeschränkte Investitionsbereitschaft der primären Bezugsperson (sei es, daß sie aufgrund knapper Ressourcen arbeiten oder durch weiteren Nachwuchs ihre Aufmerksamkeit teilen muß) wird also durch die Aufmerksamkeit anderer ausgeglichen. Fehlt dieser Ausgleich, etwa durch den Vater, die Großeltern oder die erweiterte Großfamilie, führt dies laut Keller nun zu einer eher *selbstzentrierten* sozialen Orientierung beim Kind, welche damit einhergeht, die eigenen Bedürfnis eigennützig in den Vordergrund zu stellen.

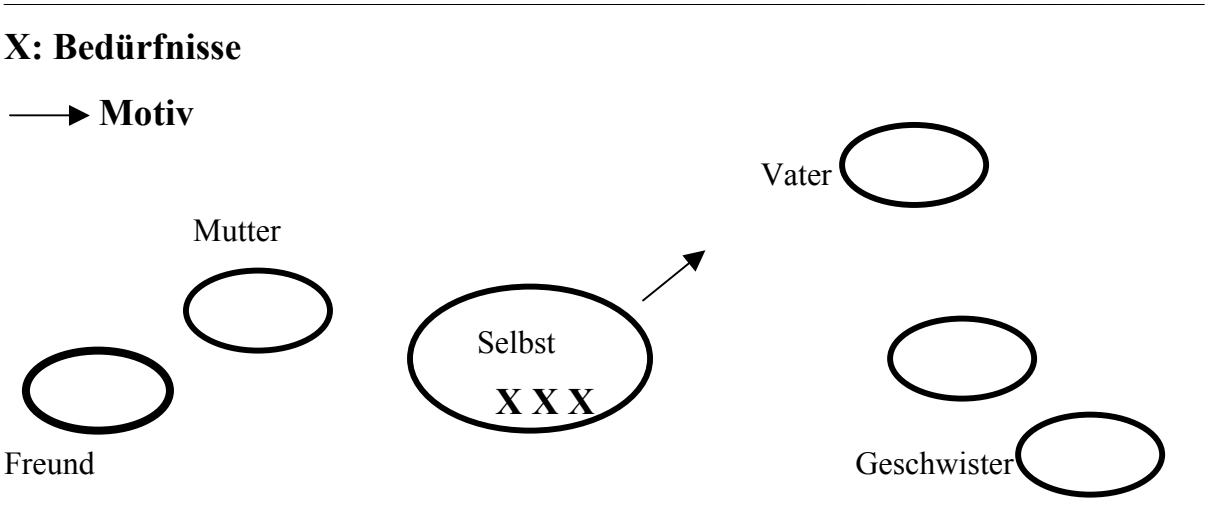
Auswirkungen auf die Motivgenese: Zwei erste Hypothesen

1. Das Bindungsmotiv

Schon aus dieser Kombination zweier Merkmale des primären Pflegekontextes lassen sich zwei vorläufige Hypothesen zur Motivgenese ableiten:

Wenn die Pflege von der primären Bezugsperson mitlaufend gestaltet wird, bewirkt dies eine Orientierung auf Andere, um mit diesen zusammen Bedürfnisse zu aktualisieren. Wenn diese Anderen (bspw. die Geschwister oder Vater) jedoch auch nicht zugänglich bzw. körperlich nahe sind, soll eine Tendenz zur egoistischen Selbstzentrierung entstehen. Eine solche Kontextstruktur bewirkt also u.U. eine „eigenartige" Melange aus Orientierung an Anderen und gleichzeitiger Erwartungshaltung an diese, was recht genau der Vorstellung vom Bindungsmotiv in der Tradition des TAT entspricht („egoistische Orientierung auf Andere"). Die folgende Abbildung, die sich an Markus & Kitayama (1991, S. 226) orientiert, versucht dies zu verbildlichen.

Abbildung 2: *Der interpersonale Entwicklungskontext des Bindungsmotivs*



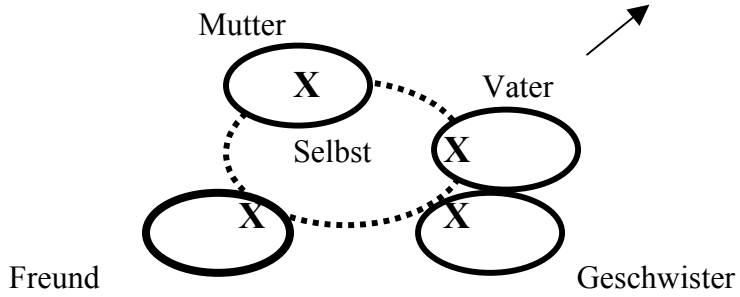
Die Abbildung verdeutlicht einige wesentliche Merkmale des Entwicklungskontextes des Bindungsmotivs: Die Beziehungen sind distanziert, die Abgrenzung voneinander klar und die Bedürfnisse des Selbst (angedeutet durch die X X X) stehen im Vordergrund. Daraus resultiert eine Motivation, diese Distanz abzubauen, die durch die Pfeile angedeutet ist. Aufgrund der geringen Kohäsion des Beziehungskontexts resultiert jedoch aus jeder Annäherung an eine andere Person (in diesem Fall an den distanzierten Vater) eine noch

größere Distanz zu den anderen. Und dies entspricht auch dem empirisch vorgefundenen Korrelat des Bindungsmotivs (s. 2.1.4), daß Personen mit diesem Motiv Nähe zu einer Person auf Kosten noch größerer Distanz zu anderen suchen. Kontrastierend sei nun ein Entwicklungskontext einer kollektivistischen Orientierung in der folgenden Abbildung dargestellt.

Abbildung 3: *Der interpersonale Entwicklungskontext einer kollektivistischen Orientierung*

X: Bedürfnisse

⟶ Motiv



Die wesentlichen Merkmale dieses Beziehungskontextes sind die größere Kohäsion des sozialen Organismus, die geringere Abgrenzung des Selbst gegenüber den anderen und die Betonung der Bedürfnisse der Interaktionspartner. Hatta & Tsukiji (1993) haben mit einem Figuren-Lege-Verfahren (welches dem in dieser Arbeit verwendeten FAST ähnlich ist) diese kollektivistische Beziehungsstruktur in japanischen Familien nachweisen können. Die aus einer solchen Beziehungsstruktur resultierende Motivation kann nicht mehr als rein individuell bezeichnet werden. Sie ist kollektiv in dem Sinne, daß ihre Richtung die zwischenpersönlichen Distanzen nicht verändert, weil sie gemeinsam gerichtet erfolgt. Der Aufbau von Nähe zu anderen, resultiert daher nicht in einer größeren Distanz zu den bisherigen Interaktionspartnern. Die Motivation dient auch nicht den eigenen sondern den gemeinsamen Bedürfnissen. Bond (1986) hat übrigens Studien zusammengefaßt, die belegen, daß Chinesen (die als eine kollektivistische Kultur gelten können) im Durchschnitt tatsächlich *geringe* Ausprägungen beim Affiliationsmotiv (wie auch beim Machtmotiv) aufweisen.

Zusammenfassend läßt sich also zur Entstehung des Bindungsmotivs eine recht klare Hypothese bezüglich der typischen familiären Struktur generieren. Zum einen sollte die Pflege nicht kindzentriert sondern eher mitlaufend sein, d.h., das Kind steht nicht permanent im Zentrum der Aufmerksamkeit. Zum anderen sollte diese zeitweilig fehlende Aufmerksamkeit (z.B. von Seiten der Mutter) nicht durch die Investition anderer Familienmitglieder (Vater, Geschwister) aufgefangen werden. Beide Merkmale *zusammen* fördern die Entstehung eines Bindungsmotivs (welches sich paradoxerweise als eine „selbstzentrierte bzw. egoistisch motivierte Orientierung an Anderen" definieren läßt).

2. Das Machtmotiv

Eine Hypothese zum Machtmotiv läßt sich ableiten, wenn wir den Vorschlag von Familienforschern wie Biller (1993) und Gehring (1993a,b) hinzuziehen, welche familiäre Strukturen in eine horizontale Dimension (Nähe und Zugänglichkeit) und eine vertikale (Einfluß und Involviertheit) unterteilen. Es ist von verschiedenen Forschern vermutet worden, daß eine hohe Wärme sich nicht nur in der Zugänglichkeit und Kohäsion der Beziehungen ausdrückt, sondern darüber hinaus auch in der Beeinflussung der Kinder. Ein hohes Ausmaß an Wärme in Familien soll zu einer verstärkten Internalisierung von elterlichen und gesellschaftlichen Normen auf Seiten der Kinder sowie zu höherer emotionaler Ausgeglichenheit und Empathie führen (MacDonald, 1992; Macoby & Martin, 1983; Keller & Eckensberger, 1998).

Es erscheint daher gerechtfertigt, die Komponente *Wärme* aus einer horizontalen Perspektive („Harmonie") wie aus einer vertikalen („Identifikation") zu betrachten. Es liegt dann die Annahme nahe, daß die Entstehung des Machtmotivs einen Bezug zu der vertikalen Ebene der Wärme-Komponente aufweisen sollte.

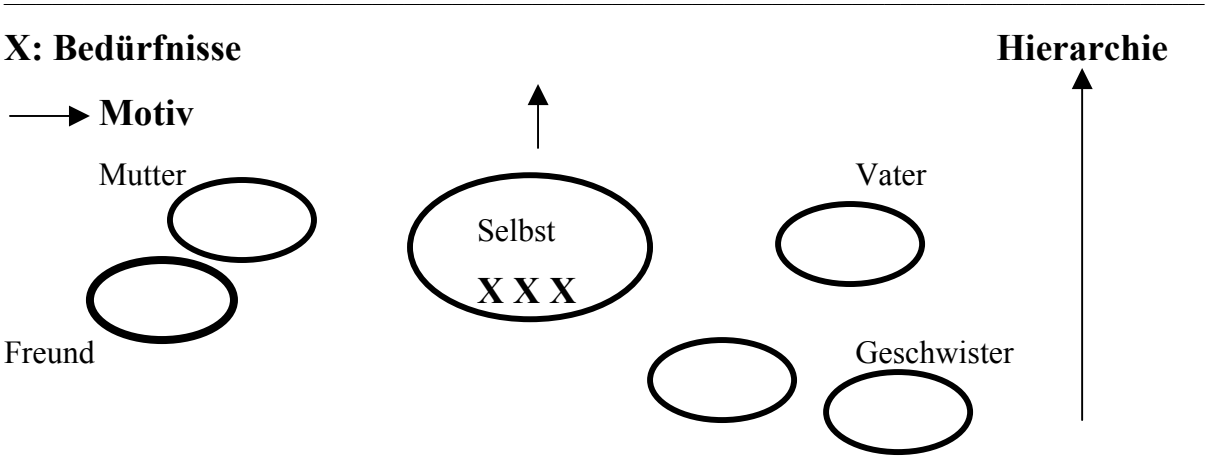
Analog zu der 1. Annahme, können wir dann annehmen, daß eine geringe *Involviertheit* der primären Bezugsperson beim Kind dazu führt, sich an anderen Interaktionspartnern zu orientieren, um von diesen beeinflußt und entwickelt zu werden. Wenn nun auch hier dieses Involvement verweigert wird, also auf der familiären Ebene ein geringes Ausmaß an dem vertikalen Aspekt von Wärme existiert, sollte es zu einer selbstzentrierten, assertiven Neigung auf Seiten des Kindes kommen, Aufmerksamkeit einzufordern. Hierbei geht es dann aber nicht um eine Manipulation anderer auf einer horizontalen Ebene (Nähe herstellen bzw. das

Bindungsmotiv) sondern um eine auf der vertikalen (Einfluß gewinnen bzw. das Machtmotiv).

Ein Mangel an Wärme im Sinne von Beeinflussung und fehlenden Möglichkeiten der Identifikation führt u.U. deswegen zu einem stärkeren Bedürfnis nach Macht und Einfluß, weil die Internalisierung elterlicher und gesellschaftlicher gering ausfällt. Dadurch können die eigenen Bedürfnisse weniger im Einklang mit denen von anderen, sondern nur gegen sie durchgesetzt werden. Hierfür scheint es aber notwendig, Kompetenzen und Erfahrungen darin zu sammeln, wie man andere (auch subtil und u.U. von diesen unbemerkt) beeinflussen kann.

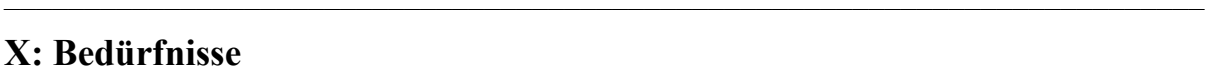
Wir können dies mit Hilfe der beiden eben verwendeten Abbildungen illustrieren, wenn wir dabei die Distanzen zwischen den Kreisen nicht als horizontale sondern vertikale (Macht-) Distanz bzw. *Hierarchie* interpretieren. Hierauf ist in Abbildung 4 zu achten.

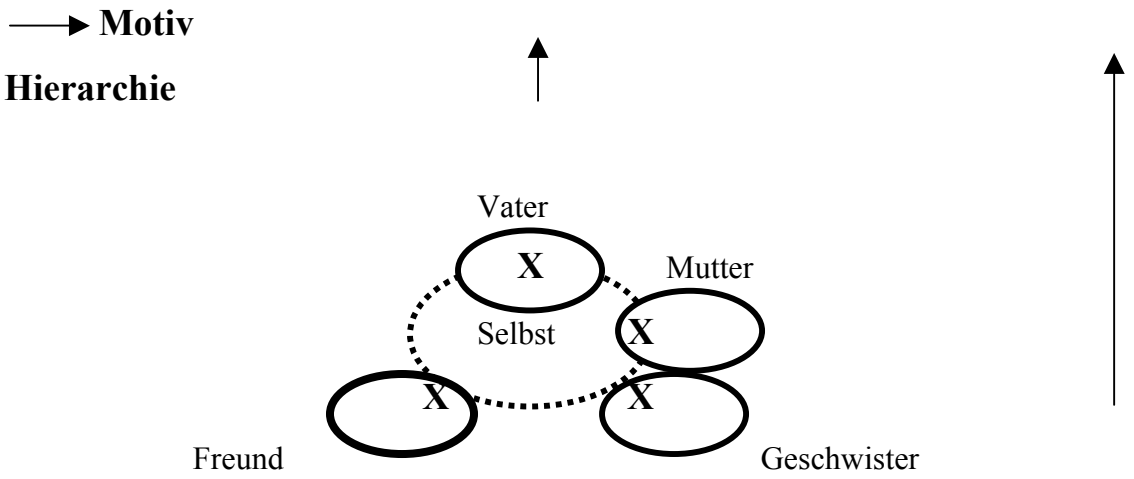
Abbildung 4: *Der interpersonale Entwicklungskontext des Machtsmotivs*



Jeder Gewinn an persönlicher Macht verändert in diesem interpersonalen Kontext die Machtdistanz zu den Interaktionspartnern. Das Bedürfnis nach Einfluß drückt sich also darin aus, an den anderen vorbeizuziehen, wobei, wie gleich noch näher erläutert wird, dies wohl besonders gegenüber einem als „schwach“ empfundenen Vater gilt. Betrachten wir als nächstes wieder einen kollektivistischen Machtkontext in der nächsten Abbildung.

Abbildung 5: *Der interpersonale Entwicklungskontext einer kollektivistischen Orientierung*





In diesem Beziehungskontext sind die hierarchischen Beziehungen der Mitglieder aneinander gekoppelt. Jeder Gewinn an Macht resultiert in einer größeren Macht des Kollektivs gegenüber anderen Kollektiven. Die Hierarchie innerhalb des Kollektivs ist dabei relativ statisch und knüpft sich nicht an die Stärke des individuellen Bedürfnisses sondern an festgelegte Rollenerwartungen (bspw. Ältere haben mehr Macht, der Vater hat den Familienvorsitz u.ä.).

Empirische Evidenz

Daß es sich bei fehlender Zugänglichkeit und fehlendem Involvement um zwei voneinander unabhängige Spielarten geteilter Aufmerksamkeit handelt, zeigt eine Untersuchung von Reuter & Biller (1973): Kinder sind psychosozial offenbar dann am wenigsten angepaßt, wenn ihre Väter entweder wenig zuhause aber sehr involviert, oder aber viel anwesend aber uninvolviert waren. War der Vater selten zuhause (weniger als zwei Stunden täglich) dann aber involviert, führt dies beim Kind zu Frustration und Ängstlichkeit während der väterlichen Abwesenheit. War der Vater dagegen viel zuhause (mindestens 2 Stunden täglich) dann aber nicht involviert, resultiert daraus ein geringes Selbstwertgefühl des Kindes. Hieran wird deutlich, daß die vertikale (Anwesenheit versus Abwesenheit) und die horizontale Dimension (Involviertheit versus Vernachlässigung) als zwei dissoziierbare Komponenten elterlicher Investitionsbereitschaft angesehen werden müssen. Gemeinsam ist beiden Komponenten, daß sie die Investition eines signifikanten aber keineswegs maximalen Anteils von Zeit und Energie voraussetzen (Biller, 1993).

Ein relevantes Merkmal der familiären Struktur ist demnach das Ausmaß an Zugänglichkeit und Involviertheit des Vaters gegenüber seinen Kindern. Wenn die primäre Bezugsperson, die ja meistens die Mutter ist, ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Kind und anderen Anforderungen in hohem Maße teilen muß, dürfte der Vater eine signifikante Alternative für das Kind sein, mehr Zeiteinheiten exklusiver Zugänglichkeit und Involviertheit zu erlangen.

Die väterliche Investitionsbereitschaft ist eine sehr einflußreiche Variable für die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder, insbesondere für das Ausmaß ihrer Selbstzentrierung (Biller, 1993). Der Einfluß der Väter liegt dabei wohl traditionellerweise vor allem darin, daß sie die durch ihre angemessene Anwesenheit und Involviertheit die eingeschränkte Kapazität der Mütter ergänzen und so die verschiedenen Interessen ausgleichen helfen. Diese Rolle können natürlich auch Großeltern und Freunde übernehmen. Dennoch erscheint die väterliche An- oder Abwesenheit ein besonders informatives Signal zu sein, so daß es denkbar ist, daß Kinder sich an diesem für die Bildung von Erwartungen bezüglich typischer gesellschaftlicher Strukturen in hohem Maße orientieren:

> *"Because men are more variable in their involvement with children, the quality of family relationships is especially apt to be linked to differences in the level of father connectedness* (Biller, 1993, S.2)."

In vielen Gesellschaften herrscht ein hoher Grad an Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, so daß die Beziehungen zwischen Männern und Frauen sowie Männern und deren Kindern relativ distanziert und uninvolviert sind, und man sogar von einer relativen „Vaterabwesenheit" sprechen kann, selbst wenn die Ehen durchaus stabil und ökonomisch abgesichert sind (Draper & Harpending, 1982). Es erscheint daher lohnend, dieses Strukturmerkmal von Familien hinsichtlich seiner Relevanz für die Motivgenese zu analysieren. Es soll dies zunächst für die Annahme zur Machtmotivgenese geschehen. Anschließend dann für die postulierte Anregung des Bindungsmotivs.

Draper & Harpending (1982) haben Befunde aus der Vaterforschung zusammengefaßt und allgemeine Schlußfolgerungen formuliert: Jungen, die in vaterabwesenden Haushalten großgeworden sind, zeigen als Jugendliche und Erwachsene eine erhöhte Tendenz zu Ablehnung von Autorität, „übertriebener" Männlichkeit, Aggressivität, höherer verbaler aber geringerer räumlicher und mathematischer Fähigkeiten, eher ausbeutender Beziehungen zum

weiblichen Geschlecht sowie ein höheres Risiko von Straffälligkeit. Jungen aus Familien mit geringem väterlichen Einfluß sind stärker an Status und direktem Wettbewerb mit anderen interessiert, sie neigen dazu andere zu manipulieren, zu dominieren.

Jungen, die dagegen väterliche Involviertheit erlebt haben, sind später stärker an Objekten und Technologie interessiert, sozial angepaßter und neigen weniger zu Aggression und Dominanzstreben. Dies sind Interessen und Verhaltensweisen, die man bei Personen mit einem geringen Machtmotiv erwarten kann. Diese Befunde stützen damit die oben aufgestellte Hypothese, daß in Familien, in denen sich der Vater erzieherisch nicht engagiert und die Entwicklung des Kindes der Mutter überläßt (inklusive aller dabei zu erwartenden Konflikte), ein Bedürfnis nach Einfluß beim Kind wächst. Allerdings scheint bei diesem Zusammenhang auch das Geschlecht des Kindes wichtig zu sein.

Andere Forscher kommen zu ähnlichen Ergebnissen: Rutherford & Mussen (1968) konnten zeigen, daß Kinder von involvierten Vätern mit höherer Wahrscheinlichkeit sozial angepaßtes Verhalten an den Tag legen. Auch McClelland, Constantian, Regalado & Stone (1978) weisen darauf hin, daß Kinder, deren Väter als involviert bezeichnet werden können, anderen gegenüber toleranter und verständiger sind als Kinder, deren Väter wenig Einfluß auf sie ausübten. Sie folgern daraus, daß Kinder deren Mütter und Väter gleichermaßen involviert sind, mit höherer Wahrscheinlichkeit zu einem sozial und moralisch reifen Erwachsenen werden. In Familien, in denen der Vater eine submissive Rolle spielt, haben Kinder ein höheres Risiko für emotionale Probleme und neigen zu übermäßiger Assertion (Biller, 1993).

Wenn man sich die Verhaltenskorrelate des Machtmotivs vor Augen hält (s. Abschnitt, 2.3 McClelland, 1975; 1985) sowie die Definition des Machtmotivs im TAT und OMT, erscheint eine Verbindung zwischen geringer väterlicher Involviertheit und der Entwicklung des Machtmotivs tatsächlich nahe zu liegen: Machtmotivierte neigen zu dominantem, statusorientiertem Verhalten, welches nicht selten übermäßig impulsiv, risikobereit und aggressiv ist. Besonders McClelland hat in seinem Buch von 1975 auf die vielfältigen Schattenseiten des Machtmotivs bei Männern hingewiesen - wie bspw. exzessiver Alkoholkonsum, ein „Don-Juan“-Syndrom, ein starkes Verlangen nach sexueller Ausbeutung von Frauen, oberflächliche Statusorientierung (wie das Sammeln von Kreditkarten) u.ä.

Es paßt durchaus zu den Annahmen von Draper & Harpending, daß in einem familiären Kontext, in dem die väterliche Unterstützung selten, unregelmäßig oder unwillig erfolgt, das Bedürfnis besonders bei Jungen nach einer männlichen Autoritätsperson, welche die eigene Durchsetzungskraft fördert, wächst. Verweigert der Vater diese Förderung, muß diese Kraft von innen kommen, und genau dies beschreibt das Konstrukt eines intrinsischen Machtmotivs. Fehlende väterliche Investitionsbereitschaft beinhaltet das Signal, daß die Söhne in ihrer Kernfamilie ohne den Vater auskommen und ihre Probleme selber lösen müssen.

Erwähnenswert ist übrigens, daß eine von außen betrachtete relative väterliche Dominanz tatsächlich meist eine gesunde Balance aus kooperativer mütterlicher *und* väterlicher Erziehung darstellt. Wenn Familien den Vater nach außen als „Oberhaupt“ präsentieren, deutet das also häufig nicht auf tatsächliche väterliche Dominanz hin. Im Gegenteil hat sich gezeigt, daß "*maternal dominance generally is associated with father neglect* (Biller, 1993, S. 27)“. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangte auch Elder (1974) in seinen großen Untersuchungen U.S.-amerikanischer Familien. Er sieht elterliche Konflikte und geringe Kohäsion aber auch *mütterliche* Dominanz gegenüber ihrem Partner als direkte Folge wirtschaftlich schwieriger Umstände, in denen finanzielle Probleme die Tagesordnung bestimmen. Diese Partnerbeziehungen wiederum wirken sich dann auf die frühesten zwischenpersönlichen Erfahrungen von Kindern aus. Sie sind somit ein *Signal* makrokontextueller Rahmenbedingungen.

Aus interkultureller Sicht ist der Befund aufschlußreich, daß ein hoher Einfluß des Vaters, wie er bspw. durch die Auffassung „*alle Familienmitglieder akzeptieren die Meinung des Vaters“* zum Ausdruck kommt, empirisch mit einer kollektivistischen Orientierung assoziiert ist (Mortazavi & Karimi, 1992). Diese Autoren zeigen, daß eine paternalistische, familiäre Hierarchie am höchsten in Ländern wie Pakistan und Iran ist, gefolgt von Frankreich und USA. Deutschland gilt dagegen als eine Kultur mit einer sehr geringen paternalen Hierarchie. Auch Hofstede (1980) geht von einem Zusammenhang zwischen hoher Hierarchie und kollektivistischen bzw. interdependenten Kulturen aus. Die hier entwickelte These zur Genese des Machtmotivs würde man dann interkulturell so interpretieren, daß Deutschlands familiäre Kontexte die Entwicklung eines hohen Machtmotivs begünstigen, während die Kontexte von kollektivistischen Kulturen das Machtmotiv eher schwächen.

Zumindest letztere Annahme paßt gut zu denen von Keller (2000), wenn wir gleichzeitig davon ausgehen, daß das Machtmotiv eine selbstzentrierte, egoistische soziale Orientierung widerspiegelt. Das bedeutet aber sicherlich nicht, daß Macht in kollektivistischen Kulturen keine wichtige Rolle spielen – es legt lediglich nahe, daß Macht dort nicht durch die individuelle Motivation reguliert wird, sondern durch klare Hierarchien, die vom einzelnen nicht hinterfragt werden, so daß nicht leicht ein Macht-Motivationspotential entstehen kann. Tatsächlich werden in kollektivistischen Kulturen asymmetrische Status-Beziehungen sogar bevorzugt und als natürlich empfunden, während in individualistischen Kulturen Frauen wie Männer vertikalen Beziehungen ablehnend gegenüber stehen (Triandis, 1997). Hayaschi (1988) hat in einer Studien gezeigt, daß über 80% der Japaner einen vaterähnlichen Charakter als Manager bevorzugen. Dies steht in krassem Gegensatz zu dem Wunsch vieler westlicher Mitarbeiter nach „Empowerment“ und Unabhängigkeit (Weinert, 1998). Wo jedoch „flache” Hierarchien im Beruf, in der Partnerschaft wie zwischen Eltern und Kindern bevorzugt werden, dort müssen unvermeidliche Rangstreitigkeiten außerhalb des ordnenden Rahmens der legitimierten Macht durch die individuelle Bedürfnisstärke, Durchsetzungskraft und Überzeugungsfähigkeit des einzelnen entschieden werden. Da Gleichberechtigung kaum von selbst entsteht, sind Gruppen mit betont flachen Hierarchien paradoxerweise durch konfliktreiche Beziehungen charakterisiert.[3]

Genau diesen Schluß läßt auch eine Überblicksarbeit von Bonta (1997) zu den Merkmalen friedlicher Gesellschaften zu: Gesellschaften, die sich durch eine außergewöhnlich starke Abwesenheit von Gewalt jeglicher Art charakterisieren lassen (wie bspw. die Amish, Mennoniten und Hutterer in Nordamerika, die !Kung und G/wi in Südafrika oder die Balinesen) sind stark hierarchisch strukturiert und werden gelegentlich sogar von den Angehörigen selber als paternalistisch bezeichnet. Sie zeichnen sich in der Kindererziehung durch eine Ablehnung von Wettbewerb aus, weil dies zu Gewalt führen soll. In den ersten drei Lebensjahren wird den Kindern in diesen Gesellschaften „endlose“ Aufmerksamkeit geschenkt (Bonta, 1997, S. 313). Schwerer in die bis hier vorgestellten Modellvorstellungen integrierbar ist jedoch der Befund, daß in diesen friedlichen Gesellschaften den Kindern die exklusive Aufmerksamkeit mit ca. drei Jahren abrupt entzogen wird. Und dies bis zu einem

[3] Da ich dies kurz nach dem katastrophalen Abschneiden der Deutschen Nationalmannschaft bei der Europameisterschaft in Holland und Belgien schreibe, sei hier ein Beispiel aus dem „Leben“ gestattet: Kommentatoren wie Günther Netzer und Rudi Völler haben hervorgehoben, daß es in der deutschen Mannschaft keine „Hierarchie“ gegeben habe, was „das schlimmste“ wäre, was einer Mannschaft passieren könnte, da dies zu nicht lösbaren Konflikten und mangelnder Teamorientierung führen soll. In der Tat kann ein Team, in dem alle nach gleichem Einfluß streben, wohl kaum erfolgreich sein.

Punkt, an dem das Kind fast vollständig ignoriert wird und sich wie ein minderwertiger Teil der Gesellschaft vorkommt.

Recht gut passen die aufgestellten Thesen jedoch zu den Befunden zur Machtmotivgenese, die in Abschnitt 2.3 vorgestellt wurden: Mütter, die von ihren Lebenspartner bei der Erziehung kaum Unterstützung erfahren, dürften nicht selten dazu gezwungen sein, sich ihren Kindern gegenüber nachgiebiger zu verhalten (McClelland & Pilon, 1982). Dies kann man deswegen annehmen, weil empirische Befunde zeigen, daß Mütter in ihren Erziehungsaktivitäten klarer und selbstsicherer werden, und die Kinder auch eher ihren Aufforderungen entsprechen, wenn die Väter im Haushalt präsent sind (Lytton, 1979).

Auch die Annahme von Adler (1927), daß ein Gefühl der Minderwertigkeit bei der Entstehung des Machtmotivs eine Rolle spielt, bekommt vor diesem Hintergrund eine erweiterte Bedeutung. Eine verweigerte Involviertheit des Vaters führt auf Seiten des Kindes zu verringerten Selbstwert- und Identitätsgefühlen (Biller, 1993) .

Wie bereits die in Abschnitt 2.3 dargestellten Befunde nahelegten, ist die Bindungsmotivgenese eher in Sozialisations-Kontexte mit geringer Kohäsion eingebettet. Draper & Harpending (1982) fassen die Befundlage hier so zusammen, daß insbesondere Mädchen, die in vaterabwesenden und wenig kohäsiven Familien aufgewachsen sind, später ein Muster aus erhöhtem Kontaktinteresse an anderen (Männern und Frauen) zeigen. Gegenüber Männern ist dies mit impulsivem sexuellem Interesse bei gleichzeitigen Schwierigkeiten, stabile Beziehungen mit ihnen aufzubauen, assoziiert. Mädchen aus vaterabwesenden Haushalten interessieren sich früher für sexuelle Beziehungen, und sie investieren stärker in die Partnerwerbung als Mädchen, bei denen der Vater konsistent zugänglich gewesen ist.

Mädchen, die dagegen in einer frühen sensiblen Phase während der Kindheit ihre Familie als kohäsiv erleben, sind später vorsichtiger mit sexuellen Beziehungen und gehen stabilere Partnerbindungen ein. Sie investieren mehr Energie in die Erziehung ihrer Kinder und nur wenig in den Aufbau neuer Beziehungen (insbesondere zu anderen Männern).

Eine Studie von Hetherington (1972) verdeutlicht diese unterschiedlichen Orientierungen: 13 bis 17 jährige Mädchen aus geschiedenen Haushalten zeigten Verhaltensweisen wie

Nähesuchen zum männlichen Interviewer, mehr Blickkontakt und Flirten als Mädchen, deren Vater in der Familie anwesend war. Sie nahmen währen eines Interviews meistens den Stuhl ein, der dem Interviewer am nächsten war. Mädchen aus Vater-anwesenden Familien dagegen nahmen den Stuhl ein, der sich in mittlerer Nähe zum Vater befand. Mädchen, deren Väter gestorben waren, setzten sich dagegen am weitesten weg vom Interviewer. Hetherington hat auch empirische Hinweise dafür vorgelegt, daß Mädchen aus Vater-abwesenden Haushalten eher heiraten und früher Kinder bekommen als Mädchen aus solchen, in denen der Vater anwesend war. Diese Unterschiede zeigten sich auch in Gemeinschaftszentren: Die Mädchen aus vaterabwesenden Haushalten forderten Jungen eher zum Tanz auf als Mädchen, die aus kohäsiven Familien kamen.

Nun wird man kritisch einwenden können, daß diese Verhaltenskorrelate zwar etwas mit dem Bindungsmotiv zu tun haben könnten, dieser Zusammenhang aber alles andere als zwingend erscheint. Hieran wird deutlich, daß die Funktionalität des Bindungsmotivs bislang noch nicht ausreichend erforscht ist. Insbesondere auch die von McAdams (1982) initiierte, etwas ideologisch anmutende Kontroverse, ob das Bindungsmotiv eher „positive“ oder „negative“ Verhaltenskorrelate aufweist, hat hierbei mehr Fragen aufgeworfen als sie beantwortete. Es ist daher geboten, sich hierzu an einer anderen Forschungstradition zu orientieren, die einen ähnlichen, nicht unbedingt aber deckungsgleichen Gegenstandsbereich untersucht.

Das Bindungsmotiv als „unsichere Bindung“

Es ist illustrativ, das Bindungsmotiv einmal aus der Perspektive der ethologischen Bindungstheorie von Ainsworth (1973) und Bowlby (1982) zu betrachten. Diese Forscher nehmen an, daß das menschliche Bindungsverhalten biologische Wurzeln hat und im Kontext evolutionärer Prinzipien verstanden werden muß. In ihrer Theorie postulieren sie, daß die biologische Funktion dieses Verhaltenssystems der Überlebensvorteil für das Individuum in der Umwelt evolutionärer Angepaßtheit ist, also der Umwelt, in der die Spezies Mensch entstanden ist. Die Funktion eines Bindungsmotivs scheint aus dieser Sicht seine Wurzeln in der Schutzbedürftigkeit insbesondere des menschlichen Säugling zu liegen, für den die Nähe zu primär Vertrauten überlebensnotwendig ist. Das Bindungsverhaltensystems sollte daher spezifisch durch deprivierende Situationen aktiviert werden (Grossmann, Becker-Stoll, Grossmann, Kindler, Schieche, Spangler, Wensauer & Zimmermann, 1997). Dies macht

evolutionstheoretisch Sinn, wenn man bedenkt, daß wenig Bindung mit Gefahr assoziiert sein dürfte und daher auch ohne Lernerfahrungen vermieden werden muß, zumindest unter den Lebensumstände unserer als Jäger und Sammler lebenden Vorfahren, wo ein Entfernen vom Schutz der Gemeinschaft das Risiko beinhaltete, Opfer von Raubfeinden zu werden (Bowlby, 1982).

Das drückt sich darin aus, daß es artspezifische Bindungsverhaltensweisen gibt, die durch die Wahrnehmung relativ einfacher visueller und auditiver Gestaltsignale aktiviert und auch wieder ausgeschaltet werden (Bowlby, 1959). Zu diesen Gestaltsignalen zählen u.a. ”natürliche angstauslösende Reize” (Grossmann, et al., 1997), welche den drohenden Verlust von Sicherheit und Geborgenheit ankündigen. Hierzu gehören besonders Hinweise auf eine zu große Distanz zu den primären Bezugspersonen, welche das Bindungssystem aktiviert. Durch Nähe und Sicherheit wird es hingegen wieder ausgeschaltet.

Wenn nun die primären Bezugspersonen durch distanziertes Verhalten das Bedürfnis nach Bindung von Kindern nicht ausreichend befriedigen, bleibt das Bindungsverhaltenssystem quasi chronisch aktiviert, was das Verhalten des Individuums auf *Nähe suchen* hin orientiert, auch wenn dieses Verhalten manchmal paradox wirkt, wie etwa, wenn im Dienste von Nähe, Nähe vermieden wird (s. Zach, 1997). Ähnlich argumentiert MacDonald (1992), welcher das Bindungssystem als spezifisch auf den Erhalt von Schutz, Sicherheit und Geborgenheit ausgerichtet sieht.

Eine *unsichere Bindung* (!) hat damit durchaus die Funktion von Motiven: Ängstlich-ambivalente Individuen sollen bspw. ein größeres *Bedürfnis* nach Geborgenheit haben als sicher gebundene (Hazan & Shaver, 1987; Diehl, Elnick, Bourbeau, & Labouvie-Vief, 1998). Auch die mit einer unsicheren Bindung assoziierten Verhaltensweisen erinnern an die des Bindungsmotivs, sie haben ihre Wurzeln im Weinen, Anklammern und hartnäckigem Nachfolgen kleiner Babies und Krabbelkinder (Bowlby, 1982).

Die oben aufgestellte Hypothese zur Entwicklung des impliziten Bindungsmotivs klingt plausibler, wenn wir eine gewisse Korrelation zwischen einer unsicheren Bindung und einem hohen Bindungsmotiv annehmen. Die Befunde aus der TAT-Forschung (s. Abschnitt 2.2 und 2.3) sprechen jedenfalls für eine solche Annahme: Kinder, die wenig Aufmerksamkeit erfahren haben, weisen später ein höheres Bindungsmotiv im TAT auf. Aus dieser Sicht

könnten geteilte Aufmerksamkeit, wenig kohäsive Familien und ein darauf aufbauendes hohes Bindungsmotiv Teil eines Syndroms sein, welches auch als Reproduktionsstrategie interpretiert werden kann (Belsky, Steinberg & Draper, 1991): Wenn die Beziehungen besonders zwischen den Eltern nicht vertrauensvoll und daher distanziert sind, dürfte es adaptiv sein, dies auch für die eigene Zukunft zu erwarten, d.h., Distanz und Ablehnung von anderen zu antizipieren. Die daraus resultierende motivationale Tendenz, von anderen durch eigene Anstrengung Aufmerksamkeit zu gewinnen, erscheint dann durchaus adaptiv, auch wenn das zu einer sozial wenig erwünschten Maximierung des "*mating effort*" gegenüber anderen Lebensbereichen (bspw. dem "parenting effort", berufliche Leistung etc.) führt. Aus soziobiologischer Sicht ist es in bestimmten ökologischen Kontexten durchaus sinnvoll, mehr Zeit und Energie (bzw. Motivation) in die Suche nach und Aufrechterhaltung von sicherheitspendendem Kontakt zu investieren als in andere knappe Ressourcen (s. auch Voland, 1993).

Kinder, die dagegen in kohäsiven Familien aufwachsen, brauchen kein starkes Bindungsmotiv zu entwickeln. Da in einer Familie, die durch hohe Wärme und Kohäsion gekennzeichnet ist, kein Defizit an Aufmerksamkeit und Pflege entsteht, sind Personen aus diesen Familien mit sich und anderen stärker in Einklang. Auch Chasiotis (1995, 1999) vertritt die Auffassung, daß sich aus der Internalisierung responsiver Interaktionsmuster ein generalisertes Reziprozitätsmodell über die Kooperationsbereitschaft der sozialen Interaktionspartner manifestiert. Ein auf vertrauensvollen Beziehungen basierendes generalisiertes Reziprozitäts-Modell bestimmt also im Laufe der Jahre bestimmte Interaktions-Erwartungen an die außerfamiliäre soziale Umwelt, die durch diese selektiven Interaktionserfahrungen weiter stabilisiert werden. Aus dieser Sicht führt die Erfahrung von viel Wärme zu einer vertrauensvollen und kooperativen Herangehensweise an die soziale Umwelt, die sich von der unsicher gebundener Menschen mit einem starken Bindungsmotiv unterscheidet.

Zusammenfassung

Aus dem Komponenten-Modell und empirischen Arbeiten zur väterlichen Abwesenheit und Involviertheit lassen sich Hypothesen zur Entstehung des Bindungs- und Machtmotivs ableiten, die sich recht eindeutig als „Defizit"-Annahmen interpretieren lassen: Eine geringe familiäre Kohäsion (Wärme) könnte demnach mit der Entstehung eines hohen Bindungsmotivs (bzw. einer unsicheren Bindung), eine geringe Hierarchie (Identifikation)

besonders zum Vater dagegen mit der Entstehung eines hohen Machtmotivs assoziiert sein. Aus einer evolutionspsychologischen Sicht ist diese Bewertung als „Defizithypothese“ jedoch fragwürdig, denn bei den unterschiedlichen familiären Verhaltenskontexten handelt es sich um informative Signale, die das Kind auf die Anforderungen des Lebens vorbereiten. Eine geringe familiäre Kohäsion bereitet das Kind darauf vor, daß der soziale Zusammenhalt wenig vertrauensvoll und stabil ist und daher nur durch eine persönliche Bindungsmotivation erlangt und aufrechterhalten werden kann. Eine geringe Hierarchie und Involviertheit des Vaters in der Familie deutet dem Kind dagegen u.U. an, daß es sich auf mächtige Fürsprecher kaum verlassen werden kann, und es daher notwendig ist, Einfluß durch eine persönliche Machtmotivation selbst zu erlangen.

2.4.2 Die Kontextdimension Kontingenz

Das Komponenten-Modell von Keller (2000) nimmt zwei weitere Elternsysteme an, deren Funktion es ist, motorische und affektive Reaktionen des Kindes für dieses erfahrbar zu machen. Sie zeichnen sich durch eine exklusive, dyadische und didaktische Natur aus. Ein Beispiel für ein solches Elternsystem ist der sog. *Stimulations-Kontext*, durch den Säuglinge individualisierte taktile und vestibuläre Stimulation erfahren, in der Intensität und Qualität von den Eltern permanent und auf das Kind abgestimmt werden (Keller, 2000). Diese Stimulation kann auch mit affektivem Austausch zwischen Mutter und Kind verbunden sein.

Der Stimulationskontext ist mit der Beschleunigung der motorischen Entwicklung assoziiert, welche die Funktion haben soll, bei den Kindern früh die Übernahme von Verantwortlichkeit im Familienverband und die Erledigung erster eigener Aufgaben zu gewährleisten (Keller et al., in Vorb.). Eine intensive Körperstimulation erfahren Kinder vorwiegend in kollektivistisch orientierten Ländern, da dort die frühe motorische Entwicklung und Eigenständigkeit besonders stark eingefordert wird. Eine frühe, motorische Selbständigkeit und die Beherrschung autonomer Funktionen dient in kollektivistischen Kulturen dazu, anderen nicht zur Last zu fallen (Triandis, 1998).

Eine starke Stimulation des Kindes ist aber auch bei deutschen Mutter-Kind-Interaktionen bei gut einem Drittel der Mütter zu beobachten. Aufgrund der damit meist verbundenen intensiven Affektivität der Mütter, wirkt dieses Elternsystem auf Beobachter (zumindest westliche) nicht selten „überstimulierend“ (Völker, 1992; Scheffer, 1996). Die negative

Konnotation bei der Wahrnehmung dieses Elternsystems könnte aber auf einen Beobachterbias zurückzuführen sein, da die Beobachtungen im Rahmen der mikroanalytischen Untersuchung von Eltern-Kind-*Interaktionen* stattfanden. Bei diesen Untersuchungen wurde vor allem auf die Reaktionen der Mutter auf *Signale des Kindes* geachtet, die durch den Stimulationskontext eher verhindert als gefördert werden - die Stimulation des Kindes durch die Mutter impliziert ja eine gewisse Passivität des Kindes. Der Kontext, in dem die Signale des Kindes durch die Eltern beantwortet werden, der sich daher durch eine dialogartige Struktur und den häufigen Einsatz von Sprache auszeichnet, ist der sog. Face-to-Face Kontext (Keller, 2000).

Kontingenz-Erfahrungen im Face-to-Face Kontext: Konsequenzen für das Leistungsmotiv

Die Funktion dieses Elternsystems ist die Ermöglichung von *Kontingenz-Erfahrungen.* Diese entstehen, indem Reaktionen der Eltern auf die Signale des Kindes innerhalb eines Zeitfensters von 200 bis 800 ms erfolgen und so auch angesichts der geringen Aufmerksamkeitsspanne des Säuglings als Wirkung wahrgenommen werden können (Papousek & Papousek, 1987; Keller, Chasiotis & Runde, 1992; Keller et al., 1999).

Ein auf Kontingenzerfahrungen ausgerichteter Interaktionskontext scheint eher ein Merkmal westlicher Kulturen zu sein (Keller & Eckensberger, 1998), womit auch ein Zusammenhang zwischen Kontingenzerfahrungen und einer individualistischen Orientierung begründbar erscheint: Die Entdeckung von Verhaltenskontingenz resultiert in einer erhöhten Kapazität von Säuglingen, äußere Ereignisse mit ihren eigenen Handlungen in Zusammenhang zu bringen und sich selbst so als eigenständige Persönlichkeit mit Selbstwirksamkeit zu erleben (Keller, 1998a). Ein Individuum erlebt demnach im Face-to-Face Kontext zum ersten Mal, wieviel Kontrolle es ausüben kann. Durch den Einsatz spezieller intuitiver Elternprogramme können Eltern daher im Face-to-Face Kontext ihr Kind darauf vorbereiten, selbstgesteuerte Signale zu erleben und dem Kind damit erste Erfahrungen eigener Wirksamkeit zu ermöglichen (Keller, Völker & Wessel, 1996; Keller, 1997b; Völker, 1996).

> "*First, parents who are more contingently responsive would provide the child with more occasions to experience the ability to solicit reinforcement, presumably one of*

the earliest opportunities to experience control. Second, parents who are less intrusive and protective and who provide the child with occasions to develop new skills and to explore and manipulate the environment would help to cultivate an enhanced sense of control over events (Chorpita & Barlow, 1998, S. 10)."

Empirische Untersuchungen zeigen auch, daß frühe Kontingenzerfahrungen und Exploration in einem Zusammenhang stehen (Keller, 1992). Da Exploration wiederum das Erleben von Selbstwirksamkeit ermöglicht, ist es denkbar, daß sich aus diesen positiven Erfahrungen ein *Wirksamkeitsmotiv* bildet, welches zeitlich stabil ist und als Vorläufer der erfolgsaufsuchenden Variante des Leistungsmotivs gelten kann (White, 1959; siehe auch eine ähnliche Auffassung bei Keller & Voss, 1976). Zwei Autoren hat dies zu dem folgenden Ausruf veranlaßt: "*... the face-to-face group is the mind' s natural environment* (Caporael & Baron, 1997, S. 328).

Auch der vielfach replizierte Befund, daß der Kern des aufsuchenden Leistungsmotivs die aktive Suche nach kontingentem Feedback auf eigenständiges („selbstgeneriertes" also nicht erzwungenes) Verhalten ist, läßt eine ursächliche Beziehung zwischen einem frühen Kontext, der Kontingenzerfahrungen ermöglicht und der darauf aufbauenden Entwicklung des aufsuchenden Leistungsmotiv als gut begründbar erscheinen.

Ein Befund von Hofstede (1980), der auch beim Leistungsmotiv einen komplexen wechselseitigen Austausch über mehrere Generationen zwischen Kultur-Dimensionen und impliziten Motiven feststellen konnte, kann ebenfalls in dem Sinne interpretiert werden, daß eine hohe Leistungsmotivation mit einer Präferenz von Unternehmungslust und diversiver Exploration verbunden ist: Länder, die 1925 einen hohen kollektiven Wert für das Leistungsmotiv aufwiesen, hatten bei der Erhebung in der nächsten Generation niedrigere Werte auf der Dimension "*uncertainty avoidance"* (r = -.64 (!)).

Das Aufsuchen von herausfordernden Situationen, in denen ein klares Feedback über die eigene Leistung ermöglicht wird und eine hohe Leistungsmotivation stehen offenbar auf individueller wie auf kollektiver Ebene in einer wechselseitigen Beziehung. Erinnert sei hier auch an die Befunde, daß Länder mit einem hohen kollektiven Leistungsmotiv mehr Unternehmer pro Kopf der Bevölkerung hervorbringen (heute würden wir sagen: mehr „start ups" in neuen Feldern der Ökonomie, s. McClelland, 1963). Es ist evident, daß Unternehmer

im Vergleich zu anderen Berufsgruppen besonders prompt und auf eindeutige Weise erfahren, inwieweit ihr Verhalten bei anderen (den Kunden) ankommt – wer nach Kontingenzerfahrungen sucht, sollte Unternehmer werden.

Auch Heckhausen (1985) betrachtet es als einen wichtigen Aspekt bei der Entwicklung des Leistungsmotivs, daß das Kind bei seinem Wunsch, Dinge selber machen zu wollen, das Handlungsergebnis auch auf das Selbst zurückführen kann. Hierbei spielen kognitive Reifungsprozesse eine Rolle, aber auch inwieweit Eltern das Kind schon im ersten und zweiten Lebensjahr das Gewahrwerden von der Kontingenz zwischen eigener Aktivität und Handlungseffekten ermöglichen.

Kontingenz-Erfahrungen im Stimulationskontext: Konsequenzen für das Leistungsmotiv

Im Stimulationskontext finden wahrscheinlich andere Formen der Kontingenz statt als im Face-to-Face-Kontext. Hier dürfte es nicht um die Erfahrung *selbstgenerierter* Handlungen, sondern um die Erfahrung autonomer Vorgänge und des Körperselbst gehen. Funktional steht dies mit motorischer Exploration und einer frühen Selbstständigkeitsentwicklung des Kindes in Zusammenhang, welche nicht mit diversiver Exploration verwechselt werden darf (Keller, 1992; Keller & Voss, 1976). Selbstverständlich können Face-to-Face Kontext und Stimulationskontext sich aber gut ergänzen. Eine einseitige Ausgestaltung der dyadischen Beziehung mit Stimulation durch die Bezugsperson des Kindes erinnert aber eher an das in Abschnitt 2.3 beschriebene „achievement training", bei der die Förderung des Kindes zu Lasten der Gewährung von Autonomie gehen kann. Auch die Befunde von Trudewind (1975) lassen die Hypothese zu, daß die einseitige Stimulation des Kindes durch die Eltern dann als ein Vorläufer des „achievement training" angesehen werden kann, wenn sie zu einer Unterbindung der Freiheit des Kindes führt. Eine solche Stimulation, die man dann in der Tat wie bei Völker und Scheffer als „Überstimulation" oder sogar „Autonomiemißachtung" bezeichnen mag, könnte dann eher zu der Entwicklung der *mißerfolgsvermeidenden* Variante des Leistungsmotivs beitragen.

2.4.3 Zusammenfassung der Kontexthypothesen

In diesem Abschnitt wurde der Versuch unternommen, das Komponenten-Modell von Keller (2000) auf die Motivgenese zu übertragen. Hierfür wurden einige zusätzliche Annahmen eingeführt, wie die Unterteilung der Wärme-Komponente in einen horizontalen (elterliche Zugänglichkeit) und einen vertikalen Aspekt (elterliche Inolviertheit), sowie die Betonung der Rolle des Vaters bei diesen beiden Aspekten. Die Kernannahmen des Modells wurden jedoch kaum verändert übernommen: Die Zentrierung auf eigene Bedürfnisse und damit die Grundlage impliziter Motive ist ein Merkmal von individualistischen Kontexten. Geringe Zugänglichkeit korrespondiert dabei mit einer selbstzentrierten Orientierung auf Andere (eine Grundlage des Bindungsmotivs), geringe Involviertheit dagegen mit einer Resistenz gegenüber der Übernahme von Normen und Rollenerwartungen der Interaktionspartner (eine Grundlage des Machtmotivs). Kontexte, die Kontingenzerfahrungen maximieren, führen zu einer Betonung des Selbst als Agens und aktiver Exploration (eine Grundlage des Leistungsmotivs). Weitgehend unklar blieb dabei die Rolle des Stimulationskontextes, welcher das Körpergefühl und die motorische Unabhängigkeit fördern soll. Möglicherweise steht dieses Elternsystem aber in einem Zusammenhang mit dem Aspekt des „Achievement Trainings“, welches für die Entstehung der mißerfolsgvermeidenden Facetten der Leistungsmotivation eine wichtige Bedeutung haben könnte. Die Abbildung auf der folgenden Seite veranschaulicht noch einmal die wesentlichen Merkmale des Komponenten-Modells in seiner auf die Motivgenese übertragenen Struktur. Sie illustriert auch die hier neu entwickelte Annahme, daß sich die beiden Komponenten von Keller in zwei weitere Subkomponenten differenzieren lassen, welche für die Motivgenese von Bedeutung sein könnten.

Abbildung 6: *Übertragung des Zwei-Komponenten-Modell der Sozialisation (nach Keller, 2000) auf die Motivgenese*

In den vier Kreisen der Abbildung, findet man die wichtigsten Merkmale der verschiedenen Elternsysteme. Überlappende Kreise deuten an, daß es sich dabei um die gleichen Komponenten (Wärme bzw. Kontingenz) handelt. Unter den Kreisen sind neben dem + die motivationalen Konsequenzen dargestellt, die angenommen werden, wenn die darüber dargestellte Komponente in frühen familiären Kontexten in ausreichendem Ausmaß enthalten ist. Neben dem – stehen entsprechend die motivationalen Folgen, die hier bei einem Fehlen der jeweiligen Komponente angenommen werden.

Bei der Kontextdimension Wärme erscheint ihre geringe Ausprägung motivationale Bedeutung zu haben. Hier findet sich am klarsten das Deprivationsmodell der Motivgenese wieder, welches auch in der klassischen Motivationsforschung im Vordergrund stand (Atkinson & McClelland, 1948). Geringe Zugänglichkeit weckt demnach das Bedürfnis nach Bindung, geringe Involviertheit das Bedürfnis nach Macht. Die Entstehung des Leistungsmotivs ist in diese Deprivationsannahme schwieriger einzuordnen.

2.4.4 Normative Bewertung der für die Motivgenese wichtigen kontextuelle Einflüsse

Vergleicht man den postulierten Entstehungshintergrund des Bindungs- und Machtmotivs mit dem des Leistungsmotivs, dann fällt bezüglich eines Merkmals eine Asymmetrie auf: Den familiären Kontext des Bindungs- und Machtmotivs würden die meisten Familienforscher eher als ungünstig („deprivierend“) bezeichnen. Der stärker dyadische Entstehungs-Kontext des Leistungsmotivs wirkt dagegen positiv.

Nun kann hierzu zunächst einmal gesagt werden, daß die Wertung “positiv” und “negativ” etwas willkürlich ist. Wenn wir als Maßstab der individuellen Entwicklung nicht das Kriterium der kulturellen Norm, sondern daß der *Adaptivität* anlegen (Keller, 1997b), relativieren sich diese Wertungen. “Gut” ist aus dieser Sicht, was dem Überlebens- und Fortpflanzungserfolg dient und nicht, was aus der Perspektive westlicher Vorstellungen und Normen als wünschenswerter gilt.

Es erscheint mir daher auch als angemessener, nicht von positiven und negativen (“deprivierenden“) Entwicklungskontexten für die Entstehung von Motiven zu sprechen, sondern von solchen, die auf *günstige* Umweltbedingungen und solche, die auf *ungünstige* Umweltbedingungen *verweisen*. So signalisiert bspw. eine geringere familiäre Kohäsion oder väterliche Abwesenheit einen eher *ungünstigen* Makrokontext, weil diese Variablen mit geringerer Vorhersagbarkeit menschlicher Beziehungsqualitäten, ungleicher Verteilung von Ressourcen, u.ä. korrelieren (Draper & Harpending, 1982; Belsky et al., 1991; Chasiotis, 1998).

In diesem Sinne ist dann aber auch ein Kontext, der früh Kontingenzerfahrungen ermöglicht, *ungünstig.* Die Förderung früher Unabhängigkeit von Kindern beinhaltet auch

Gefahrenmomente (Kornardt, Eckensberger & Emminghaus, 1980.). Als Beispiel denke man hier nur an die bei Trudewind (1975) erforschte Variable "sich frei in der Umgebung bewegen können", die heute zumindest in Städten kaum noch Kindern gewährt werden kann, da bspw. der starke Autoverkehr dies als zu gefährlich erscheinen läßt. Selbstständigkeit ist daher ein zweischneidiges Schwert, also weder eindeutig positiv noch negativ. Ein durch Kontingenz vermitteltes Bedürfnis nach *Selbsterweiterung und Exploration* ist dementsprechend auch ambivalent. Kinder müssen dazu sich selbst regulieren und fremde Regulation so bald wie möglich ablehnen – dieses unbedingte „Selbermachenwollen" schließt aber sicher auch Frustration und Scheitern oft genug mit ein. Adaptiv ist dies wohl vor allem in wettbewerbsorientierten Gesellschaften, in denen Wissen und Expertise etwas Privates ist, welches nur gegen Bezahlung mit anderen geteilt wird.

Wenn diese Argumente stichhaltig sind, dann müssen wir schließen, daß implizite Motive vor allem dann adaptiv sind, wenn individuelle Ziele sich nur alleine und oftmals gegen die Interessen der anderen verwirklichen lassen. Landläufig verbindet man genau dies ja auch mit Motivation. Sich gegen Widerstände durchsetzen und mit vollem Einsatz mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln die eigenen Ziele auch dann verfolgen, wenn andere Personen dagegen sind. Wenn dies tatsächlich der Kern des hypothetischen Konstrukts „Motiv" ist, dann erscheint es schlüssig, daß die Motivgenese in Kontexten entsteht, die durch konflikthafte, das Selbst beanspruchende Strukturen gekennzeichnet sind.

2.5 Modulierende Wirkung von volitionalen Mechanismen auf implizite Motive

Wenn die im letzten Abschnitt vorgestellte Sicht richtig ist, daß Motive in familiären Kontexten entstehen, die auf relativ ungünstige, kollative oder konfliktreiche Umwelten *verweisen,* dann erwächst daraus die Frage, wie ein Individuum es „schafft", aus diesen eher herausfordernden Bedingungen *positive* Energie und Handlungsbereitschaft zu schöpfen.
Wie bereits angedeutet wurde, ist das Problem, wie in einem Umfeld, welches einen Anreiz *nicht gewährt,* ein Anreiz-aufsuchendes Motiv entstehen kann, in der Motivationspsychologie bislang keineswegs einvernehmlich gelöst worden – bspw. hat die von McAdams (1980; 1982) ausgelöste Debatte deutlich gemacht, daß manche Motivforscher nicht glauben mögen,

daß aus deprivierenden Kontexten, emotional positive, intrinsische Motive entstehen können. Sie folgen einem in der Psychologie weit verbreiteten „linearen“ Entwicklungsmodell, nach dem jedes Persönlichkeitsmerkmal eine strukturell gleiche Entwicklungsbedingung gehabt haben muß (Kuhl & Völker, 1998). Das Bindungsmotiv als Bedürfnis nach Kohäsion entsteht aus dieser Sicht entsprechend in kohäsiven, *Begegnung anregenden* Umfeldern (McAdams, 1980).

Die im folgenden Abschnitt vorgestellte Perspektive legt dagegen ein *transaktionales Entwicklungsmodell* nahe (Kuhl & Völker, 1998). Diese Sicht versucht zu erklären, wie aus der Verknüpfung von Umfeld und Persönlichkeitsdisposition Entwicklungsbedingungen durch das Individuum qualitativ umgeformt werden, und so spätere Persönlichkeitsmerkmale entstehen, die inhaltlich in einem geradezu *dialektischen* Gegensatz zu der sie formenden Umwelten stehen. Ein transaktionales Entwicklungsmodell postuliert dabei, daß unterschiedliche Individuen auf gleiche Umwelteinflüsse verschieden reagieren.

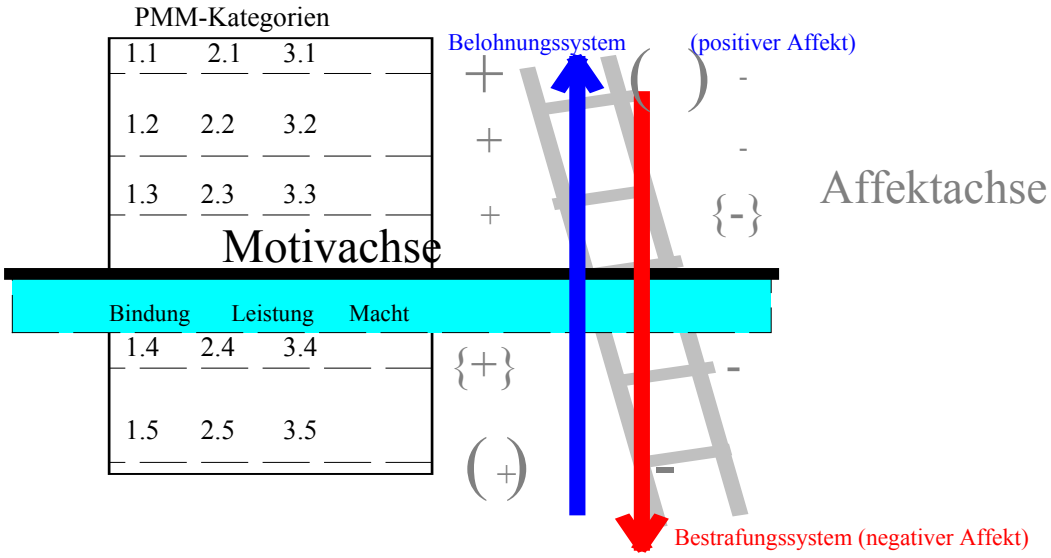
> *"People differ in their patterns of social interaction. Some people are open toward other people and easily make contact, even with strangers. Other prefer to keep even friends on a distance, tend to be reserved, distrustful or even negativistic. Another contrast relates to the degree of assertiveness: Some people impose their needs and goals on almost everybody whereas others are considerate, easily give in and comply with social expectations (Kuhl, 2000, S.1)."*

Individuen unterscheiden sich also u.a. darin, wie viel situative Günstigkeit sie benötigen, um mit anderen Kontakt herzustellen – einige Menschen brauchen dazu ein vertrautes, herzliches Umfeld, andere können dagegen auch mit Distanz und Ablehnung gut umgehen. Manche Menschen verwirklichen ihre Bedürfnisse nur dann, wenn sie in das soziale Umfeld passen; andere dagegen beharren auf ihren Wünschen, selbst wenn sie mit den Zielen des Umfeldes nicht übereinstimmen. Bei manchen Personen mag es sogar so sein, daß sie bedrohlich anmutende soziale Interaktionen regelrecht benötigen, um sich zu motivieren.

Diese interindividuellen Unterschiede zeigen sich bereits beim Schreiben der Geschichten im TAT: Personen unterscheiden sich darin, *wieviel* „situative Günstigkeit“ (Anregungsgehalt) sie in den Geschichten darstellen, bevor die Wünsche der Hauptperson an der Zielbildung beteiligt und dann auch gedanklich umgesetzt werden. Bei manchen Personen kann man

bspw. lesen, daß die Hauptperson bei geringer situativer Günstigkeit attraktive Zustände nicht aktiv aufsucht, sondern die antizipierte oder eingetretene Lage mit negativen Gedanken und Gefühlen verbindet, ohne etwas daran zu ändern (Kuhl, 1972; 1978a). Kuhl bezeichnete dies als „lageorientiert“ und konnte daraufhin zeigen, daß lageorientierte Menschen unter ganz verschiedenen ungünstigen Bedingungen zu einer exzessiven Beschäftigung mit eigenen Lagezuständen und Grübeln neigen (Kuhl, 1981; 1983; Kuhl & Helle, 1986). Im OMT wird dies durch das Antwortformat gezielter als im TAT gemessen. Von der ersten bis zur fünften Ebene des OMT werden die assoziierten Gefühle und Erwartungen immer negativer. Die folgende Abbildung verdeutlicht, den angenommenen affektiven Aufbau der impliziten Motive, welche auch die Basis ihrer Operationalisierung durch den OMT ist.

Abbildung 7: *Affektregulation und implizite Motive im OMT*



Drei Zustände einer Motivachse und fünf Zustände einer Affektachse definieren die in Abschnitt 1 vorgestellten 15 OMT-Kategorien. Die fünf Zustände der Affektachse ergeben sich aus der Kombination vom Belohnungs- ("positiver Affekt") und Bestrafungssystem ("negativer Affekt"). In Zeile 5 ist das Belohnungssystem inaktiv und das Bestrafungssystem gebahnt (1.5, 2.5 und 3.5). Bewegt man sich in der Tabelle von dieser unteren Rubrik nach oben, so nimmt der Einfluß des Bestrafungssystems ab, und positiver Affekt bestimmt zunehmend das Geschehen. In der vierten Rubrik beruht der mit dem jeweiligen Motiv erzielbare positive Affekt auf der Beseitigung eines aversiven Zustandes, also auf einer negativen Verstärkung (1.4, 2.4 und 3.4). In der dritten Zeile wird eine parallele Bahnung des Belohnungssystems und Hemmung negativen Affekts angenommen. In der Zeile darüber

wiederum ist der Einfluß des Belohnungssystems hoch, der des Bestrafungssystems gering: Hier ist positiver Affekt bzw. die Belohnungswirkung an das Erlangen anreizbesetzter Objekte gebunden. In der obersten Zeile schließlich ist positiver Affekt voll gebahnt und negativer Affekt abwesend: Hier wird eine noch breitere Basis des positiven Affekts angenommen, da er nicht einmal von der Erreichung bestimmter Ziele abhängig ist, sondern als Grundstimmung gegeben ist und/oder aus der Tätigkeit selbst entsteht (ausführlicher: Kuhl & Scheffer, 1999).

Es wird also angenommen, daß die grundlegenden Bedürfnisse nach Bindung, Leistung oder Macht durch persönlichkeitsspezfische Formen der Affektregulation, die ein wichtiger Aspekt der Volition sind (Kuhl, 1984), zu Motiven umgeformt werden.

2.5.1 Motiventwicklung und Volition

Die Frage, um die es in diesem Abschnitt damit auch geht, ist folgende: Warum entwickelt die eine Person bspw. in wenig kohäsiven familiären Kontexten ein emotional positives Bindungsmotiv (O11 Begegnung), die andere dagegen ein emotional negatives (bspw. O15 Verbindlichkeit)? Eine Personen-Variable, welche für diese unterschiedlichen Reaktionen auf gleiche Sozialisationskontexte besonders relevant erscheint, ist, so die im folgenden ausgeführte Hypothese, die interindividuell variierende Form der Volition.

Charakteristische Unterschiede bei volitionalen Mechanismen werden durch das Konstrukt der Handlungs-Lageorientierung beschrieben (Kuhl, 1983; 1994b; Kuhl & Beckmann, 1985; Kuhl & Beckmann, 1994; Kuhl & Goschke, 1994). Die Handlungs-Lageorientierung betrifft die Art der Zielumsetzung durch Aspekte der Selbstregulation von Gedanken und Handlungen, die Hartnäckigkeit der Zielverfolgung, die Fähigkeit zur Abschirmung von Absichten gegenüber anderen Handlungstendenzen und Mechanismen der Emotionskontrolle[4].

Das Konstrukt der Handlungs-Lageorientierung ist auf den ersten Blick recht kognitiv ausgerichtet. Im Rahmen der Persönlichkeits-System-Interaktion von Kuhl (1996; 1998a,b,

[4] Im folgenden werden nur die zwei Aspekte der Handlungs- Lageorientierung vorgestellt, die sich auch in den Modulationsannahmen der PSI-Theorie eindeutig wiederfinden (HOM und HOP). Der dritte Aspekt, die „tätigkeitszentrierte Handlungsorientierung (HOT)“ wird nicht berücksichtigt, weil ihr theoretischer und empirischer Bezug zu verschiedenen Formen der Affektsteuerung weniger eindeutig ist.

2000), die weiter unten noch ausführlich dargestellt wird, ist Volition jedoch als ein Zusammenspiel zwischen hoch-inferenten kognitiven und basalen affektiven psychischen Subsystemen beschrieben worden. Diese Auffassung volitionaler Mechanismen als Formen grundlegender „Systemkonfigurationen", die auf sehr einfachen, nicht kognitiven Systemen aufbauen, ist sicherlich für die Entstehung von Motiven besonders entscheidend. Ein Grund dafür ist, daß diese in ontogenetisch frühen Lebensabschnitten entstehen sollen, in denen elaborierte kognitive Mechanismen noch nicht existieren.

Im folgenden sollen zunächst die kognitiven Mechanismen der Handlungs-Lageorientierung beschrieben werden, da sie für das Verhalten von besonderer Bedeutung sind (Diefendorff, Hall, Lord & Strean, 2000). In den Abschnitten 2.6.1 und 2.6.2 werden dann die affektiven Vorläufer der Handlungs-Lageorientierung vorgestellt. Beide Abschnitte sind jedoch einer These verpflichtet, die bereits in der Einleitung angedeutet wurde: Volition ist für die Entstehung von Motiven eine unabhängige Variable. Auch wenn diese Auffassung zunächst widersprüchlich klingt, das Handeln kommt aus der hier vertretenen Sicht *vor* der Entstehung von Motiven. Zumindest gilt dies in einem ontogenetischen Maßstab, denn ohne volitionale Mechanismen können zwei für die Entstehung von intrinsischen Motiven unerläßliche Funktionen nicht gewährleistet werden:
1. die Handlungsinitiierung ohne situative Unterstützung bzw. Reizgesteuertheit
2. die Bedürfniskongruenz bei widerstreitenden Forderungen von Seiten des Umfeldes

Der Wille zum Handeln

Die *Steuerung, Initiierung und Kontrolle* des Handelns ist ein entscheidender Aspekt von Motiven (Trudewind, Unzner & Schneider, 1997), der insbesondere in der deutschen Motivationsforschung in den 1980ern und 1990ern in den Vordergrund gestellt wurde (Brandstätter & Gollwitzer, 1993). Tatsächlich kann man davon ausgehen, daß im Laufe der Ontogenese Motive und Selbstregulation eine nicht mehr trennbare Legierung eingehen. Und dies ist ja auch die Kernannahme der Motivmessung im OMT (Kuhl & Scheffer, 1999).

Bei einer entwicklungspsychologischen Betrachtungsweise stellt sich dennoch die Frage, welches Konstrukt das ursprünglichere, ursächliche ist - die Selbstregulation oder das Motiv. Auch wenn komplexe Wechselwirkungen natürlich nicht ausgeschlossen werden können, nehme ich an, daß Motive aus automatisierten *Handlungen im Kontext* entstehen, d.h.

zunächst einmal im Kontext gehandelt werden muß, bis sich im Laufe der Zeit ein Motiv bilden kann. Versäumt es eine Person, im Kontext zu handeln, z.B. weil kognitive Systeme, die den Kontext repräsentieren nur schwach aktiviert sind, wird sie auch dann kein Motiv bilden können, wenn der Kontext ein starkes Bedürfnis auslöst. Handelt die Person nur zögerlich und ängstlich, wird sie ein eher durch Zögern und Angst bestimmtes Motiv entwickeln. Wenn sie dagegen, Mechanismen aktiviert, welche negative Gefühle regulieren, Optimismus und Energie aktivieren, Grübeln und Zögern ablegen, dann besteht die Chance, gerade in deprivierenden bzw. herausfordernden (!) Situationen Bedürfnisse zu befriedigen, was die Basis stabiler Motive ist.

Um es plastisch auszudrücken: Volitionale Prozesse entscheiden darüber, ob aus einem Bedürfnis ein Motiv erwächst oder ob das Bedürfnis ungestillt perseveriert.

Prospektive Lageorientierung

Eine Personenvariable, die Unterschiede bei der Umsetzung von Bedürfnissen erklärt, ist das Konstrukt der *prospektiven Lageorientierung.* Prospektiv lageorientierte Personen grübeln mehr über unerledigte Absichten nach, versäumen es aber signifikant häufiger als Handlungsorientierte, diese auch umzusetzen (Kuhl & Goschke, 1994). Selbst dringendste persönliche Bedürfnisse und Ziele können dann u.U. nicht in Angriff genommen werden, wie eine Studie von Fuhrmann & Kuhl (1997) verdeutlicht, die zeigt, daß Lageorientierte gesundheitsförderliche Verhaltensweisen oft auch dann nicht ausführen, wenn sie sich diese explizit vorgenommen haben.

Die funktionale Beeinträchtigung der Umsetzung wichtiger Bedürfnisse wird als *manifeste Alienation* bezeichnet. Ein Beispiel hierfür ist der Befund, daß Lageorientierte signifikant häufiger als Handlungsorientierte bei sinnlosen und langweiligen Tätigkeiten verweilen. Im psychologischen Labor schafften es die meisten Lageorientierten über 20 Minuten nicht, die Ziehung der Lottozahlen der letzten Monate ab - und dafür einen anderen spannenden Film einzuschalten, obwohl sie dazu die Möglichkeit gehabt hätten und in einer Nachbefragung angaben, daß sie die Ziehung der Lottozahlen als äußerst langweilig empfunden hatten. Dieser Befund tritt jedoch nur dann auf, wenn man vorher positiven Affekt durch die Bearbeitung einer langweilig-monotonen Aufgabe inhibiert hatte (Kuhl & Beckmann, 1994b). Durch die Plazierung Lageorientierter in Situationen, die manifeste Alienation auslösen, wird

bei ihnen also das spätere Umschalten auf eine attraktivere Alternative auch dann beeinträchtigt, wenn keinerlei situativer Grund (etwa durch den Versuchsleiter) mehr dafür vorliegt.

Wenn wir Motive als *Steuerungsprozesse* verstehen, die mehr oder weniger effektiv bedürfnisrelevante Konsequenzen produzieren (Kuhl & Beckmann, 1985), dann bewirkt eine prospektive Lageorientierung, daß ein Bedürfnis zwar ausgedrückt werden kann, d.h., „manifest“ ist, jedoch nicht, in ein Netz möglicher Handlungsweisen und positiver affektiver Zustände eingebettet werden kann, welches ein Motiv erst im engeren Sinne definiert (s. auch die Definition des engeren Motivbegriffs in Abschnitt 1).

Antagonistische Verschaltung zwischen Absichtsgedächtnis und intuitiver Ausführung

Erklärt wird das Entstehen von prospektiver Lageorientierung durch einen Antagonismus zwischen dem sog. Absichtsgedächtnis und dem Ausführungssystem (Kuhl & Kazén, 1999). Planen und Handeln sind miteinander weitgehend unvereinbar, wie z.B. Mittelstürmer beim Fußball wissen, die erlebt haben, daß ihr Schuß garantiert am Tor vorbei geht, wenn sie sich beim Schießen überlegen, ob sie ihn rechts oder links plazieren wollen. Lageorientierte können diesen Antagonismus zwischen Absichtsgedächtnis und Ausführungssystem nicht rechtzeitig lösen, weil sie das Planen kaum stoppen und in eine dem Plan entsprechende, intuitive Verhaltenssteuerung überführen können. Diese Aktivierung einer intuitiven Verhaltenssteuerung wird durch positiven Affekt herbeigeführt, den Lageorientierte schwerer als Handlungsorientierte selbstgeneriert, d.h., ohne äußere Unterstützung, mobilisieren können (Beckmann & Kuhl, 1984; Dibbelt, 1997).

Die intuitive Handlungsausführung ist mit einer globalen Verhaltensbahnung, mit Kreativität, einer raschen Umsetzung einer Absicht in Verhalten, aber auch einer eher „impressionistischen" und „fehlertoleranten” Herangehensweise an Probleme assoziiert (zusammenfassend Kuhl & Kazén, 1999). Genau dieses intuitive Ausprobieren ganz verschiedener und neuer Handlungsweisen, deren momentaner Erfolg kaum abgeschätzt werden kann, dürfte aber für die Bedürfnisbefriedigung in sozialen Interaktionen, in denen es auf die Schnelligkeit der Handlungsinitiierung ankommt, besonders wichtig sein (McClelland et al., 1989). Das im Laufe der Ontogenese stetig ausgebaute Netz von Verhaltensmöglichkeiten, die um ein bestimmtes Bedürfnis herum aufgebaut sind (z.B. Macht

über andere), läßt daraus ein implizites Motiv entstehen. Diese Vielzahl intuitiv verfügbarer Handlungsmöglichkeiten dürfte auch die Überlegenheit impliziter Motive bei der Steuerung komplexer, sozialer Interaktionen gegenüber expliziten Motiven begründen (McClelland & Boyatzis, 1982).

Wo jedoch die Vermeidung von Fehlern von besonderer Wichtigkeit ist, kann das lageorientierte Zögern durchaus auch funktionale Aspekte beinhalten. Ein Kontext, der durch eine Vielzahl globaler und schwieriger Anforderungen (z.B. “sei immer der beste", “jeder Fehler ist eine Katastrophe” u.ä.) charakterisiert ist, kann als ein Faktor angesehen werden, der zu einer exzessiven Aktivation des Gedächtnisses für explizite Absichten („Absichtsgedächtnis“) und einer damit verbundenen chronischen Volitionshemmung führt (Kuhl & Kazén, 1999). Die Person spürt dann zwar ihre Bedürfnisse und kann sie auch als Ziele formulieren, zögert jedoch, aufgrund des erwähnten Antagonismus zwischen Planen und Ausführen, sie umzusetzen. Dies ist dann von Vorteil, wenn die Umsetzungsbedingungen nur scheinbar günstig sind. Eine übertriebene handlungsorientierte Neigung, Ziele auch bei ungünstigen Situationsparametern in Verhalten umzusetzen, kann zu *Impulsivität* , d.h., zu voreiligem Handeln mit erhöhtem Fehlerrisiko führen.

Lageorientierte geraten dagegen kaum in die Gefahr einer vorschnellen Ziel-Umsetzung; sie warten aber u.U. so lange auf eine noch günstigere Gelegenheit, bis die Bedingungen der Bedürfnisbefriedigung endgültig verloren gegangen sind. Ein Beispiel hierfür sind Frauen, die in Erwartung verbesserter Bedingungen (attraktiver Lebenspartner, Absicherung im Job etc.) solange ihren Kinderwunsch hinauszögern, bis die Verwirklichung dieses Wunsches aufgrund ihres Alters praktisch unmöglich geworden ist (Heckhausen, Wrosch & Fleeson, 1998).

Bedürfnisse werden immer dann in verringertem Maße befriedigt, wenn die Umwelt diese nicht unterstützt, wenn für die Erreichung eines Ziels kurzfristige Belohnungen aufgeschoben werden müssen, oder wenn alternative Motivationstendenzen beim Individuum miteinander konkurrieren (Kuhl, 1981; Mischel & Mischel, 1983; Kuhl & Kraska, 1989). Unter solchen Bedingungen, in denen das Erreichen eines Ziels eigenständige, planvolle Problemlösestrategien verlangen, ist es oft sinnvoll, die Umsetzung von Bedürfnissen zu hemmen. Hierdurch werden die aus unerledigten Bedürfnissen resultierenden Absichten solange im Arbeitsgedächtnis aufrechterhalten, bis sie sich unter geeigneteren Umständen befriedigen lassen.

Wille zur Selbstaktualisierung

Bei den Analysen von TAT-Geschichten (Kuhl, 1972, 1978a) fiel auf, daß einige Probanden die Hauptperson bei geringer situativer Günstigkeit attraktive Zustände nicht aktiv aufsuchen, sondern die antizipierte oder eingetretene Lage mit negativen Gedanken und Gefühlen verbinden ließ, ohne etwas daran zu ändern. Außerdem bemerkte Kuhl, daß besonders das Ausmaß an Übereinstimmung zwischen eigenen und fremden Zielen für die Umsetzung von Bedürfnissen bei lageorientierten Personen eine wesentliche Rolle spielt. Wenn diese Übereinstimmung gegeben ist, können Lageorientierte durchaus Bedürfnisse umsetzen. Hiermit ist ein Aspekt der willentlichen Steuerung angesprochen, der über den der Kopplung zwischen Bedürfnis und instrumentellen Handlungsweisen hinausgeht: Das Bedürfnis, das im Motiv umgesetzt werden soll, muß auch wirklich ein eigenes Bedürfnis sein. Wie schon in Abschnitt 2.3 gesagt, sollen implizite Motive ja nicht erklären, inwieweit die Interessen der Gruppe bei den Zielen des einzelnen Berücksichtigung finden, sondern inwieweit die Person auch Bedürfnisse gegen die Ziele der anderen durchzusetzen versucht.

Besonders wichtig ist das Konstrukt der Handlungs-Lageorientierung also in individualistisch orientierten Kontexten, wo jeder für die eigene Bedürfnisbefriedigung zuständig - im Sinne von Dahrendorff zum Individualismus verpflichtet ist. Hier müssen die volitionalen Mechanismen gut funktionieren, wenn der Einzelne nicht im allgemeinen Trend der Individualisierung untergehen will. Die eigene Bedürfnisbefriedigung auf später zu verschieben mag dabei noch gutgehen, wirklich kritisch wird es, wenn das Individuum seine eigenen Bedürfnisse nicht fühlt, keinen Zugang zu ihnen findet und so auch keine im strengen Sinne individuelle Motivation aufbauen kann.

Es existieren offenbar Personenvariablen, die darüber entscheiden, inwieweit das *Selbst* des Individuums an der Zielbildung beteiligt ist (Kuhl, 2000). Einem Typus von Lageorientierten gelingt es offenbar weniger als Handlungsorientierten, einen Zugang zu ihren Bedürfnissen zu finden, was mit einer empirisch nachweisbaren Tendenz zur Übernahme *fremder* Bedürfnisse und Ziele einhergehen kann (Kuhl & Beckmann, 1994b; Kuhl & Kazén, 1994).

In kollektivistischen Kulturen mag diese Tendenz zur Übernahme fremder Ziele kulturell angepaßt sein und besonders dann, wenn es sich dabei um konstruktive Ziele wie die Betonung von Kohäsion und Harmonie handelt auch eine positive Wirkung für das

Individuum entfalten. In individualistischen Kulturen wird dagegen eher die Gefahr der *Entfremdung* im Sinne einer Inkongruenz zwischen eigenen Bedürfnissen und dem Verhalten gesehen (Deci & Ryan, 1991). Dies ist dann sicherlich gerechtfertigt, wenn sich das Individuum in Übereinstimmung mit einem inneren, „introjizierten" Modell verhält, welches nicht nur „selbstfremd" ist, sondern auch mit den „wahren“ (d.h. subkognitiven) Bedürfnissen des Individuums nicht übereinstimmt (Kuhl & Beckmann, 1994). Es entstehen dann *extrinsische Motive*, die nicht den eigenen Bedürfnissen dienen und daher mit Phänomenen wie einer empfundenen „inneren Leere", einem „Mangel an Freiheit und Selbstbestimmtheit”, „Alienation” u.ä. Phänomenen assoziiert sind (Deci & Ryan, 1991).

Diese Entstehung extrinsischer Motive durch die Entfremdung vom Selbst als einem System, das Bedürfnisse und relevante Befriedigungskontexte speichert, spiegelt eine funktionale Beeinträchtigung von Selbstregulation wider, die von der zuvor beschriebenen, prospektiven Lageorientierung dissoziieren kann, auch wenn beide Formen der Lageorientierung durchaus gemeinsame Aspekte aufweisen (Kuhl, 1986). Die Lageorientierung nach Mißerfolg bzw. Präokkupation beeinträchtigt speziell die Fähigkeit auch in motivinkongruenten Situationen, selbstbestimmt zu handeln.

Lageorientierte dieses Typs sind anfällig dafür, die Erwartungen und Wünsche *anderer* mit den eigenen zu verwechseln und gehäuft fremde Erwartungen statt eigene Präferenzen zu verfolgen (Kuhl & Kazén, 1994). Sie handeln also tendenziell *fremdbestimmt.* Und sie können, obwohl sie die Alienation durchaus spüren, an ihrem Zustand nichts ändern, da es sich um eine funktionale Beeinträchtigung handelt (Kuhl, 1986). Im Unterschied zur prospektiven Lageorientierung beruht die alienationsverursachende Form nicht auf der Unfähigkeit, positiven Affekt selbstgesteuert heraufzuregulieren, sondern negativen Affekt herabzuregulieren. Negativer Affekt hemmt den Zugang zur Selbstwahrnehmung (Kuhl, 2000, 2001). Dieser Unterschied trat, wie oben erwähnt, auch in den TAT-Geschichten zutage, in denen Lageorientierte die Hauptperson nicht nur seltener attraktive Anreize aufsuchen ließ (LOP). Wenn Lageorientierte die Hauptperson „motiviert“ darstellten, dann mußte zwischen ihr und dem sozialen Umfeld eine größere Übereinstimmung (bzw. eine eindeutige Anregung) vorliegen als bei Handlungsorientierten (ein LOM-Aspekt).

Daß Lageorientierte es unter Bedingungen situativer Ungünstigkeit versäumen, von ihnen präferierte Alternativen auszuwählen, oder aber es ihnen noch nicht einmal im Vorfeld

gelingt, überhaupt ihre emotionalen Präferenzen zu identifizieren, ist mit unterschiedlichen Methoden mehrfach repliziert worden (Baumann, 1999; Kuhl & Beckmann, 1994). Ein Paradigma für den Nachweis "falscher Selbstzuschreibungen" ist folgendes Experiment: In einem simuliertem Büroalltag soll nach einer kurzen Distraktionsaufgabe von den Versuchsteilnehmern unterschieden werden, ob Aufgaben von ihnen selbst ausgesucht wurden, oder ob ihr Chef dafür die Anweisung gab. Als Zeichen für falsche Selbstzuschreibung wird gewertet, wenn besonders unattraktive Aufgaben, die eigentlich Anweisungen vom Chef waren, von Personen für *selbstgewählt* deklariert werden. Lageorientierte zeigen diese falschen Selbstzuschreibungen signifikant öfter als Handlungsorientierte, und zwar dann, wenn vorher eine Form situativer Ungünstigkeit (z.B. negative Stimmung, s. Baumann, 1999) induziert worden ist.

Beckmann (1997) benutzte ein anderes Maß sowohl für die Übernahme fremder Wünsche als auch für mangelnde situative Günstigkeit. In einer Studie, die auf Aschs bekannten sozialpsychologischen Experimenten zur Untersuchung von Konformität aufbauten, konnte er zeigen, daß lageorientierte Personen dann ein erheblich höheres Maß an Konformität zeigten, wenn eine wenig sinnvolle Handlung durchzuführen war, d.h. zuvor *Sinnlosigkeit* induziert worden war. Sinnlosigkeit kann als ein gutes Beispiel für eine situative Diskrepanz zwischen eigenen Werten und Anforderungen der Umwelt angesehen werden. Wurde diese aversive Situation durch Stiftung von Sinn der Handlung zum Verschwinden gebracht, zeigten Lageorientierte keine höhere Konformität mehr (Beckmann, 1997). Man spricht hier übrigens auch von *latenter Alienation*, da hier der Zugang zu Bedürfnisrepräsentationen (d.h. zum Selbst) so beeinträchtigt ist, daß prinzipiell kein selbstbestimmtes Handeln erfolgen kann – die eigenen Präferenzen werden gar nicht erst erkannt und nicht nur deren Umsetzung, wie bei der prospektiven Lageorientierung, auf später verschoben (Kuhl & Beckmann, 1994b).

Zugang zum Extensionsgedächtnis

Erklärt wird das Phänomen, daß Lageorientierte selbst-fremde Bedürfnisse nicht als soziale Anforderungen identifizieren können, durch ihren dispositionell unterentwickelten Zugriff auf ein implizites Extensionsgedächtnis (Kuhl, 1998; 2000; 2001). Das Extensionsgedächtnis ist eine implizite Form der Bedürfnisrepräsentation, so daß auch entfernte Assoziationen mit bestimmten Kontexten und Ereignissen bei der Zielbildung berücksichtigt werden können. Das implizite Repräsentationsformat dieser „Bedürfnis- und Erfahrungslandschaften" wird

dabei als eine Voraussetzung für die Bereitstellung eines ausgedehnten Netzwerkes von Assoziationen bezüglich eigener Handlungsmöglichkeiten, Selbstaspekte, Bedürfnisse und Werte verstanden. Der Zugriff auf diese Form der Repräsentation stellt eine Vielzahl potentieller Selbstbezüge zur Verfügung, so daß ein unter Beteiligung des Extensionsgedächtnisses gesteuertes Verhalten gerade auch dann durch *Selbstbestimmtheit* gekennzeichnet ist, wenn das Umfeld die Bedürfnisaktualisierung erschwert.

Tatsächlich ist der Zugang zum Extensionsgedächtnis bei Lageorientierten offenbar *nur dann* reduziert, wenn das Umfeld ungünstig ist. Das wird in der Theorie auf den postulierten Funktionskern der alienationsverursachenden Lageorientierung zurückgeführt: Der beeinträchtigten Fähigkeit, negative Emotionen herabzuregulieren. In positiven, entspannten oder vorhersagbaren Situationen wird diese Fähigkeit nicht benötigt, da die Affektregulation von außen unterstützt wird. Das erwähnte Verwechseln fremder mit eigenen Wünschen tritt nach Induktion positiven Affekts dementsprechend nicht auf (Baumann, 1999). Vorhersagbarkeit aktiviert gemäß der Theorie das Extensionsgedächtnis, das Erfahrungskontexte zur Vorhersage bereitstellt. Dadurch unterstützt induzierte Vorhersagbarkeit die schwache Affektregulation Lageorientierter. Ein weiterer empirischer Hinweis dafür ist der Befund, daß ein wichtiges Symptom der Lageorientierung nach Mißerfolg - die aversiven Grübelintrusionen - verschwindet, wenn der Mißerfolg vorher angekündigt worden war (Kuhl & Weiß, 1994). Auch können Lageorientierte ihre eigenen Bedürfnisse dann besser erkennen, wenn sie ihnen von wohlmeinenden Partnern als „externen Regulierern" zurückgemeldet werden (Gunsch, 1996). Hilfe und Unterstützung von anderen kann also den Zugang zum Extensionsgedächtnis auch bei Lageorientierten erleichtern.

Lageorientierte sind also auf unterstützende Situationen und Interaktionspartner angewiesen, um selbstbestimmte Motive entwickeln zu können. Da es ihnen jedoch in ungünstigeren Situationen nicht gelingt, ihre Bedürfnisse zu identifizieren und mit Verhaltensmöglichkeiten und anderen Zielen zu assoziieren, werden sie dazu tendieren, weniger Eigenmotivation, die auf intrinsischen impliziten Motiven beruht, zu entwickeln. Von außen betrachtet mögen Lageorientierte dennoch durchaus aktiv wirken. Man darf dann aber vermuten, daß ihr Verhalten durch andere Quellen energetisiert wird, wie die Erfüllung bestimmter Erwartungen von anderen, die sich als Vermeidungsverhalten interpretieren läßt: Negativer Affekt wird durch entsprechendes Verhalten vermieden.

2.5.2 Zusammenfassung

Es wurde postuliert, daß zwei Formen der Volition an der Entstehung und Umsetzung von Motivation mitwirken. Zum einen die Handlungsorientierung nach Mißerfolg einer Person, die von ihrem Zugang zum Extensionsgedächtnis unter aversiven Bedingungen abhängt. Je weniger diese Zugänglichkeit zum Extensionsgedächtnis für ein Individuum möglich ist, desto weniger gut kennt ein Individuum seine Bedürfnisse und damit den Kern seiner impliziten Motive. Solche Menschen können sich dann zwar von außen gesehen durchaus "motiviert" verhalten - d.h., sie arbeiten mit vollem Einsatz an der Verwirklichung bestimmter Ziele – die Quelle dieser Motivation ist dann aber nicht das Selbst sondern situative Auslöser wie die Rollenerwartungen anderer.

Eine gute Zugriffsfähigkeit auf das Extensionsgedächtnis ist für die Wirksamkeit von Motiven zwar notwendig, aber noch nicht hinreichend. Die Bedürfnisse müssen durch instrumentelle Handlungen befriedigt werden, so daß sich zwischen beiden eine affektive Verbindung aufbauen kann. Auch hier kann sich eine Volitionshemmung negativ auswirken. Lageorientierte grübeln und planen mehr als selbstbestimmt zu handeln. Bedürfnisse perseverieren daher bei ihnen statt befriedigt zu werden. Implizite Motive können so aber kaum entstehen. Wie die beiden Konzepte der Handlungs- Lageorientierung mit der Motivation zusammenhängen verdeutlicht noch einmal das folgende Flußdiagram:

Abbildung 8: *Umgangsformen mit „aversiven" bzw. „schwierigen" Situationen durch volitionale Mechanismen und deren Folgen für die Qualität der aktualgenetischen Motivation und stabiler Motive*

Situation ⟹	**Volitionaler Mechanismus** ⟹	**Motivation** ⟹	**Motive**
Mißerfolge („aversiv")	Handlungsorientierung Lageorientierung (LOM) Explizit oder gehemmt	Selbstbestimmt Fremdbestimmt	Implizit
Hindernisse („schwierig")	Handlungsorientierung Lageorientierung (LOP) Explizit oder gehemmt	Aktiv Passiv	Implizit

Auf den Punkt gebracht – ein handlungsorientierter Umgang mit herausfordernden Situationen, welche die Bedürfnisbefriedigung frustrieren oder zumindest erschweren, fördert (bzw. erfordert) ein selbstbestimmtes Beharren auf den eigenen Bedürfnissen und auf deren entschlossener Umsetzung. Diese beiden Elemente können als Voraussetzung dafür angesehen werden, daß sich im Laufe der Zeit implizite Motive bilden. Ein eher lageorientierter Umgang mit den gleichen Situationen, erschwert dagegen die Entstehung von impliziten Motiven, weil die Motivation zu oft fremdbestimmt und zögerlich bis passiv ist.

Wie an anderer Stelle noch ausführlicher dargestellt wird, soll hier nicht der Eindruck erweckt werden, daß ein handlungsorientierter Umgang mit Herausforderungen und eine daraus entstehende höhere implizit-intrinsische Motivation immer funktional sein muß. Oft dürfte es im Gegenteil angemessener sein, in schwierigen Situationen eigene Bedürfnisse zurückzustellen oder bedacht zu handeln. Es gibt jedoch empirische Hinweise, daß zumindest eine Volitionshemmung bei *beiden* Formen der Lageorientierung stark beeinträchtigend sein kann. Die prospektive Volitionshemmung („Grübeln“) und die Lageorientierung nach Mißerfolg können sich offenbar gegenseitig verstärken: Der mit ersterer verbundene mangelnde Ausdruck eigener Bedürfnisse kann offenbar zu einer noch weitreichenderen „Verschüttung" des Zugangs zu eigenen Präferenzen führen („Fremdbestimmung“). Und dies wiederum kann das Umsetzen der wenigen verbliebenen eigenen Bedürfnisse noch schwieriger machen und so zu noch mehr Grübeln statt Handeln führen. Hier kann also u.U. ein Teufelskreis in Gang gesetzt werden, welcher für die eigene Gesundheit, das persönliche Glück und Fortkommen schädlich ist (Kuhl & Beckmann, 1994b; Kuhl & Fuhrmann, 1998; Kuhl & Kazén, 1997).

2.6 Die PSI-Theorie

Im vorigen Abschnitt wurde postuliert, daß zwei Aspekte der Handlungsorientierung bedeutsam für die Motivgenese sind. Hiergegen läßt sich allerdings folgendes einwenden: Bei dem von Kuhl (1983) elaborierten Konstrukt der Handlungsorientierung handelt es sich um Formen der Selbststeuerung, die aufgrund ihres kognitiven Charakters erst relativ spät in der Ontogenese entstehen dürften. Es gibt zwar Hinweise dafür, daß auch kleine Kinder bereits volitionale Mechanismen einsetzen (Kuhl & Kraska, 1992). Auch die Symptome der Lageorientierung treten schon bei Kindern in der Grundschule auf: Lageorientierte Kinder zeigen signifikant höhere Latenzen von motivkongruentem Verhalten über verschiedene

Motivbereiche hinweg (Leistung, Neugier und Helfen) als handlungsorientierte Kinder (Kuhl & Geiger, zit. in Kuhl & Beckmann, 1985). Da implizite Motive jedoch in einem noch früheren Entwicklungsstadium entstehen sollen, ist es wichtig, die emotionalen Vorläufer der Volition herauszuarbeiten.

Dies ist möglich, da die beschriebenen Mechanismen von Kuhl und seiner Arbeitsgruppe in den letzten Jahren in eine umfassende Theorie eingebettet wurden. Diese bereits kurz erwähnte Theorie über die Interaktion grundlegender Persönlichkeits-Systeme (PSI-Theorie) wird im folgenden Abschnitt vorgestellt. Mit dieser Theorie wird der Versuch unternommen, traditionelle Trait-Ansätze um eine motivations- und handlungstheoretische Perspektive zu ergänzen. Damit wird der Schwerpunkt von den charakteristischen Unterschieden des Phänotyps hin zu unterschiedlichen Prozeßmerkmalen verlagert, in denen Menschen sich unterscheiden.

Die Prozeßmerkmale beziehen sich auf das Zusammenspiel zwischen subkognitiven Systemebenen, wie Affekt und Temperament, die früh in der Ontogenese entstehen oder auch angeboren sind, mit den stammesgeschichtlich und ontogenetisch jüngeren Ebenen der Persönlichkeitsorganisation, deren Beschreibung mit C.G. Jungs Typologie – obwohl aus einem anderen theoretischen Kontext entwickelt - übereinstimmt. Dieser hatte bekanntermaßen Persönlichkeitstypen durch die beiden bipolaren Dimensionen aus Wahrnehmungsfunktionen (Empfinden und Intuieren) und Urteilsfunktionen (Denken und Fühlen) sowie dem Grad der Zuwendung zu Objekten der äußeren oder der inneren Welt (Extraversion und Introversion) zurückgeführt. Die folgende Tabelle 2.5.1 faßt die Funktionen der vier Systeme zusammen.

Tabelle 2.5.1: Funktionale Merkmale der vier kognitiven Makrosysteme

Hoch-inferente Systeme:	**Absichtsgedächtnis „Denken“**	**Extensionsgedächtnis „Fühlen“**
Funktion:	Inhibition von automatischem Verhalten; planen	Repräsentation von Bedürfnis-Netzwerken und deren Befriedigung
Modus:	- analytisch - sequentiell	- holistisch - parallel

	- langsam	- schnell
	- genau	- impressionistisch
Niedrig-inferente Systeme:	**Intentionsausführung**	**Objekterkennung**
	„Intuieren“	**„Wahrnehmen“**
Funktion:	Automatisches Handeln,	inkongruenzbetonte
	intuitive Verhaltensroutinen	Aufmerksamkeit
Modus:	- holistisch	- analytisch
	- pararallel	- sequentiell
	- schnell	- langsam
	- impressionistisch	- genau

Die vier in Tabelle 2.5.1 beschriebenen kognitiven Makrosysteme sind informationsverarbeitende Systeme, die spezifische regulatorische Funktionen erfüllen. Sie unterscheiden sich dabei sowohl in der Art der Informationsverarbeitung (holistisch-parallel versus analytisch-sequentiell) als auch in der Höhe ihrer Integriertheit (hoch- versus niedrig-inferent). Auf die unterschiedliche Funktion der vier Systeme wurde im Zusammenhang mit der Lage- und Handlungsorientierung bereits eingegangen: Das Zusammenspiel aus „Denken“ und „Empfinden“ erzeugt einen „Selbstkontrollmodus“, der zwar als genau und realitätsbasiert bezeichnet werden kann, aufgrund seiner Langsamkeit und sequentiell-analytischen Ausrichtung jedoch lageorientiert wirkt. Das Zusammenspiel aus „Fühlen“ und „Intuieren“ kann dagegen als Selbstregulationsmodus bezeichnet werden, bei dem aufgrund der parallelen Informationsverarbeitung quasi ein Zustand „innerer Demokratie“ erreicht wird, in dem auf viele unterschiedliche Bedürfnisse gehört wird. Dieser Modus zeichnet sich durch eine intuitive, hollistisch-integrierte und schnelle Ausführung eigener Intentionen aus. Durch die PSI-Theorie wird also auf einer grundlegenderen Ebene die Handlungs-Lageorientierung durch zwei Modulationshypothesen expliziert.

2.6.1 Erste Modulationsannahme

Es wird angenommen, daß eine hohe Ausprägung des positiven Affektes oder des Temperaments (Belohnungssysteme) zu einer Hemmung des analytischen Planungssystems und einer Bahnung der intuitiven, automatischen Steuerung von Operationen führt.

Umgekehrt ist eine niedrige Ausprägung von positivem Affekt mit einer *Reduzierung* der Verhaltensbahnung und mit der Anregung handlungsvorbereitender Operationen assoziiert. Der durch die erste Modulationshypothese beschriebene Prozeß könnte damit die ontogenetische Vorform der prospektiven Lageorientierung darstellen: Wenn nicht irgendwann in der Entwicklung gelernt wird, den in schwierigen Situationen gehemmten positiven Affekt selbstgesteuert wiederherzustellen (prospektive Handlungsorientierung), dann führt eine Konfrontation mit schwer umzusetzenden Zielen zu einer Willenshemmung oder – in der Übersteigerung – sogar zu Depression.

Die funktionale Bedeutung von reduziertem, positiven Affekt ist die Ankündigung von *belastenden Kontexten.* In diesen ist die angestrebte Befriedigung eines Bedürfnisses nur schwer ausführbar, so daß es funktional ist, die Ausführung von Intentionen zu hemmen und auf günstigere Gelegenheiten zu warten (Kuhl & Kazén, 1997; 1999). Chronisch reduzierter, positiver Affekt würde dementsprechend einem stets „pessimistischen" Persönlichkeitsstil entsprechen und eine Person dazu prädisponieren, in den meisten Lebenssituationen zunächst abzuwarten und Handlungen erst dann zu initiieren, wenn deren Erfolgsaussichten subjektiv sehr vielversprechend sind.

Positiver Affekt indiziert dagegen, daß nun eine Situation eingetreten ist, in der intendierte Reaktionen leicht durch eine intuitiv abrufbare Verhaltensroutine ausgeführt werden können (Kuhl & Kazén, 1997; 1999). Chronischer, positiver Affekt würde daher einen „optimistischen" Verhaltensstil begünstigen und eine Person dazu prädisponieren, in den meisten Lebenssituationen spontan und ohne langes Nachdenken zu handeln, auch wenn die Erfolgsaussichten der intendierten Reaktion objektiv gering sind.

Die PSI-Theorie postuliert einen Antagonismus zwischen den beiden kognitiven Makrosystemen (Absichtsgedächtnis und intuitiver Ausführung). Damit dieser Antagonismus aufgehoben werden kann, um Pläne und Absichten ausführen zu können, muß positiver Affekt mobilisiert werden. Personen, bei denen positiver Affekt chronisch blockiert ist, oder die ihn nicht selbständig wiederherstellen können (LOP), fällt dies besonders unter belastenden Bedingungen schwer. Personen dagegen, die durch eine schnelle Mobilisierbarkeit von positivem Affekt gekennzeichnet sind (HOP), können dies auch, oder sogar besonders gut in schwierigen Situationen.

An dieser Stelle wird der Bezug zu den im letzten Abschnitt beschriebenen Formen der prospektiven Handlungs- Lageorientierung deutlich: Handlungsorientierte können positiven Affekt mobilisieren, Lageorientierte weniger gut. Der konzeptionelle Unterschied zwischen dem Konstrukt der Handlungs- Lageorientierung und den Modulationshypothesen der PSI-Theorie ist der folgende: Die erste und die zweite Modulationshypothese beschreiben basale, Zusammenhänge zwischen Affekt, Kognition und Volition – grundlegende Systemkonfigurationen, die in ihrer ganzheitlichen Abstraktheit bereits als Basis für die Beschreibung der Persönlichkeit von kleinen Kindern geeignet sind. Demgegenüber ist das Konzept der Handlungs- Lageorientierung kognitiver, d.h., es beschreibt Selbstregulationsmechanismen, die erst relativ spät in der Ontogenese elaboriert eingesetzt werden können.

2.6.2 Zweite Modulationsannahme

Weiterhin wird von einer zum Belohnungssystem analogen Beziehung zwischen der Ausprägung negativen Affektes mit den kognitiven Makrosystemen des *Extensionsgedächtnisses* und der *Objekterkennung* ausgegangen: Bei einer hohen Aktivität des Bestrafungssystems bzw. der Bahnung von negativem Affekt wird die Empfindung möglichst vieler Änderungen in der Wahrnehmungswelt angeregt, weil negativer Affekt Orientierungsreaktionen auslöst, und so eine Zentrierung der Wahrnehmung auf die Außenwelt auslöst (Gray, 1987). Gleichzeitig wird der Zugriff zum Extensionsgedächtnis und die dort repräsentierten Bedürfnisse gehemmt. Veranschaulichen läßt sich diese Beziehung mit der Erfahrung, daß man nach einem großen Schreck auch starke Bedürfnisse (wie Hunger) kurzzeitig nicht mehr fühlt, und die Wahrnehmung ganz auf die Umwelt richtet. Wenn die Aktivität des Bestrafungssystems nach einiger Zeit wieder nachläßt, gelingt dann auch wieder der Zugang zu impliziten Repräsentationen eigener Bedürfnisse und die Objektzentrierung nimmt ab.

Eine spezielle Annahme der PSI-Theorie ist, daß eine häufige Reduzierung der Aktivität des Bestrafungssystems und der damit verbundenen Objektwahrnehmung die Zugriffsmöglichkeiten auf die impliziten Repräsentationen der eigenen Bedürfnisse (Selbstwahrnehmung) sogar verstärkt. Diese Annahme korrespondiert gut mit der Alltagserfahrung, daß Personen, die es gewohnt sind, sich erfolgreich in einer gefährlichen Umwelt zu bewegen, irgendwann von Gefahrenmomenten nicht mehr so leicht erschreckt und

dementsprechend auch nicht auf der bewußten Ebene von eigenen Bedürfnissen abgelenkt werden können. Aus dieser 2. Modulationshypothese kann man also eine Wechselwirkung zwischen der Regulation von negativem Affekt und Selbstrepräsentationen ableiten. Die Regulation von negativem Affekt stärkt deshalb Selbstbewußtsein und Autonomie einer Person, weil sie den Zugriff auf das Selbst fördert. Dies befähigt sie wiederum zu einer noch weitreichenderen Herabregulierung von negativem Affekt (Kuhl & Fuhrmann, 1998).

Die Rolle der Emotionen bei der Motiventwicklung

Die PSI-Theorie macht u.a. Vorhersagen über das Zusammenspiel zwischen grundlegenden Affekten und kognitiven Makrosystemen. Affekte sind im Vergleich zu Emotionen und Gefühlen noch recht undifferenziert (Kuhl, 2001). Es gibt nun aber Hinweise dafür, daß für die Motiventwicklung differenzierte Formen von Affekten, also Emotionen wichtig sind. McClelland (1987) hat bspw. die Spezifität von Motiven damit erklärt, daß *diskrete* Emotionen eine spezifische Verbindung mit den grundlegenden Bedürfnissen eingehen können und die so entstehenden Motive eine bereichsspezifische Orientierung bekommen. Er nahm an, daß das intrinsische Leistungsmotiv sich spezifisch mit der diskreten Emotion *Interesse-Neugier* verbindet, eine Form des Machtmotivs mit der Emotion *Ärger-Erregung* und das Begegnungsmotiv mit den Emotionen *Liebe und Freude* (ebd. S. 137). Gleichzeitig betont er aber, daß Emotionen und Motive unabhängig voneinander sind, was nur so verstanden werden kann, daß Motive eben auch mit anderen Emotionen als ihren prototypischen assoziiert sein dürften. Beispielsweise kann man sich gut vorstellen, daß auch das Bindungsmotiv eine Verbindung mit dem Gefühl des Ärgers oder Mißtrauens eingehen kann. Aus dieser Kombination würde ein Emotions-Motivations-Syndrom erwachsen, welches sich mit dem Ausdruck *Eifersucht* umschreiben ließe.

Daß Emotionen so eng mit Motiven verbunden sind, läßt sich funktionsanalytisch damit erklären, daß sie sich als Netzwerke affektiv-kognitiver Assoziationen beschreiben lassen, die ja nach McClellands Definition die Basis von Motiven im engeren Sinne sind: Zu einer Emotion gehört neben ihrer positiven oder negativen affektiven Tönung ein Netzwerk kognitiver Assoziationen, z.B. hängt Ärger eng mit einer Attribution von Verantwortlichkeit zusammen („Empörung"). Charakteristisch für diese von McClelland beschriebenen Emotionen ist auch, daß sie als „ego-focused" angesehen werden können (Markus & Kitayama, 1991, S. 235). Diese Emotionen (wie bspw. Ärger, Glück und Stolz) beziehen sich

primär auf internale Attribute des Selbst. Demgegenüber betonen „other-focused“ Emotionen (wie Sympathie und Scham) die Attribute der Interaktionspartner. Ganz im Gegensatz zu den „ego-focused“ Emotionen hemmen „other-focused“ Emotionen den autonomen Ausdruck eigener Bedürfnisse und damit die Entwicklung von stabilen Motiven so wie sie hier konzeptualisiert sind. Diese Spezifizierung von Emotionen ist dementsprechend für die Messung von Motiven sehr wichtig und wird im OMT (deutlicher als im TAT) berücksichtigt.

So ist die Emotion *Glück* (und seine Wendungen wie „fühlt sich gut“ und dergleichen) indikativ für die erste Ebene des OMT (intrinsische, positive Motive). Auch die Emotion *Interesse* deutet auf die erste Ebene hin, wenn sie Interesse an Objekten (Flow) oder bestimmten, isolierten Aspekten des anderen spezifiziert. Die Emotion *Stolz* ist indikativ für die zweite Ebene (extrinsische, positive Motive) . Die Emotion *Ärger* für die dritte (Selbstbehauptungsebene). Auch die negativen Emotionen der vierten und fünften Ebene sind ego-focused („fühlt sich schlecht“).

Die oben dargestellten Modulationshypothesen können hier daher so interpretiert werden, daß im Dienste der Bedürfnisbefriedigung auch spezifische Emotionen mobilisiert oder reguliert werden. Wenn eine Person im Laufe der Ontogenese ihre Bedürfnisse mit bestimmten Emotionen besonders erfolgreich aktualisieren konnte, dann dürfte sie auf der entsprechenden Ebene des OMT hohe Werte haben.

Auswirkungen auf die Motivgenese

Durch die PSI-Theorie ist es möglich, Annahmen über den Zusammenhang zwischen dem individuellen Umgang mit Affekten und der Entstehung von Motiven zu formulieren, welche die funktionalen Grundlagen der bereits dargestellten Hypothesen bezüglich der Lage- und Handlungsorientierung elaborieren. Letztere dürften jedoch die spätere Modulation von Motiven übernehmen und auf den grundlegenderen affektiven Prozessen aufbauen.

1. Eine bereits früh in der Ontogenese auftretende, stabile Tendenz wie prospektive Handlungsorientierung (HOP), positiven Affekt mobilisieren zu können (bzw. eine schon im Temperament angelegte Sensibilität für positive Emotionen, s. Buss & Plomin, 1984), dürfte es aufgrund der handlungsbahnenden Funktion von positivem Affekt wahrscheinlicher machen, daß in bestimmten Kontexten auftretende Bedürfnisse mit immer neuen

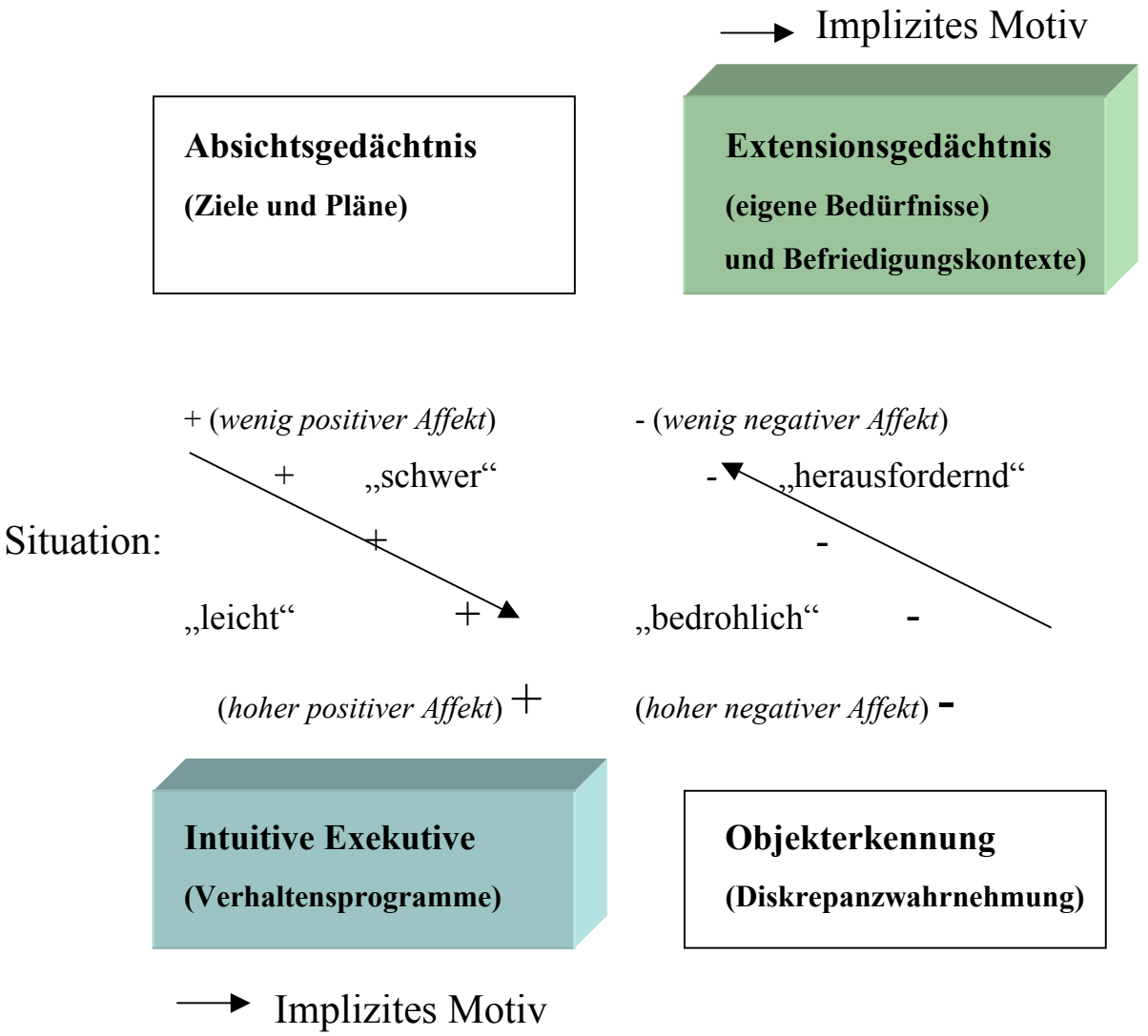
Handlungsvarianten gekoppelt werden. Durch die häufige Verbindung zwischen Bedürfnissen und Handlungen entstehen dann im Laufe der Entwicklung stabile, implizite Motive. Entscheidend dürfte es bei der Mobilisierung von positivem Affekt sein, selbstbasierte („ego-focused“) Emotionen auszudrücken.

2. Eine bereits früh in der Ontogenese auftretende und stabile Tendenz, negativen Affekt regulieren und integrieren zu können (also eine hohe „emotionale Stabilität”) dürfte eine Person dafür disponieren, ihre in frühen Kontexten auftretenden Bedürfnisse auch dann deutlich wahrzunehmen und mit Handlungsmöglichkeiten und breiteren Aspekten des Selbst zu assoziieren, wenn das Umfeld die Bedürfnisaktualisierung nicht unterstützt.

Man kann daher erwarten, daß Personen mit einem solchen „robusten” Persönlichkeitsstil in der Auseinandersetzung mit fordernden, frühkindlichen Kontexten wahrscheinlicher implizite Motive entwickeln werden als Personen, die unter negativen Bedingungen schnell den Zugang zum Extensionsgedächtnis verlieren. Bei der Herabregulierung dieser negativen Affekte dürfte auch die Hemmung von fremdorientierten („other-focused“) Emotionen wie Scham eine wichtige Rolle spielen, weil diese die Assertion eigener Bedürfnisse verhindern.

Diese zwei Modulationsannahmen sollen noch einmal in der folgenden Abbildung schematisch veranschaulicht werden. Die rechts oben und links unten eingezeichneten dreidimensionalen Blöcke, spezifizieren die kognitiven Makrosysteme, welche sich nach der PSI-Theorie für die Entwicklung impliziter Motive am besten eignen.

Abbildung 9: *Die Verschaltung von dispositionellen Affekten, kognitiven Stilen und ihre Auswirkung auf die Entstehung von impliziten Motiven (PSI-Theorie)*



Gemäß den Annahmen der PSI-Theorie (Kuhl, 2000) ist es für die Entwicklung von impliziten Motiven unter „deprivierenden“ Bedingungen (bspw. wenig „Wärme“ oder „Involviertheit“ der Eltern in der Kindheit) entscheidend, über zwei dispositionelle Modulationsmechanismen zu verfügen:

1. Positiver Affekt muß mobilisiert werden können, um die intuitiven Verhaltensprogramme aktivieren zu können, auf denen implizite Motive beruhen.
2. Negativer Affekt muß herabreguliert werden können, um angesichts bedrohlicher Situationen den Überblick über die eigenen Bedürfnisse nicht zu verlieren.

Die obige Abbildung bezieht sich auf einen Kontext, der objektiv als relativ konfliktreich oder unvorhersehbar bezeichnet werden kann. Die Bezeichnung „konfliktreich“ erscheint sicherlich gerechtfertigt für wenig kohäsive Kontexte bzw. Familien, in denen der Zusammenhalt gefährdet ist (Gehring, 1993), sowie für Familien, in denen keine weitere Bezugsperson (besonders der Vater) Verantwortung für die Kinder übernimmt (Biller, 1993). Aber auch ein Entwicklungskontext, der frühe Unabhängigkeit und die Erfahrung des Selbst als Agens einfordert, vergrößert die Gefahr des Scheiterns: Weil die eigenständige Exploration ja die Unsicherheit vergrößert, müssen volitionale Mechanismen diese regulieren, um das Neugier-Bedürfnis aufrecht zu erhalten.

Solch einen Kontext würden Personen, die für positiven Affekt wenig, für negativen Affekt dagegen hoch sensibel sind als „belastend“ (in der Abbildung 9 symbolisch dargestellt als kleines Plus und „bedrohlich“ (symbolisch: großes Minus) empfinden. Eine Person mit der entgegengesetzten Systemkonfiguration, also bspw. Handlungsorientierte, würden hier dagegen positiven Affekt mobilisieren sowie negativen herabregulieren und dementsprechend den gleichen Kontext als tendenziell „leicht“ und „herausfordernd“ erleben. Dies gilt natürlich nur tendenziell. Wenn gravierend negative Kontexte, wie z.B. bei großer Einsamkeit oder extremer Unsicherheit vorliegen, wird auch ein Handlungsorientierter ihnen keine positive Seite mehr abgewinnen können.

Der unterschiedliche Umgang mit der gleichen Situation führt nun zu einer gegensätzlichen Aktivierung von kognitiven Makrosystemen. Während der „Lageorientierte“ das Objekterkennungssystem aktiviert, dabei ganz auf die Aktionen der Außenwelt ausgerichtet ist, und die eigenen Bedürfnisse in den Hintergrund stellt, reagiert der „Handlungsorientierte“ tendenziell umgekehrt. Wenn diese Tendenz stabil ist, also im Laufe der Entwicklung häufig wiederholt wird, führt dies beim „Handlungsorientierten“ zu einer Selbstaktualisierung eigener Bedürfnisse, was eine Grundlage für die Entwicklung impliziter Motive sein dürfte (s. Abbildung rechts oben). Die lageorientierte Person dagegen wird sich eher an den Interaktionspartnern orientieren. Der Kern ihrer Motivation ist damit nicht selbstgesteuert und implizit sondern fremdgesteuert und explizit. In der Abbildung sind die für eine implizite Motivgenese günstigen Systemkonfigurationen durch die ausgefüllten, dreidimensionalen Kästchen angedeutet.

Links unten ist die andere persönlichkeitspsychologische Entwicklungsbedingung für eine implizite Motivgenese angedeutet. Da in einem objektiv widrigem Kontext, der sich den eigenen Intentionen widersetzt, in jedem Fall gehandelt werden muß, um ein Bedürfnis zu befriedigen, ist die Aktivierung des intuitiven Ausführungssystems notwendig. Unter Motivation im engeren Sinne verstehen wir ja nicht, daß jemand solange wartet, bis der Kontext „von selber" günstiger geworden ist. Genau diese Passivität muß man aber bei der einseitigen Aktivierung des Intentionsgedächtnisses bei einer „lageorientierten" Systemkonfiguration erwarten (Umsetzungshemmung). Eine dispositionell niedrige Bereitschaft, positiven Affekt und damit intuitives Ausprobieren auch in relativ widrigen Situationen zu aktivieren, ist für die Entstehung von Handlungsnetzwerken um den Bedürfniskern herum nicht förderlich. Auch hier wird man daher annehmen müssen, daß sich implizite Motive entweder gar nicht bilden, oder aber durch eine Verhaltenshemmung bzw. einer zögerlichen Passivität gekennzeichnet sind.

Implizite Motive, die durch zögerliche Passivität charakterisiert sind, stellen sicherlich eine ungewöhnliche Sonderform des spezifischen Motivbegriffs dar. Man kann ihre Existenz aber deswegen annehmen, weil beide Modulationsmechanismen gemeinsam betrachtet werden müssen. Auch wenn beide Prozesse relativ hoch korreliert sind, können sie durchaus dissoziieren. Wenn der Zugang zum Extensionsgedächtnis intakt ist, die intuitive Ausführung jedoch gehemmt, dann kann man die Entstehung von inhibierten Motiven erwarten.

Auch die entgegengesetzte Dissoziation der beiden Modulationsmechanismen ist denkbar. Wenn die intuitive Handlungsausführung durch eine leichte Mobilisierung von positivem Affekt zwar gelingt, gleichzeitig der Zugang zum Extensionsgedächtnis jedoch mehr oder weniger stark gehemmt ist, dann kann man mit der Entstehung spezifischer Formen impliziter Motive rechnen. Diese dürften dann zwar durch positive Emotionen und Handlungsbereitschaft charakterisiert sein, gleichzeitig jedoch in den Handlungsmöglichkeiten eingegrenzt und tendenziell entfremdet, da das Extensionsgedächtnis kein breites Wissen über instrumentelle Verhaltensweisen und umfassende Bedürfnisbezüge bereitstellen kann. Die Verengung wird dadurch verschärft, daß einem solchen Motiv auch andere Netzwerke des Extensionsgedächtnisses fehlen, wie relevante Sinnbezüge, Identitätsmerkmale und andere Selbstaspekte.

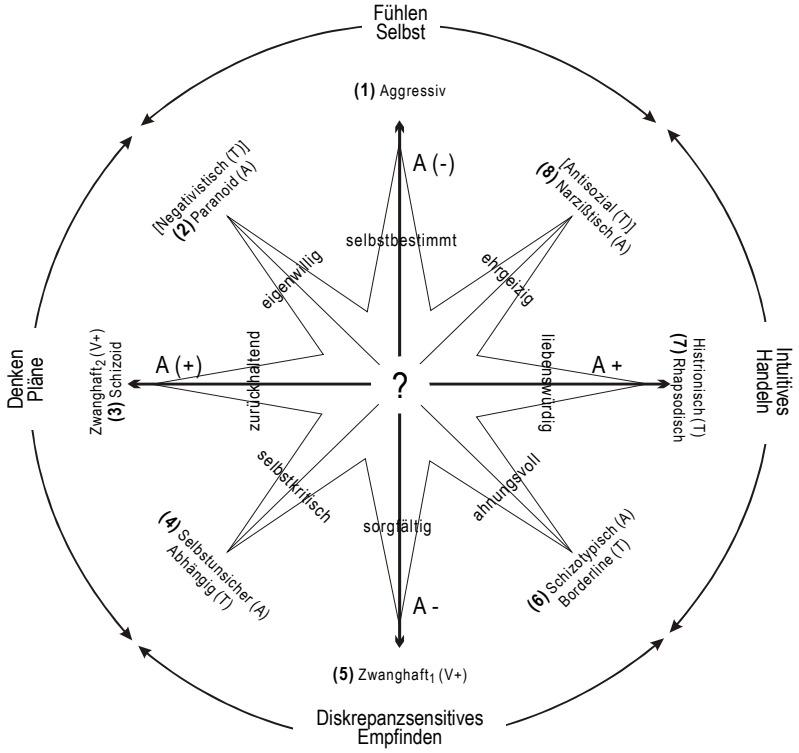
Ein Beispiel hierfür ist die anreizunabhängige Verhaltensbahnung durch Gewohnheiten, wie sie bei der im nächsten Abschnitt beschriebenen „gewissenhaft-zwanghaften" Persönlichkeitsstil angenommen werden kann. Personen dieses Stils können enorme Handlungsenergie mobilisieren, ohne daß dabei selbstgenerierter, positiver Affekt impliziert sein muß: Das motivierte Verhalten (und damit auch das sich langfristig bildende Motiv) wird zwar durch Gewohnheiten aufrechterhalten – ohne den Selbstausdruck von positiven Emotionen kann jedoch das Selbstsystem nicht aktiviert werden, so daß die Motivation eine extrinsische Form annimmt.

2.6.3 Das STAR-Modell

In diesem Abschnitt soll dargestellt werden, wie die beiden oben beschriebenen Modulationsmechanismen operationalisiert werden können. Es gibt dafür unterschiedliche Möglichkeiten, wie bspw. das Konstrukt der Handlungs-Lageorientierung. Für diese Fragestellung geeigneter erscheint jedoch die Definition affektiver Dispositionen und die damit verbundenen elementaren Affektssteuerungsmechanismen durch das STAR-Modell, welches eine Anwendung der PSI-Theorie darstellt. Der dafür entwickelte Persönlichkeitsfragebogen (das *Persönlichkeitsstil- und Störungsinventar* – PSSI; Kuhl & Kazén, 1997) unternimmt den Versuch, die in psychiatrischen Taxonomien enthaltenen Persönlichkeitsstörungen (DSM IV) aus der einheitlichen Systemperspektive der PSI-Theorie abzuleiten (Kuhl & Kazén, 1997).

Der PSSI basiert auf kulturübergreifend nachweisbaren Persönlichkeitsmustern, deren Ursachen zum Teil genetischer Natur sind, zum Teil auch in frühen sozialen Interaktionen begründet liegen (Kuhl & Kazén, 1997; Kuhl & Völker, 1998). Störungen werden im STAR-Modell als extreme Ausprägungen der oben beschriebenen Systemkonfigurationen aufgefaßt. Jeder Stil und die dazugehörige extreme Ausprägung in Form einer Persönlichkeitsstörung wird in der PSI-Theorie durch eine spezifische Koalition der Makrosysteme der Persönlichkeit beschrieben. Und zwar der affekt- und temperamentsbasierten Belohnungs- und Bestrafungssysteme auf der einen Seite sowie der beiden Wahrnehmungs- und Urteilsfunktionen auf der anderen. Die Struktur des Modells mit seinen sechs Subsystemen und zwei Verschaltungsannahmen wird durch die nächste Abbildung verdeutlicht.

Abbildung 10: *Das STAR-Modell (aus Kuhl & Kazén, 1997)*



Entnommen aus Kuhl & Kazen (1997).

Das STAR-Modell stellt eine zweidimensionale Projektion der PSI-Theorie dar. Die vier Pole dieses Modells beinhalten einige grundlegende Eigenschaften der Persönlichkeitsstile, wobei jedoch durch die zweidimensionale Darstellung wichtige weitere Merkmale der Stile nicht berücksichtigt werden können. Auf dieses Problem wird weiter unten näher eingegangen.

Der affektiv positive Pol des STAR-Modells wird bspw. durch den histrionischen Persönlichkeits-Typus gekennzeichnet. Aber auch andere Stile, wie der „optimistisch-rhapsodische“ oder der „ehrgeizig-narzisstische“ Stil werden hier eingeordnet (Kuhl & Kazén, 1997). Gemeinsam ist diesen Stilen ihre durch die hohe, positive Emotionalität erklärte intuitive Handlungsbereitschaft, die bis hin zur Impulsivität reichen kann. Am anderen Ende dieser Dimension befinden sich Stile, die sich durch eine eher nachdenklich-abwartende Herangehensweise an die Umwelt auszeichnen, die bei extremer Ausprägung der gehemmten positiven Emotionalität bis hin zu einer depressiven Passivität reichen kann.

Die andere Dimension wird an ihrem affektiv negativen Ende durch Eigenschaften wie Ängstlichkeit und mangelnder Selbstsicherheit bestimmt. Dieser Pol unterscheidet sich von dem 90 Grad darunterliegenden darin, daß hier nicht die *Intensität* der Handlungsbereitschaft betroffen ist, sondern deren Ausrichtung: Aufgrund des hier stark gebahnten negativen Affektes wird der Zugang zu den eigenen Bedürfnissen auf der Ebene des Selbst verhindert und so das Durchsetzen selbstgenerierter Ziele erschwert. Die hier angesiedelten Stile können daher durchaus mit einer starken Handlungsbereitschaft verbunden sein, die aber fremdbestimmt ist. Hier werden Stile wie der *selbstkritische, abhängige oder selbstlose* angesiedelt. Der gegenüberliegende Pol dieser Dimension ist dagegen durch eine starke Selbstbestimmtheit gekennzeichnet. Da diese sich insbesondere unter ungünstigen Situationskonstellationen und Streß bemerkbar macht, gehören hierher auch Eigenschaften wie Robustheit und Mut.

Interessant sind auch die sog. „Mischtypen", die sich bspw. durch eine durchaus mögliche Kombination von reguliertem, negativem bei gleichzeitig blockiertem, positiven Affekt ergeben (s. Abbildung 10). Neben dem negativistischen Typus gehört hier auch der „eigenwillig-paranoide" Stil hin (Kuhl & Kazén, 1997). Die Bezeichnung „eigenwillig-paranoid" trifft die hier auftretenden Eigenschaften recht gut: Personen mit diesem Stil kennen aufgrund des regulierten negativen Affekts ihre Bedürfnisse recht gut und können daher in ihrem Denken und Fühlen in hohem Maße eigenständig und antriebsstark sein. Durch ihre mangelnde Fähigkeit, positiven Affekt zu mobilisieren, fällt es ihnen jedoch schwer, diese Bedürfnisse in spontanen Handlungen (in „Echtzeit") umzusetzen. Das charakteristische Mißtrauen entsteht dadurch, daß sie aufgrund der hohen Selbstaktivierung die eigenen Umsetzungsdefizite nicht erkennen und so die Ursachen für das Nichtumsetzen ihrer Pläne den „bösen" Absichten anderer zuschreiben müssen.

Auch ein anderer Mischtypus ist von Bedeutung. Der „sorgfältig-zwanghafte" Stil zeigt oft ein Muster aus Selbstentfremdung bei gleichzeitig enorm gesteigerter Aktivität. Letzteres wird von Kuhl (2000) durch die Bahnung eines affektunabhängigen Subsystems des intuitiven Handelns erklärt, welches insbesondere die Ausführung gut gelernter Handlungsroutinen („Habits") erleichtert. Dadurch ist das Verhalten durch Fremdbestimmung („Pflichterfüllung"), Durchhaltevermögen, Genauigkeit und geringer Fehlertoleranz gekennzeichnet.

Anwendung des STAR-Modells

In diesem Abschnitt sollen aus den 16 im PSSI enthaltenden Stilen die selektiert werden, welche für die Entstehung der 15 OMT-Komponenten am ehesten einflußreich sein dürften. Da wir von einer Bereichsspezifität auch hoch korrelierter Merkmale ausgehen müssen (Kuhl & Kazén, 1997), ist die Anwendung des STAR-Modells schwieriger als es auf den ersten Blick scheint. Man kann nämlich nicht unbedingt davon ausgehen, daß *alle* Stile einer ähnlichen Systemkonfiguration in gleicher Weise für die Entstehung von Motiven wichtig sein müssen.

In der Beschreibung der Verbindung zwischen grundlegenden emotionalen Prozessen („Interesse", „Freude", „Eifersucht"), die auch ohne bewußte kognitive Mechanismen ablaufen, und deren volitionalen Steuerung liegt die Besonderheit der PSI-Theorie und des PSSI gegenüber anderen Theorien und Instrumenten. Wie (bzw. durch welchen Persönlichkeitsstil) die Steuerung spezifischer Emotionen geschieht, muß noch weiter erforscht werden. Der PSSI ist ein noch vergleichsweise junges Verfahren. Wie bei jedem relativ neuen Instrument müssen Erfahrungswerte gesammelt werden, welche spezifischen „spin-off" Effekte einzelne Skalen produzieren. Diese lassen sich theoretisch kaum vorhersagen und können nur durch sorgfältige Gruppen- und Einzelfalluntersuchungen verstanden werden. Aus dem STAR-Modell geht bspw. bislang noch nicht hervor, welche positiven Emotionen bspw. von liebenswürdig-histrionischen Personen besonders schnell mobilisiert werden. Zwar stellt die postulierte allgemein höhere Sensibilität für positiven Affekt sicherlich eine gute Annäherung an den tatsächlichen Genotyp dar, für die Modulation von Motiven werden aber vermutlich spezifischere Merkmale benötigt – ist es die positive Emotion *Interesse* oder die *Freude* oder der *Ärger* (in der PSI-Theorie ebenfalls eine positive Emotion) welche bspw. beim histrionischen Typus die Verbindung zu den kognitiven Makrosystemen herstellt? Oder ist es vielleicht auch jede von diesen Emotionen, je nach spezifischen Merkmalen der Situation oder anderer Persönlichkeitsmerkmale der Person (die ja immer gleichzeitig vorliegen können).

Eigene empirische Untersuchungen lassen vermuten, daß die beim liebenswürdig-histrionischen Stil besonders schnell mobilisierte Affektlage, der Erregungs-Ärger-Komplex ist, der auch in der PSI-Theorie als positive, d.h., verhaltensbahnende Emotion angenommen wird. Dies müßte gemäß der oben vorgestellten Annahmen von McClelland das Machtmotiv

begünstigen; und tatsächlich zeigen histrionisch-liebenswürdige Mütter gegenüber ihren drei Monate alten Kindern ein zwar emotional positives, aber gleichzeitig stark assertives Annäherungsverhalten, welches als *autonomiemißachtend und überstimulierend* bezeichnet werden muß (Scheffer, 1996; Scheffer et al. in Vorb.).

Auch für den eigenwillig-paranoiden Stil liegen entsprechende empirische Befunde vor. Mit anderen Stilen, die mit den soeben dargestellten zum Teil recht hoch korrelieren, wurden bislang weniger Erfahrungen gesammelt, so daß diese bei der Hypothesenbildung im nächsten Abschnitt nicht berücksichtigt werden. Für die Hypothesengenerierung herangezogen werden dagegen der *selbstunsichere und still-depressive Stil*, weil sie die stärkste Korrelation mit der LOM-Skala (*Lageorientierung nach Mißerfolg)* aufweisen und gleichzeitig hoch auf dem Faktor *Neurotizismus (umgepolt: emotionale Stabilität)* laden (s. Kuhl & Kazén, 1997). Beide Stile können daher als eine Kombination aus angeborener Sensibilität für negativen Affekt und erworbener Schwierigkeit, negativen Affekt in ungünstigen Kontexten zu regulieren, angesehen werden. Zu beachten ist dabei, daß gemäß der PSI-Theorie Sensibilität für positiven bzw. negativen Affekt von der Regulierbarkeit dieser Affekte dissoziieren kann: Die im STAR-Modell berücksichtigte Sensibilität z.B. für negativen Affekt kann hoch sein (Neurotizismus), ohne daß gleichzeitig die Fähigkeit zur Herabregulierung gering sein muß (LOM).

Weitere, über den grundlegenden, affektiven Genotyp hinausgehenden Merkmale der verschiedenen Stile des STAR-Modells werden noch im nächsten Abschnitt erwähnt. M.E ist an dieser Stelle der Punkt erreicht, an dem man die Ableitung der angekündigten Persönlichkeits-Kontext Hypothesen zur Entstehung der 15 OMT-Komponenten wagen kann. Dabei muß aber bedacht werden, daß es bei dieser Ableitung der Hypothesen zwei unterschiedliche Abstraktionsniveaus gibt: Zum einen das allgemeine theoretische Gerüst, welches in der Einleitung als Fragestellung umrissen wurde. Hierbei geht es um die Annahme, daß Motive durch eine „handlunsgorientierte“ Umformung frühkindlicher Sozialisationskontexte entstehen. Um die Verifikation dieses theoretischen Grundgerüsts dreht sich der empirische Teil dieser Arbeit in erster Linie.

Spekulativer, und daher auch weniger leicht zu verifizieren oder falsifizieren, sind die speziellen Annahmen zu den 15 OMT-Komponenten. Welche spezifischen Aspekte der frühkindlichen Kontexte sind besonders entscheidend? Welche spezifischen

Persönlichkeitsstile übernehmen deren Modulation? Auf dieser Ebene werden die empirischen Analysen einen eher explorativen Charakter haben.

2.7 Ableitung der Hypothesen

Folgende Elemente lassen sich als Grundgedanken dieser Arbeit zur Motivgenese bezeichnen:
1. Implizite Motive entstehen durch die Interaktion von Persönlichkeitsstilen (Formen der Affektregulation) in bestimmten Kontexten (Elternsystemen).
2. Diese Kontext-Affektregulations-Interaktionen sind besonders für die Motiventstehung wirksam, wenn sie sich in der *frühen* Ontogenese häufig wiederholen. Spätere Erfahrungen sind weniger wirksam.
3. Die Kontexte werden durch Komponenten parentaler Investition gestaltet. Kontexte, deren Merkmale durch geringe Investitionsbereitschaft entstehen, sind besonders für die Entstehung impliziter Motive relevant, auch (oder gerade) weil negative Merkmale wie fehlender familiärer Zusammenhalt, geringe Förderung des Kindes, unklare Hierarchiebeziehungen u.ä. Bedürfnisse wecken und gegenregulatorische Mechanismen beim Kind herausfordern.
4. Wie diese Kontexte interpretiert und wie dadurch Motive gebildet werden, hängt entscheidend von grundlegenden Persönlichkeitsstilen und den damit verbundenen Affektregulationsformen ab. Die persönlichkeitsspezifische Fähigkeit, negativen Affekt regulieren und positiven Affekt mobilisieren zu können, entscheidet mit darüber, ob die oben genannten Kontexte umgeformt und ihnen somit positive Merkmale wie Freiheit, Ungebundenheit, Exploration u.ä. abgewonnen werden können.

Diese vier Elemente bilden das Grundgerüst der bis hier erarbeiteten theoretischen Annahmen. Um die Gültigkeit dieser Annahmen empirisch zu überprüfen, werden im folgenden für alle 15 OMT-Komponenten Hypothesen abgeleitet. Die meisten dieser Hypothesen spiegeln die oben beschriebenen theoretischen Annahmen in ihrer Struktur wider. Einige werden davon abweichen, um auch weitergehende Hypothesen explorieren zu können. Zunächst werden nun die Hypothesen zum Entwicklungskontext für die drei Grundmotive formuliert.

2.7.1 Hypothesen zu den Kontextmerkmalen der Motivgenese

Bindungsmotiv: Die Annahmen aus dem Komponenten-Modell von Keller, kombiniert mit denen zur väterlichen Abwesenheit von Draper und Harpending (s. Abschnitt 2.4) sowie den empirischen Entwicklungskorrelaten des TAT-Bindungsmotiv (s. Abschnitt 2.1.5) können zu der folgenden Hypothese bezüglich des Entwicklungskontextes der Bindungsmotivgenese verdichtet werden: Das Bindungsmotiv entsteht in familiären Kontexten, die sich zumindest zeitweise durch wenig Wärme und Kohäsion auszeichnen. Hierbei sind nicht nur die dyadischen Beziehungen entscheidend, sondern auch die Kohäsion der ganzen Familie, insbesondere die Eingebundenheit des Vaters wesentlich. Soziobiologische Annahmen lassen es darüber hinaus als wahrscheinlich erscheinen, daß Frauen bei geringer familiärer Kohäsion stärker mit Bindungsmotivation reagieren als Männer.

Leistungsmotiv: Die Befunde zur Entstehung des Leistungsmotivs stimmen darin überein, daß das wichtigste Kontext-Merkmal das Ausmaß an Autonomie und Explorationsmöglichkeiten ist. Die Gewährung von Autonomie erscheint deswegen für die Entstehung des Leistungsmotivs so wichtig, weil so Kontingenzerfahrungen und ein Bewußtsein für das Selbst als Handlungsquelle ermöglicht werden. Die Befunde von Rosen & D`Andrade (1959) legen darüber hinaus die Vermutung nahe, daß besonders die Gewährung von Autonomie durch die Mutter entscheidend ist. Eine kontingente Beantwortung von Autonomie-ansprüchen erfordert die Entwicklung verschiedener Selbstfunktionen, von denen besonders die Selbstmotivierung für leistungsthematische Situationen relevant ist: Das Aushalten von Komplexität und Uneindeutigkeit ist um so leichter möglich, je besser gehemmter positiver Affekt durch Selbstmotivierung wiederhergestellt werden kann. Hinweise für eine Geschlechtsabhängigkeit in der Entwicklung lassen sich nicht finden.

Machtmotiv: Die Entstehung des Machtmotivs scheint mit der Involviertheit bzw. Investitionsbereitschaft des Vaters zusammenzuhängen. Anders als beim Bindungsmotiv sollte hier aber nicht die Nähe oder Distanz des Vaters zur Familie wichtig sein, sondern das Ausmaß an Verantwortungsübernahme und Beeinflussung des Kindes. Sind diese gering, dann wird eine Familienstruktur begünstigt, in der die Entwicklung des Machtmotivs für das Kind dringlicher wird.

Diese drei Hypothesen implizieren noch zwei weitere Annahmen.
1. Es sind die retrospektiven und nicht etwa die aktuellen Kontexteinflüsse, welche die Motivgenese beeinflussen.
2. Es sind durchaus objektive, jedenfalls nicht rein subjektive Erfahrungen in frühen Kontexten, welche die Entwicklung von Motiven bestimmen.

Beide Fragen werden ebenfalls im Ergebnisteil überprüft, so weit dies mit dem vorhandenen Datenmaterial möglich ist.

2.7.2 Hypothesen zur Interaktion zwischen Kontexten und Affektregulationsmechanismen (Persönlichkeitsstilen)

Familienforscher haben dargelegt, daß eine geringe familiäre Kohäsion von Kindern als negativ erlebt wird (Gehring, 1993a; Minuchin, 1976) und daß fehlender väterlicher Einfluß konflikthafte familiäre Beziehungen anzeigt (Biller, 1993). Dieser negative Gehalt ist bei der Gewährung von Autonomie weniger eindeutig, ist aber dennoch in den Zusammenhang mit Unsicherheit und Gefahr gebracht worden (Bischof, 1985; Kornadt, Eckensberger & Emminghaus, 1980).

Für die Entwicklung von impliziten Motiven, die ja durch ihre Selbstbestimmtheit und Handlungsbereitschaft definiert sind (Abbildung 9), muß daher eine stabile „handlungsorientierte“ Systemkonfiguration vorliegen, um aus streßinduzierenden Kontexten heraus die motivspezifischen Anreize aufzusuchen. Dies ist die oben beschriebene allgemeine Grundstruktur der *Kontext-Affektregulations-Interaktionen.*

Aber welche spezifische Form der affektiven Sensibilität, d.h., welche Persönlichkeitsstile, könnten für die Entstehung spezifischer Motivkomponenten verantwortlich sein? Durch welchen Persönlichkeitsstil wird dieser Selbstbezug bspw. im Bindungsmotiv tatsächlich hergestellt? Die Schwierigkeit, die sich hierbei ergibt ist die, daß alle Persönlichkeitsstile durch ein untrennbares Amalgam der beiden affektiven Basisdimensionen gekennzeichnet sind. So sollen etwa der liebenswürdig-histrionische, selbstbestimmt-antisoziale und der ehrgeizig-narzisstische Stil durch eine Tendenz zur Herabregulierung von negativem und durch eine Tendenz zur schnellen Mobilisierung von positivem Affekt entstehen (s. Kuhl & Kazén, 1997). Da diese drei Stile entsprechend hoch miteinander korrelieren, könnte man

meinen, daß jeder von ihnen für die Motivgenese gleichermaßen gut geeignet ist. Das muß jedoch keineswegs so sein. Theoretisch deshalb nicht, weil neben den Basisaffekten auch die Stärke der angeborenen Bedürfnisse und kognitive Aspekte hinzukommen können, die für den Motivaufbau wichtig sind. Empirisch nicht, weil der PSSI ein noch relativ neues Instrument ist, bei dem heute noch nicht ausreichend Erfahrungen darüber vorliegen, welcher der Stile die postulierte affektive Basis tatsächlich am besten repräsentiert.

Welcher der Persönlichkeitsstile für eine bestimmte Motivkomponente „zuständig" ist, läßt sich daher aus dem oben beschriebenen Grundgerüst alleine nicht ableiten. Es müssen also weitere Hinweise aus der Literatur berücksichtigt werden.

Die erste Ebene des OMT

O11 Begegnung: Das zentrale Entwicklungsmerkmal der Ebene 1 ist entsprechend der Annahmen der PSI-Theorie eine durch Bewältigung konflikthafter Umstände entstehender *Selbstbezug* (Kuhl & Scheffer, 1999). Persönlichkeitsstile, die sich durch die Fähigkeit zur Herabregulierung von negativem Affekt auszeichnen, sollten demnach durch Kontexte, die motivspezifische Anreize deprivieren, in besonderem Maße dazu motiviert werden. Im Unterschied zur Ebene 3 wird die Herabregulierung von negativem Affekt hier nicht durch kognitiv-emotionale Bewältigung (Auseinandersetzung mit dem Erlebten) sondern durch die Aktivierung selbstkongruenter positiver Affekte vermittelt (z.B. Erinnerungen an positive Episoden mit Personen, bei denen man zunächst nicht wußte, ob sie sich öffnen).

Aus dem STAR-Modell läßt sich demnach vereinfachend ableiten, daß insbesondere die Umpolung der stark durch negative Emotionalität gekennzeichneten Stile eine Operationalisierung der negativen Affektregulation ermöglicht. Die *umgepolten bestrafungssensitiven* Stile kommen hierfür in Frage, d.h., die *Verneinung bzw. Ablehnung* von "borderline-", "depressiven" oder "selbstkritischen" Items definieren die Herabregulierung von negativer Emotionalität am direktesten. Hierfür sprechen auch Untersuchungen von Kuhl & Kazén (1997) mit dem NEO, die im Methodenteil repliziert werden, daß der still-depressive und der selbstkritische Stil besonders hoch auf dem Faktor *Neurotizismus* laden und stark mit LOM und seinen Korrelaten wie Alienation und Selbstinfiltration assoziiert sind (Baumann, 1999).

Natürlich stellt sich nun die Frage, bei welcher dieser drei Skalen geringe Werte mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit für die intrinsische Bindungs-Komponente (O11: Begegnung) assoziiert sein sollten. Die Arbeiten von McAdams (1982) zum Begegnungsmotiv lassen hierfür eine weitgehende Freiheit von selbstkritischen Tendenzen einer Person als besonders wichtig erscheinen. McAdams baut dabei auf den Arbeiten von Buber und Maslow auf, welche in einer ausgeprägten *Selbstbejahung (*im Sinne der Kenntnis und Annahme eigener Schwächen und einer darauf aufbauenden Tendenz zur Selbstaktualisierung) eine entscheidende Voraussetzung für "echte" und "tiefe" menschliche Begegnungen ansehen. Versucht man die Bezeichnung selbstkritisch umzupolen, dann erscheint *selbstbejahend* durchaus als zutreffend. Die Umpolung bspw. von still-depressiv dagegen würde man vielleicht eher mit unternehmungslustig beschreiben. Hierauf wird noch bei der Ebene 1 des Leistungs- und des Machtmotivs zurückzukommen sein.

Dieser Annahme zu widersprechen scheint zunächst die Beschreibung der selbstkritischen Persönlichkeit durch Oldham & Morris (1987), die diesen Stil als den "sensiblen" Persönlichkeitsstil bezeichnen. Sensible Menschen ziehen das Bekannte dem Unbekannten vor und achten im sozialen Umgang darauf, liebenswürdig und zuvorkommend zu sein. Sie fühlen sich ihrer Familie bzw. einigen wenigen Freunden tief verbunden und schätzen die vertraute Umgebung ihres Zuhauses. Sensible Menschen sind meist loyal und fürsorglich. Hieraus könnte man folgern, daß selbstunsichere und nicht selbstbejahende Personen ein hohes Begegnungsmotiv entwickeln müßten. Dies widerspräche aber dem oben formulierten Grundgerüst der Hypothesenbildung, welche die Interaktion mit dem Kontext betont. Die in der PSI-Theorie angenommene *emotionale Dialektik der Motiventwicklung* betont, daß selbstunsichere zwar persönliche Beziehungen zu anderen aufbauen können, wenn die anderen sowieso schon wohlwollend gestimmt bzw. der Kontext vertraut und kohäsiv ist. Unter Motivbildung wird hier jedoch etwas anderes verstanden: Erst wer auch in wenig kohäsiven Umständen mit Fremden, ablehnenden Menschen eine Bindung aufbauen und festigen will, entwickelt entsprechende Handlungsstrategien und damit ein besonders ausgeprägtes Bindungsmotiv.

Bei Licht betrachtet entspricht diesem Motiv eine alltägliche Erfahrung. Die Vorbedingung einer echten „Begegnung" ist zunächst Distanz oder sogar Ablehnung – man kennt den anderen noch nicht, will ihn oder sie aber kennenlernen und hat den Mut, sich zu öffnen, obwohl nicht klar ist, wie die oder der andere darauf reagiert.

Genau diese Inhalte definieren die Komponente O11 (Begegnung, s. Tabelle 1). Der selbstkritische Stil, der eine charakteristische soziale Angst und Meidung vor Kontakt mit Fremden zeigt und dessen Selbstvertrauen sozusagen umgekehrt proportional ist zu der Anzahl Fremder, mit der er interagieren muß, dürfte genau diese Inhalte *nicht* umsetzen. Selbstkritische sehen sich überkritisch durch die Augen anderer, und die damit einhergehende Überaktivierung verhindert es nur allzuoft, eigene Initiative für Kontakt zu mobilisieren. *"Menschen mit selbstunsicherer Persönlichkeitsstörung haben so viel Angst vor Ablehnung, daß sie niemandem eine Gelegenheit dazu geben - und damit auch nicht dazu, sie als Person anzunehmen (Comer,1995, S. 628)".*

Insbesondere die Entwicklungsaufgabe der Ablösung von der Ursprungsfamilie, die ja gerade durch den Reiz des Fremdartigen und dem Überdruß vor allem Vertrauten vorangetrieben wird, kann von Selbstunsicheren oft nur schwer bewältigt werden (Oldham & Morris, 1987). An der Formulierung der folgenden Hypothese wird also erneut klar, was hier unter Motiv verstanden wird: Nicht das zu halten und bewahren, was sowieso schon da ist, sondern vielmehr das auch gegen Widerstände zu erlangen, was nicht im Überfluß vorhanden ist. Und darum kann vermutet werden, daß eine selbstunsichere Systemkonfiguration die Äußerungen von Inhalten der Begegnungsmotiv-Komponente unwahrscheinlich macht.

Hier also die Hypothese zu einer erhöhten Wahrscheinlichkeit des Begegnungsmotivs im OMT:

1. *Die Komponente O11 (Begegnung) ist bei den Personen wahrscheinlicher, die in der Kindheit weniger kohäsive Familienkontexte erlebt haben und gleichzeitig eher durch einen selbstbejahenden als durch einen selbstkritischen Persönlichkeitsstil gekennzeichnet sind.*

Nun zur Ableitung der Hypothese für die nächsten Kategorie der ersten Ebene im OMT.

O21 Flow: In Abschnitt 2.4.2 wurde angenommen, daß sich diese Form der intrinsischen Leistungsmotivation in einem Kontext entwickelt, der durch hohe Freiheitsgrade, Unabhängigkeit bzw. wenig Anleitung und Kontrolle der primären Bezugsperson ausgezeichnet ist, einem Kontext also, der die Erfahrung des Selbst als Agens ermöglicht. Diese Ermöglichung von Kontingenzerfahrungen impliziert freilich auch das Erleben von

potentiellem Scheitern. Ein solcher Kontext würde demnach zunächst Gefühle der Übererregung, Hilflosigkeit oder Ängstlichkeit erzeugen.

Für die Entwicklung eines Flow-Motivs erscheint es daher wesentlich, in diesem wenig strukturierten Kontext durch eigene Handlungen positive Emotionen hervorzurufen, die insbesondere mit *Interesse und Neugier* zusammenhängen (McClelland, 1987). Interesse signalisiert dem Organismus *dosierte* Neuartigkeit (Bischof, 1985). *Dosierte* Neuartigkeit oder „Kollativität" bezeichnet eine Klasse von Reizen, die für den Organismus neu und nicht vollständig vorhersagbar, diskrepant oder erwartungswidrig, gleichzeitig aber auch nicht bedrohlich bzw. "noch verarbeitbar" ist. In der Entwicklungspsychologie wurde bei Kleinkindern eine Form der Auseinandersetzung mit neuen Reizmerkmalen beobachtet, welche evtl. als Vorläufer der von positiven Emotionen getragenen Leistungsmotivation angesehen werden kann, die sog. "diversive Exploration" (Keller & Voss, 1976; Bischof, 1985).

In der experimentellen Leistungsmotivforschung wurde der Umgang mit Kollativität oft über die Manipulation von *Aufgabenschwierigkeiten* operationalisiert. Personen mit einem Leistungs-Annäherungs-Motiv zeigen dabei konsistent eine Präferenz für *mittlere* Aufgabenschwierigkeiten, bei denen die Lösungswahrscheinlichkeit der Aufgabe bei ca. 50% liegt (Atkinson & Feather, 1966; Kuhl, 1979). Um eine solche „mittelschwere" Aufgabe zu wählen (die Wahrscheinlichkeit des Scheiterns erscheint bei ca. 50% tatsächlich ausgesprochen hoch), muß ein Individuum Merkmale wie *Selbstvertrauen oder Hoffnung auf Erfolg im Umgang mit Unsicherheit* aufweisen (Heckhausen, 1985). Eine ähnliche Konzeption wurde von Bischof (1985) vorgestellt, der das Explorationsmotiv als Reaktion auf Kollativität mit *Unternehmungslust* bezeichnet.

Die umgekehrte Reaktion, also die Reaktion auf Unvorhersagbarkeit oder geringe Kontrollierbarkeit der Situationsvariablen, wird als ein funktionales Merkmal der Depression aufgefaßt (Kuhl & Helle, 1986). Die bei einem depressiven Stil auftretenden Lähmungs- und Hilflosigkeitserscheinungen unterscheiden sich von dem beim selbstkritischen Stil implizierten Minderwertigkeitsgefühlen, obwohl natürlich beide Stile hoch miteinander korrelieren, da sie ja als gemeinsame genotypische Merkmale die hohe Sensibilität für negativen Affekt sowie eine mangelnde Regulationsfähigkeit negativer Affekte aufweisen.

Klinische Erfahrungen legen zudem nahe, daß depressive Verstimmungen vor allem eine Wirkung in leistungs- und durchsetzungsbezogenen Interaktionen entfalten, während selbstkritische Tendenzen sich vor allem auf den Beziehungsbereich auswirken (Davison & Neale, 1987). Dies könnte bedeuten, daß zwei hoch korrelierende Merkmale (depressiv und selbstkritisch) jeweils sehr unterschiedliche funktionale Bedeutung haben. Während die Depression die Umsetzung assertiver Tendenzen verhindert, stört die Selbstkritik Beziehungsaspekte. Diese Vermutung läßt sich nun auch als überprüfbare Hypothese formulieren.

2. *Die Wahrscheinlichkeit von O21 (Flow) ist dann am höchsten, wenn eine Person Kontextbedingungen erfahren hat, die ein hohes Ausmaß an Selbständigkeit erforderten, und gleichzeitig durch einen unternehmungslustigen, wenig zur Depression neigenden Stil charakterisiert werden können.*

O31 Führung: In vieler Hinsicht erscheinen die beiden Motive Leistung und Macht als Ausdruck einer gleichen, wenn auch unterschiedlich gerichteten "assertiven" Tendenz (Veroff, 1982; Winter, 1996): Das Leistungsmotiv gilt der Beeinflussung von Dingen, das Machtmotiv der von Menschen. Man kann daher vermuten, daß an der Modulation des intrinsischen Machtmotivs O31 (Führung) der gleiche Persönlichkeitsstil beteiligt ist wie bei dem intrinsischen Leistungsmotiv (O21 Flow), also ein wenig zu depressiven Tendenzen neigender, unternehmungslustiger und selbstmotivierender Persönlichkeitsstil. Der Kontext, in dem dieser Stil sich entfaltet, ist aber beim Machtmotiv nicht die eigenständige Exploration, sondern die Interaktion mit anderen Mitgliedern der Familie. Gemeinsam ist beiden motivförderlichen Kontexten, das geringe Ausmaß an Struktur, welches spontane Handlungen ermöglicht und einfordert. Wie erwähnt ist dies beim Machtmotiv das Fehlen einer klar hierarchischen Familienstruktur, denn Eltern müssen als Erwachsene (und nicht Kameraden) Führungsverantwortung gegenüber ihren Kindern übernehmen (Minuchin, 1974).

Daraus ergibt sich die folgende Hypothese:

3. *Die Komponente O31 (Führung) entsteht mit erhöhter Wahrscheinlichkeit in familiären Kontexten, die durch geringe väterliche Involviertheit gekennzeichnet sind, wenn gleichzeitig ein unternehmungslustiger, slebtsmotivierender und wenig zur Depression neigender Persönlichkeitsstil bei der Person dominiert, die in diesen Kontexten aufgewachsen ist.*

Die den beiden letzten Hypothesen (zu O21 und O31) zugrundeliegende Interpretation wird durch den Befund gestützt, daß Hilflosigkeit in der Tat durch hohe Lageorientierung und damit einer Unfähigkeit zur Selbstmotivierung gekennzeichnet ist - Selbstmotivierung ist nötig, um schwierige Leistungs- *und* Selbstbehauptungssituationen zu meistern (Kuhl & Helle, 1986).

Die dritte Ebene des OMT

Die dritte Ebene gleicht der ersten Ebene aufgrund der handlungsorientierten Umsetzung der Grundmotive. Sie unterscheidet sich von der ersten Ebene jedoch durch die Form der Handlungsorientierung. In Ebene 1 steht der positive Selbstbezug im Vordergrund, d.h., die Bedürfnisse nach Bindung, Leistung und Macht werden in ihrer ganzen Tiefe und Breite umschrieben und mit positiven Erfahrungen und den daraus resultierenden Gefühlen der Selbstwirksamkeit verbunden. Sowohl die Fähigkeit zur intuitiven Handlungsinitiierung als auch der Zugang zum Extensionsgedächtnis sind auf Ebene 1 intakt, wobei positiver Affekt und intuitive Handlungsinitiierung dominieren. Bei Ebene 3 wird ebenfalls ein gesteigerter Zugang zum Extensionsgedächtnis angenommen, der Selbstbezug ist hier sogar deutlicher als auf Ebene 1. Aus der Aktivierung des Selbst resultiert auf Ebene 3 auch positiver Affekt, der damit im Gegensatz zu Ebene 1 nicht primär sondern nur ein abgeleitetes Phänomen also eher Symptom als Ursache der Bewältigung ist. Inhaltlich äußert sich das so, daß in der dritten Ebene Schwierigkeiten bei der Motivumsetzung optimistisch eingeordnet oder durch Ärger und Empörung beseitigt werden sollen.

Theoretisch ist auf Ebene 3 der liebenswürdig-histrionische Stil besonders relevant, weil dieser Stil durch aktives Coping gekennzeichnet bzw. einer positiven Bewältigung von Frustrationen gekennzeichnet ist. Prozeßanalysen haben gezeigt, daß Personen mit hohen Ausprägungen bei diesem Stil nicht immer, sondern nur in schwierigen Situationen mit aktiviertem positiven Affekt reagieren (Kuhl, 2001). In freundlichen Situationen sind diese Personen sogar durch eine verringerte Sensibilität für positiven Affekt charakterisiert. Dieser

Befund spricht für die Hypothese, daß der positive Affekt bei liebenswürdig-histrionischen sekundärer Natur ist, d.h., aus der Bewältigung von negativem Affekt resultiert, ganz so wie es für die dritte Ebene des OMT angenommen wird. Hierzu paßt auch, daß dieser Persönlichkeitstypus stark egozentrisch im Sinne einer unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung sein soll (Fiedler, 1995). Klinische Beschreibungen des histrionischen Charakters lassen kaum Zweifel daran, daß es bei den Phänomenen dieses Stils (Aggression, Egozentrik, sexuelle Herausforderung und Zurückweisung anderer) um die Manipulation anderer, die Erlangung von Beachtung und das Durchsetzen eigener Ziele - also um die assertiven Motive - geht. Wie schon oben angedeutet, ist hier auch Ärger eine wichtige Emotion (in seiner aktivierenden, emotional positiv getönten Variante).

Daß hier darüber hinaus auch ein Zusammenhang mit einer der Bindungskomponenten angenommen wird, kann ebenfalls aus der empirischen Untersuchung von Mutter-Kind-Interaktionen, in welcher liebenswürdig-histrionische Mütter besonders stark den Blickkontakt und Face-to-Face-Austausch zu ihrem Kind forcierten, geschlossen werden. Vor allem, wenn die Kinder sich aus der Interaktion zurückziehen wollen, zeigen histrionische Mütter dieses Verhalten, was auch als Ausdruck einer hohen Bindungsmotivation verstanden werden kann (Scheffer, 1996).

Auch bei der Modulation des Leistungsmotivs könnte dieser Stil beteiligt sein. Hierzu gibt es aber meines Wissens bislang keine empirischen Hinweise.

Entsprechend können die Hypothesen für Ebene 3 genau wie die für Ebene 1 formuliert werden, nur daß hier der *liebenswürdig-histrionische Stil* die Entwicklungskontexte moduliert:

4. *Wenn eine relativ hohe Ausprägung des liebenswürdig-histrionischen Stils vorliegt, steigt bei wenig kohäsiven Kontexten die Wahrscheinlichkeit für O13 (Networking), bei starker Unabhängigkeit O23 (Mißerfolgsbewältigung) und bei geringer väterlicher Involviertheit O33 (Selbstbehauptung).*

Die vierte Ebene des OMT

Das charakteristische Merkmal der 4. Ebene ist zum einen die schon recht deutliche negative Affektivität, die aber durch Anstrengung und Aktionismus beseitigt werden kann, so daß zum anderen ein Gefühl der Erleichterung oder Spannungsreduktion entsteht. Verantwortlich hierfür ist nach der PSI-Theorie ein durch das Intentionsgedächtnis aufrechterhaltendes Verlangen nach Bedürfnisbefriedigung. Die Bedürfnisbefriedigung geschieht hier aber aufgrund der gehemmten positiven Emotionalität nicht intuitiv sondern wird durch Planen und Anstrengung gewährleistet.

Die mit Ebene 4 verbundenen Merkmale werden in der PSI-Theorie durch die Systemkonfiguration des blockierten Belohnungssystems erklärt, die besonders klar bspw. bei einer eigenwillig-paranoiden Persönlichkeit vorliegen. Weil eigenwillig-paranoide Menschen aufgrund ihrer gleichzeitigen Aktivierung des Absichtsgedächtnisses und des Extensionsgedächtnisses ihr Ich, also das selbstreflexive Denken und Wollen, als auch die eigenen Präferenzen und ihr Selbst besonders stark erleben, gleichzeitig aber kaum Wege finden, dieses Wollen in sozialen Interaktionen umzusetzen, ist ihr latentes Mißtrauen gut nachvollziehbar.

Insbesondere bei starker Ausprägung dieser Persönlichkeit verfolgen eigenwillig-paranoide Menschen ihre Ziele daher rein kognitiv oder theoretisch, so daß die paranoide Störung auch als eine übermäßige und unangemessene intellektuelle Ausrichtung angesehen wird (Weintraub, 1974). Besonders im Beziehungsbereich ist eine starke kognitive Ausrichtung häufig wirkungslos, wie bspw. die Befunde zur intuitiven Verhaltenssteuerung in Mutter-Kind-Interaktionen zeigen: In einer empirischen Untersuchung neigten eigenwillig-paranoide Mütter daher erwartungsgemäß stark zu einer eher „berechnenden" Manipulation ihrer Kinder mit dem Ziel, diese an sich zu binden (autonomiemißachtendes Verhalten; siehe Scheffer, 1996).

Wie schon bei der histrionischen Persönlichkeit wird auch bei der paranoiden Persönlichkeit vermutet, daß eine Verbindung mit allen drei Motiven möglich ist. Eine Verbindung zum Machtmotiv kann man etwa daraus erschließen, daß der Charakter von Hitler und seinen engsten Mitarbeitern oft mit einer paranoiden Störung assoziiert wird, aber auch die

Triebfeder von charismatischen Führern oder erfolgreichen Managern sein kann (Comer, 1995). Hieraus folgt die Hypothese:

5. *Die Motive der vierten Ebene entstehen dann mit höherer Wahrscheinlichkeit, wenn die drei motivgenerierenden Kontexte (geringe Kohäsion, Unabhängigkeit und geringe väterliche Investition) durch einen eigenwillig-paranoiden Stil moduliert werden.*

Die fünfte Ebene des OMT

Auch diese Ebene läßt sich relativ leicht aus dem eingangs beschriebenen, theoretischen Grundgerüst ableiten. Da die drei Grundmotive dieser Ebene durch eine Verbindung mit negativem Affekt gekennzeichnet sind, kann man folgendes annehmen: Während bei den Umsetzungsformen der anderen Ebenen ein handlungsbezogener Umgang mit der Bedürfnisbefriedigung angenommen wird, ist dies bei Ebene 5 nicht der Fall. Hier entsteht aufgrund der mangelnden Fähigkeit, mit deprivierenden Kontexten umgehen zu können, eine latente Alienation, die mit Gefühlen der „Leere“ und „Hilflosigkeit“ verbunden ist. Bei den Komponenten der 5. Ebene handelt es sich daher um die „impliziten Motive“ der Lageorientierung.

Hieraus läßt sich die folgende Hypothese ableiten:

6. *Die gleichen Kontextbedingungen, die bei Vorliegen von handlungsorientierten Stilen zur Entstehung von emotional positiven Motiven führen, sind bei lageorientierten Stilen (dem selbstkritischen und dem still-depressiven Stil) mit der Entstehung der emotional negativ gefärbten Komponenten O15 (Verbindlichkeit), O25 (Selbstkritik) und O35 (Unterordnung) verbunden.*

Die zweite Ebene des OMT

Die Ableitung der Hypothesen zur zweiten Ebene erfolgt erst an dieser Stelle, weil die theoretische Einordnung der zweiten Ebene in das Grundgerüst dieser Arbeit nicht unproblematisch ist. Kuhl & Scheffer (1999) bezeichnen die Motive der zweiten Ebene als „extrinsisch“ (im Sinne von C.G. Jung), was durch ihren oberflächlichen, kurzfristig-anreizgesteuerten Gehalt operationalisiert wird (s. dazu die genaue Definition in Abschnitt 3.2.1)).

Die theoretische Erklärung für den extrinsischen Charakter der 2. Ebene ergibt sich aus der mangelnden Selbststeuerung dieser Umsetzungsform. Zwar handelt es sich auch bei Ebene 2 um eine „aufsuchende“ Umsetzungsvariante, der dafür notwendige positive Affekt ist jedoch nicht selbstgesteuert, d.h. er basiert nicht auf einem ausgedehnten Netzwerk eigener Präferenzen und Ziele. Dies unterscheidet die Motive dieser Ebene von denen der 1. Ebene (übrigens gelingt schon nach kurzer Übung die klare Trennung beider Ebenen beim Kodieren). Das gleiche gilt auch für die Unterscheidung zwischen 2. und 3. Ebene. Der positive Affekt der Ebene 2 entsteht auch nicht durch die Herabregulierung von negativem Affekt (was ja phänotypisch positivem Affekt sehr nahe kommt), da in den Kurz-Geschichten aus der Ebene 2 keine Hindernisse geschildert werden, die überwunden werden müssen.

Der positive Affekt bei Ebene 2 entsteht offenbar aus den Anreizen in der Situation selbst und kann daher auch nicht aus der bisher verfolgten Annahme einer Kontext-Affektregulation-Interaktion erklärt werden, wie es bei den bisherigen vier Ebenen geschehen ist.

Eine umfassende Herleitung ist hier nicht möglich, weil dazu eine über die bisherige Literatur hinausgehende Auseinandersetzung mit anderen Themenbereichen nötig wäre (s. Deci & Ryan, 1991). Hier soll nur die Grundidee skizziert werden, die in der praktischen Arbeit mit dem OMT langsam gewachsen ist.

Bei der Auswertung des OMT fiel mir als erstes auf, daß ostdeutsche Teilnehmer (und zwar besonders weibliche) erstaunlich oft mit der Komponente O12 (Geselligkeit), westdeutsche (und hier besonders männliche) dagegen häufiger mit der Komponente O32 (Status) antworteten. Auch ohne statistischen Test schien hier eine Tendenz sichtbar zu werden, daß sich in diesen beiden Komponenten „kulturelle“ Stereotype niederschlugen, die zum Zeitpunkt der Untersuchung in den Medien weit verbreitet waren und auch in der wissenschaftlichen Literatur zum Ost-West-Vergleich behandelt wurden: Befragungen zeigten sehr deutlich, daß Ostdeutsche stärker an Gemeinschaft, Geselligkeit und der Pflege von Beziehungen, Westdeutsche dagegen mehr an „oberflächlichem“ Status, Macht und Anerkennung interessiert waren (Brähler & Richter, 1995). Dieser Befund paßte gut in ein allgemein geteiltes Bild, daß Ostdeutsche gerne affiliieren, Westdeutsche gerne dominieren.

Diese Beobachtung erschien mir aber, zumindest was das Geselligkeitsmotiv angeht, als ein Stereotyp, weil alle verfügbaren Daten darauf hinweisen, daß die familiären Beziehungen in der ehemaligen DDR *kohäsiver* waren als im Westen (Ahnert & Schmidt, 1994; Scheffer, Chasiotis, Restemeier, Keller & Schölmerich, 2000). Dieser Befund ist auch in dieser Untersuchung eindeutig repliziert worden und erscheint sogar als einer der robustesten, wenn auch für viele überraschendsten Ergebnisse, die 1999 auf der internationalen Konferenz in Jena zum Thema *Childhood and Adolescence in Germany before and after Unification* vorgestellt wurden. Kohäsive Beziehungen sollten jedoch mit einem geringen Bindungsmotiv bzw. einer „sicheren" Bindung einhergehen, was auch empirisch bestätigt wurde: Ostdeutsche Kinder waren bis kurz vor der Wende prozentual häufiger sicher gebunden als Westdeutsche (ganz besonders aus dem Raum Münster-Osnabrück, Ahnert & Schmidt, 1994). Übrigens paßt auch das höhere Statusmotiv der Westdeutschen nicht in die hier formulierten Entwicklungshypothesen: Ostdeutsche Familien betonten egalitäre Beziehungen in der Familie, „flache" Hierarchien und eine geringen Einfluß des Vaters auf die Familie (s. Abschnitt 2.4.1), eine Bedingung also, die das Machtmotiv anregen sollte.

Diese Hypothese einer Bildung von Stereotypen bei der Beantwortung des OMT verfestigte sich, als ich für das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung eine große Zahl von Tests auswertete, die Kinder aus der 8. und 9. Klasse in Berlin ausgefüllt hatten. Wenn man das Alter und den sozialen Hintergrund einer Stichprobe erraten möchte, muß man sich nur die Inhalte von den Komponenten O12 und O32 ansehen. Hier fließt eine alterstypische Präferenz in oft drastischen Worten ein, nämlich *Sex*. Interessant ist dabei, daß alle anderen Komponenten im OMT von den Schülern inhaltlich praktisch identisch beantwortet werden wie von Erwachsenen unterschiedlichen Alters.

Darum lautet meine Vermutung, daß die Motive der Ebene 2 insofern extrinsisch sind, weil sie nicht für das Erreichen der motivspezifischen Anreize selbst, sondern für andere Ziele eingesetzt werden. Ostdeutsche gewinnen *Identität* stärker durch Beziehungen, Westdeutsche stärker durch Status. Auch der immer wieder problematisierte Zusammenhang zwischen impliziten Motiven und Sex (s. Bischof und seine Diskussion der Libido-Theorie von Freud, 1985) wird hierdurch klarer: Frauen erlangen Sex eher durch das Bindungsmotiv, Männer eher durch Status. Bei den Motiven der zweiten Ebene handelt es sich also u.U. um Strategien der Bedürfnisbefriedigung, die durch die Gesellschaft oder das erweiterte Umfeld bereits kanalisiert sind oder zumindest erleichtert werden.

Das geteilte Deutschland mag dafür ein gutes Beispiel sein. Während in der ehemaligen DDR als „Nischengesellschaft“ besonders die Beziehungspflege mit Bekannten und Freunden für die Ansammlung und den Erhalt von Ressourcen wichtig war und auch als Ort ungezwungener Offenheit eine signifikante psychische Bedeutung hatte (eine „typisch weibliche“ Strategie) , betont das westliche System schon in der Schule stark die Profilierung und das Streben nach Status (eine „typisch männliche“ Strategie) (Noack, Hofer & Youness, 1995).

Eine weitere Möglichkeit ist, daß die von Draper & Harpending (1982) angenommene moderierende Wirkung des Geschlechts auf die Motiventwicklung besonders bei diesen beiden Komponenten sichtbar werden müßte: Auch ohne elaborierte Mechanismen der Affektregulation lassen sich Motive umsetzen, wenn sie mit bereits kanalisierten (angeboren oder erlernten) Verhaltensprogrammen verknüpft werden. Hierzu könnten typisch weibliche wie männliche Verhaltensweisen, aber auch gesellschaftlich erwünschte Strategien gehören. Die Umsetzungsstrategie auf Ebene 2 würde sich demnach von denen der Ebene 1, 3 und 4 darin unterscheiden, daß keine Affektregulation benötigt wird. Der für das Handeln nötige positive oder herabregulierte negative Affekt muß nicht selbst hergestellt werden, da er durch die Situation bzw. das Umfeld schon stark begünstigt wird und daher eine eigene Regulationskompetenz oder Anstrengung nicht vonnöten ist.

Sollte diese Hypothese zutreffen, müßten Frauen eher das Bindungsmotiv auf der 2. Ebene, Männer eher das Machtmotiv auf der 2. Ebene ausprägen. Einfach, weil Geselligkeit für Frauen und Status für Männer eine leichtere, im Umfeld oder auch verhaltensgenetisch bereits kanalisierte Umsetzungsform des Bindungs- bzw. Machtmotivs darstellt. Insgesamt läßt sich daraus für die zweite Ebene folgende 1. Hypothese ableiten:

7. Die Motivkomponenten O12 (Geselligkeit) und O32 (Status) entwickeln sich als geschlechtstypische Varianten der impliziten Motive, also als Interaktion von Geschlechtszugehörigkeit und motivgenerierendem Kontext.

Läßt man diese spekulativen Annahmen zu, ergibt sich eine überraschend klare Übereinstimmung mit der Definition von „extrinsisch“ in der PSI-Theorie. Dieses Merkmal entsteht, wenn intuitive Verhaltensprogramme nicht selbstgeneriert sondern rein

anreizgesteuert sind. Die Motive der Ebene 2 dienen damit auch nicht wirklich den eigenen Bedürfnissen und Zielen, weil sie nicht aus dem eigenen „Selbst“ sondern „nur“ aus einem von anderen akzeptierten Möglichkeitsraum stammen, sie sind aber auch nicht wirklich „fremdgesteuerte“ Bedürfnisse, wie die Motive der Ebene 5.

Die Komponente O22 (Gütemaßstab) läßt sich allerdings nicht in diese Hypothese integrieren, da es keine Hinweise darauf gibt, daß es beim Leistungsmotiv Geschlechtsunterschiede gibt. Wir müssen hier also eine andere Form der Anreizorientierung annehmen.

O22 Gütemaßstab: In der Abbildung zum STAR-Modell wurde bereits angedeutet, daß die *sorgfältig-zwanghafte* Systemkonfiguration eine Sonderform der Verhaltenssteuerung darstellt. Weder das Extensionsgedächtnis noch das durch positiven Affekt aktivierte intuitive Ausführungssystem übernimmt hier die Handlungssteuerung. Vielmehr scheint hier ein Ausführungssystem beteiligt, welches zwar eine ähnliche Wirkung hat wie das intuitive Ausführungssystem, jedoch stärker objektgebunden ist (Kuhl, 2000).

In der Literatur besteht weitgehend Einigkeit darüber, daß ein sorgfältiger Stil mit der Einhaltung von Gütemaßstäben und Integrität assoziiert ist (siehe Costa & McCrae, 1985; Hogan & Ones, 1997). Es ist aus dieser Sicht denkbar, daß gewissenhafte Personen in dazu geeigneten Kontexten einen hohen Gütemaßstab entwickeln, weil dies von ihnen erwartet wird. Es ist wichtig noch einmal darauf hinzuweisen, daß es sich hierbei nicht um das Leistungsmotiv im intrinsischen Sinne handelt, weil es nicht um die Effizienz und Verbesserung *an sich* geht, sondern um die Einhaltung von Erwartungen anderer oder internalisierter Zielvorgaben. Diese Form der extrinsichen Leistungsmotivation wirkt daher ähnlich wie die Komponenten O12 und O32: Nicht die motivspezifischen Anreize selbst sollen erreicht werden, sondern die Anpassung an die von der Umwelt erwarteten bereichspezifischen Normen.

8. *Die Komponente O22 Gütemaßstab entsteht mit höherer Wahrscheinlichkeit in Entwicklungskontexten, die durch die Gewährung von Unabhängigkeit gekennzeichnet sind, wenn zusätzlich die Personenvariable des sorgfältig-gewissenhaften Stils ausgeprägt ist.*

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß alle drei Motive der Ebene 2 im Sinne von Deci & Ryan (1991) als *extrinsisch* bezeichnet werden können. Reduziert man die Inhalte bspw. von O32 auf ihren Kerngehalt, dann zeigt sich, daß dort das Bedürfnis nach Macht von *anderen* zurückgemeldet werden muß, damit die Person positive Affekte erleben kann (*nicht der Einfluß auf andere an sich löst den positiven Affekt aus sondern die Anerkennung des Effektes auf andere*!). Auch bei O22 braucht die Motivation den extrinsischen Bezug, um die eigenen Bedürfnisse zu verwirklichen. Bei O22 betrifft das eher das Lob für die vollbrachte Leistung (*nicht die Leistung an sich ist die Belohnung sondern das Lob oder die Bestätigung der Leistung!*). Auch bei O12 ist es nicht die Begegnung an sich, die aufgesucht wird, sondern bspw. Sex. Die Motive werden also nicht intrinsisch gesteuert, sondern durch Anreize, die in Bezug zum Motiv extrinsisch sind. Die Steuerungsmechanismen können hierbei geschlechtstypische Rollenvorgaben (vermutlich bei O12 und O32) oder aber eine internalisierte extrinsische Instanz, das *introjizierte Gewissen* sein (vermutlich bei O22).

2.7.3 Hypothesen zur prognostischen Validität der OMT-Motive

Falls sich die oben beschriebenen Hypothesen verifizieren lassen, wurzelt die Entwicklung von impliziten Motiven zumindest retrospektiv in der frühen Kindheit. Nun kann man hierzu aus praktischer Sicht kritisch hinterfragen, was ein solches Wissen nützt. Sind früh erworbene Motive im alltäglichen Leben relevant? Spielen nicht bspw. in Jugendorganisationen oder im Beruf angeeignete Motive eine viel wichtigere Rolle im Leben?

Um diese Frage empirisch aufzuklären wurde eine Reihe von Untersuchungen durchgeführt, welche die prognostische Validität des OMT abklären sollen. Die Hypothesen sind hierbei noch recht unspezifisch: Es geht zunächst nur darum zu zeigen, daß relevantes Verhalten von Personen durch den OMT vorhergesagt werden kann. Die Berücksichtigung von Merkmalen des aktuellen Kontextes muß dabei zunächst zurückgestellt werden. So wird bspw. angenommen, daß hohe Werte bei den Komponenten des Leistungsmotivs auch tatsächlich gezeigte Leistung vorhersagt. Was hier noch nicht systematisch untersucht werden kann, ist bspw., daß die Komponenten O21 und O22 eher Leistung bei wenig vorhandenen Strukturen vorhersagen, die Komponenten O23 und O24 dagegen Leistung bei klaren Strukturen und expliziten Vorgaben. Diesbezügliche Untersuchungen laufen zur Zeit jedoch bereits.

Die Hypothesen sind dementsprechend einfach. „Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg“. Wer hoch bindungsmotiviert ist, baut entsprechend exklusive Bindungen zu anderen auf. Wer hoch leistungsmotiviert ist, bekommt entsprechend bessere Noten im Studium, verdient auf lange Sicht mehr Geld und wird von anderen als kompetent beurteilt. Wer hoch machtmotiviert ist, will sich nicht nur gegen andere durchsetzen, sondern tut dies tatsächlich auch öfter als andere Motivtypen.

2.7.4 Hypothesen zur Konstruktvalidität der OMT-Motive

Die oben aufgestellten Hypothesen zur prognostischen Validität sind auch deswegen so wichtig, weil nur so gezeigt werden kann, daß der OMT sich hinter dem TAT nicht zu verbergen braucht. Dies bedeutet jedoch nicht, daß der OMT den TAT in irgendeiner Weise zu ersetzen versucht. Zwar baut der OMT auf der TAT-Forschungstradition auf, beide Verfahren sind aber konzeptionell recht unterschiedlich. Pointiert ausgedrückt mißt der TAT Bedürfnisse, der OMT stabile Handlungsmotive. Aus diesem Grund kann man auch nicht davon ausgehen, daß beide Verfahren sehr hoch miteinander korrelieren. Vielmehr kann man eine Korrelation im mittleren Bereich erwarten, was die konvergente Validität des OMT belegen würde. Neben dieser konvergenten ist auch eine diskriminante Validität wichtig. Der OMT sollte nicht mit expliziten Motivmaßen korrelieren, da man ihn sonst durch einen Fragebogen ersetzen könnte.

3. Empirischer Teil

In den folgenden Abschnitten werden die verwendeten Stichproben und Methoden beschrieben. Die meisten der später vorgestellten Ergebnisse stammen aus der zunächst beschriebenen „großen“ Stichprobe, zu der man weitere Informationen auch bei Chasiotis (1999) und Chasiotis & Scheffer (1998) erhalten kann. Für einige spezielle Fragestellungen dieser Arbeit wurden weitere Stichproben rekrutiert, die sich aus studierenden Offizieren und Führungsnachwuchskräften der Nordakademie zusammensetzen. Die Ergebnisse, die aus diesen Stichproben stammen, werden jeweils vorher diesbezüglich gekennzeichnet, und die Stichprobe dann näher beschrieben. Wo diese Kennzeichnung fehlt, ist immer die nun beschriebene Stichprobe gemeint.

3.1 Datenerhebung und Stichprobenbeschreibung[5]

Die Stichprobe, in der die Kernhypothesen dieser Arbeit getestet werden, setzt sich aus 357 Personen aus Ost- und Westdeutschland zusammen. Die Befragung dieser 357 UntersuchungsteilnehmerInnen fand im Zeitraum März 1996 bis April 1997 in den Räumen der Fachbereiche Entwicklungspsychologie der Universitäten Halle/Salle und Osnabrück statt. Die UntersuchungsteilnehmerInnen wurden durch Annoncen in lokalen Zeitungen für

[5] Die vorliegende Untersuchung fand zum größten Teil im Rahmen zweier von der DFG durch Sachmittelvergabe an Heidi Keller unterstützten Forschungsprojekte (Az. Ke 263/24-1 und Az. Ke 263/26-1) statt. Es ist mir an dieser Stelle ein besonderes Anliegen allen an dem Projekt beteiligten studentischen Hilfskräften und PraktikantInnen zu danken, ohne die ich diese Arbeit nicht in diesem Umfange hätte verfolgen können. Wie in den folgenden Abschnitten sicherlich noch erkennbar wird, hat die Erhebung der verwendeten Instrumente und Verfahren in einer sehr heterogenen und großen Stichprobe aus zwei Regionen für unterschiedliche Forschungsfragen einen außerordentlichen Einsatz erfordert. Ich danke daher ganz besonders Juliane Ball, Mirjam Ebersbach, Susanne Körner, Anke Lichte, Jörn Lüderwald, Uta Riemenschneider, Penny Schiffer und Wolfgang Winkler für ihre große Hilfe und wirklich unermüdlichen Einsatz im Rahmen dieser Projekte. Nicht selten hat die ”Untersuchung” eines einzigen Probanden 5-6 Stunden in Anspruch genommen, was einfach daran liegt, daß eine intensive Befragung zu frühkindlichen Erfahrungen immer wieder starke Emotionen der Teilnehmer und Teilnehmerinnen und eine sehr intensive Auseinandersetzung mit den Prozessen provozierte. Zwar war die Möglichkeit, erfahrene klinische Diplom Psychologen zu kontaktieren für die Mitarbeiter stets gegeben, aber es stellte sich heraus, daß alle schwierigen Situationen sehr gut aufgefangen werden konnten.

Ihre Mitarbeit gegen ein Entgelt von DM 70 pro Familie in Osnabrück bzw. DM 50 pro Familie in Halle gewonnen. Die Termine wurden in telefonischer Absprache mit MitarbeiterInnen des Projektes vereinbart, wobei die MitarbeiterInnen darauf drangen, möglichst vollständige Familien, d.h., ein verheiratetes oder eheähnlich zusammenlebendes Paar mit jeweils beiden Elternpaaren, für die Untersuchung zu gewinnen.

Derart "vollständige" Familien konnten, wie nicht anders erwartet, nur in Ausnahmefällen für die Untersuchungsteilnahme gewonnen werden. In vielen Fällen war der Kontakt zwischen zumindest einem Elternteil und derem Kind sogar gänzlich abgebrochen. Dennoch konnte durch diese Vorgehensweise sicher gestellt werden, daß viele Eltern-Kind-Paare an der Untersuchung teilnehmen, wobei sich der Ausdruck ”Kind” hier natürlich auf die biologische Funktion und nicht auf das Alter bezieht (die jüngsten Teilnehmerinnen waren 18 Jahre). Letztlich nahmen folgende Familienkonstellationen an der Untersuchung teil:
- 14,8% "vollständige" Familien (d.h. ein Ehepaar bzw. feste Lebensgemeinschaft und beide Eltern eines der beiden Partner)
- 10,1 % Familien, in denen ein Elternteil nicht teilnehmen konnte, aber ein Paar anwesend war
- 13, 8 % Familien, in denen zwar beide Eltern, aber nur ein Teilnehmer aus der jüngeren Generation anwesend war
- 10,1 % der Familien bestanden aus Mutter und Sohn
- 24,6 % aus Mutter und Tochter
- 11,2 % aus Vater und Sohn
- 4,5 % aus Vater und Tochter
- 2,5 % aus zwei Geschwistern und deren Mutter
- 6,4 % kamen einzeln zu der Untersuchung
- und bei 2 % waren zusätzlich Großeltern anwesend, d.h., es kamen TeilnehmerInnen aus drei Generationen zu der Untersuchung.

Insgesamt nahmen 208 Frauen (58,3 %) und 149 Männer (41,7 %) an der Untersuchung teil. Das Geburtsjahr der TeilnehmerInnen liegt zwischen 1912 und 1980, das Durchschnittsalter betrug zum Zeitpunkt der Untersuchung 44,3 Jahre. 58 % der Teilnehmer waren verheiratet; 4,5 % lebten in einer eheähnlichen Partnerschaft; 17,7 % waren ledig; 10,6 % waren geschieden oder lebten getrennt; 9,2 % waren verwitwet. Tabelle 3.1.1 gibt Auskunft über

die Verteilung der Stichprobe in Halle und Osnabrück bezüglich Schulbildung und Nettoeinkommen des Haushaltes.

Tabelle 3.1.1*: Stichprobenbeschreibung nach Netto-Haushaltseinkommen und nach höchstem erreichten Bildungsabschluß*

	Westen (Osnabrück)	Osten (Halle)
Netto-Haushaltseinkommen in DM:		
Keine Angaben	16,9 %	13,3 %
< 1000	4,3 %	6,7 %
1000 – 1999	14,2 %	8,7 %
2000 – 2999	13,5 %	23,3 %
3000 –3999	15,9 %	16 %
4000 – 4999	14 %	19,3 %
5000 – 5999	8,2 %	6,7 %
> 6000	13 %	6 %
Höchster erreichter Bildungsabschluß:		
Keine Angabe	4,3 %	5,4 %
Kein Abschluß	2,4 %	2,7 %
Hauptschule	10,3 %	3,3 %
Realschule	16,4 %	3,3 %
Berufsschule	16,9 %	28,7 %
Fachschule	14,5 %	21, 3 %
Abitur	19,3 %	17,3 %
Hochschule	15,9 %	18 %

Bis auf den in der ehemaligen DDR häufigeren Bildungsweg der Berufs- und Fachschulen sind die beiden Teilstichproben bezüglich der Bildung vergleichbar. Das durchschnittliche Haushalts-Netto-Einkommen ist allerdings im Westen, wie erwartet, signifikant höher als im

Osten (DM 3797 vs. DM 3272, $t = -2.15$, $p < 0.05$). Die Stichprobe kann insgesamt also als *sozial heterogen zusammengesetzt* beschrieben werden - vom Sozialhilfeempfänger und arbeitslosen Schäfer ohne Schulabschluß bis zum erfolgreichen Firmengründer oder Spitzen-Beamten war praktisch die ganze Bandbreite der in Deutschland denkbaren Berufe anwesend.

3.1.2 Untersuchungsablauf

Die Termine mit den Probanden wurden telefonisch vereinbart. Dabei wurde von den Untersuchungsleitern darauf hingewiesen, daß die Familienmitglieder, wenn möglich, gemeinsam an der Untersuchung teilnehmen sollten. Je nach Anzahl der UntersuchungsteilnehmerInnen wurden die Familien am telefonisch vereinbarten Termin von ein bis vier Projektmitarbeitern empfangen und ausführlich über die Ziele der Untersuchung aufgeklärt. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Untersuchung einen Vergleich der individuellen und Familienentwicklung zwischen den alten und den neuen Ländern darstellt. Die TeilnehmerInnen wurden darüber aufgeklärt, daß alle Angaben der Erhebung strikt vertraulich behandelt und in anonymisierter Form dokumentiert werden. Sie wurden des weiteren auf ihr Recht aufmerksam gemacht, einzelne Angaben aus dem persönlichen Bereich *nicht* zu beantworten.

Um insbesondere auch die Vertraulichkeit der Angaben gegenüber Familienmitgliedern zu gewährleisten, wurden die Erhebungen für alle Familienmitglieder getrennt in unterschiedlichen Räumen durchgeführt. Die Projektmitarbeiter standen für Rückfragen jederzeit zur Verfügung. Die einzelnen Instrumente der Untersuchung wurden den TeilnehmerInnen in unterschiedlicher, zufälliger Reihenfolge vorgelegt, um die wechselseitige Beeinflussung der Methoden zu randomisieren. Die Betreuung durch die Projektmitglieder wurde dokumentiert und auf Versuchsleiter-Effekte hin analysiert. Es konnten allerdings keine signifikanten Effekte nachgewiesen werden.

Die Untersuchungsdauer betrug pro Teilnehmer zwischen zwei und fünf, selten auch sechs Stunden. Diese zum Teil sehr lange Untersuchungsdauer erklärt sich zum einen durch das sehr heterogene Alter der Teilnehmer, wobei alte Menschen erfahrungsgemäß für die Beantwortung der sehr unterschiedlichen Fragebereiche etwas länger benötigen als jüngere. Ein weiterer wichtiger Faktor, der die Dauer der Erhebung beeinflußte, war der Grad der psychosozialen Belastung der TeilnehmerInnen, von denen sich einige in

psychotherapeutischer bzw. fachärztlicher Behandlung befanden. Da die in der Erhebung verwendeten Instrumente (siehe unten) zum Teil Repräsentationen frühkindlicher Erfahrungen und Gefühle erfassen, waren stärkere emotionale Reaktionen von Seiten einiger Teilnehmer erwartet worden. Bei jeder Untersuchung war daher mindestens ein Diplom-Psychologe erreichbar, um die Erinnerungen an belastende Kindheitserfahrungen gegebenenfalls zu begleiten. Tiefergehende Beziehungsklärungen wurden jedoch, mit dem Verweis auf uns bekannte professionelle Therapeuten, nicht unternommen.

3.2 Verwendete Instrumente und Methoden

Die hier beschriebenen Methoden sind nur ein Teil der insgesamt im Projekt verwendeten. Aus Platzgründen sollen hier nur die beschrieben werden, die im Rahmen dieser Arbeit verwendet werden. Eine Beschreibung der anderen Methoden findet man bei Chasiotis & Scheffer (1998). Die Reihenfolge aller Methoden wurde im Untersuchungsablauf randomisiert. Die beim OMT verwendeten Bilder finden sich in der verwendeten Reihenfolge numeriert im Anhang. Für die sieben beim TAT verwendeten Bilder habe ich mich an die Empfehlung von Oliver Schultheiß gehalten, der in der Arbeitsgruppe von Prof. Brunstein viel Erfahrung mit TAT-Untersuchungen sammeln konnte. Die sieben verwendeten Bilder können bei Heckhausen (1989), bei McClelland (1975) und bei Smith (1992) eingesehen werden.

3.2.1 Der Operante-Motiv-Test

Die Bildvorlagen der hier verwendeten Version des OMT stammen aus dem ”Gitter” von Schmalt, Sokolowski & Langens (1994)[6]. Die ursprünglich 20 Bildvorlagen sind von den Autoren bezüglich des Anregungsgehaltes für die drei sozialen Grundmotive kalibriert worden (s. auch Schmalt, 1976; Sokolowski, Schmalt, Langens & Puca, 2000). Nach Voruntersuchungen mit Studenten an der Universität Osnabrück sowie den ersten 20 Probanden der oben beschriebenen Stichprobe wurden sieben Bilder nach folgenden Kriterien ausgewählt: es wurden jeweils zwei Bilder mit einem hohen (aber nicht exklusiven) Anregungsgehalt auf *einem* der drei Motive (Beziehung, Leistung, Macht) ausgewählt und zusätzlich ein Bild, welches bei den Voruntersuchungen alle drei Motive gleichermaßen

[6] Bei einer neukonzipierten OMT-Version wurde für jede der 15 Auswertungskategorien des OMT ein Bild mit entsprechendem Anregungsgehalt konstruiert

angeregt hatte (Bild 6, siehe unten). Die ersten 20 Probanden der Stichprobe wurden nach diesem Probelauf, der auch einer ersten Standortbestimmung bei der Inter-Rater-Übereinstimmung diente, von allen weiteren Analysen ausgeschlossen.

Die Entscheidung, lediglich sieben Bilder zu verwenden ergab sich einmal aus der Zeitnot, die ein derart multivariat ausgerichtetes Projekt wie dieses mit sich bringt: Wie erwähnt, dauerte eine Untersuchung mitunter bis zu sechs Stunden. Jedes der in dieser Untersuchung verwendete Instrument wurde daher vorab auch unter dem Gesichtspunkt der Ökonomie überprüft. Dies erschien jedoch auch aus forschungstechnischer Sicht gerechtfertigt, weil es ja nicht um die Beschreibung von Einzelfällen gehen sollte, sondern um systematische Beziehungen zwischen den unabhängigen Variablen und Häufigkeiten von Kodierungen beim OMT. Aufgrund der recht großen Stichprobe schien uns auch bei nur sieben Bildern die statistische Power ausreichend, um vorhandene Effekte mit ausreichender Sicherheit erkennen zu können.

Im folgenden soll die Kodierung aller 15 Komponenten eingehend beschrieben und durch Beispiele ergänzt werden. Die verwendeten Beispielsätze stammen von den TeilnehmerInnen der Untersuchung. Auf der Basis einer vertieften Kenntnis der Kodierung der einzelnen Komponenten, kann eine Bewertung der später vorgestellten Ergebnisse aufschlußreicher ausfallen. Es muß aber eindringlich darauf hingewiesen werden, daß das Lesen der folgenden Beschreibung alleine nicht ausreichend für eine objektive Auswertung ist, die eine Inter-Rater-Übereinstimmung zwischen .80 und .90 erreicht. Dazu sind in der Regel 15 bis 20 Stunden gemeinsamer Auswertung notwendig. Eine ausführlichere Auswertungsanleitung findet sich bei Kuhl & Scheffer (1999), ein kurzer Überblick über die 15 Komponenten und ihre Test-Gütekriterien bei Kuhl, Scheffer & Eichstaedt (2000).

Bei der Motivmessung durch den OMT wird der Person eine Serie von *mindestens* sieben, bewußt undeutlich gehaltenen, Bildern vorgelegt, neben denen jeweils zwei Fragen stehen, die sie in kurzen Sätzen *so spontan wie möglich* beantworten soll. Die Beantwortung dieser Fragen setzt die Wahrnehmung der vorgelegten Bilder und die Identifikation mit einer handelnden Person voraus. Beide Prozesse legen signifikante Komponenten der Persönlichkeit eines Individuums frei wegen der Tendenz von Menschen, eine ambige soziale Situation in Übereinstimmung mit früheren Erfahrungen und aktuellen Bedürfnissen zu interpretieren (Murray, 1943). Da die *Wahrnehmung und Identifikation* als die wesentlichen

Indikatoren von Motiven angesehen werden können, muß die Person keine langen Geschichten schreiben (wie beim TAT). Es genügt für die Auswertung zu verstehen, welche Person auf dem Bild gewählt worden ist, und wie diese die Situation interpretiert. Kurze Sätze und Stichworte können dies sogar oft viel prägnanter ausdrücken als lange Geschichten, denn bei diesen findet nach einiger Zeit ein Motivwechsel statt, der auf eine Motivsättigung zurückzuführen ist aber nicht mehr indikativ für Motivdispositionen sein dürfte (Atkinson & Birch, 1970).

Bei der Auswertung des OMT hat sich folgende Vorgehensweise bewährt. Zunächst einmal muß entschieden werden, auf welches der drei Basismotive die Antwort eines Probanden hinweist. *Hierfür sollte möglichst nur die Antwort auf die erste Frage ("Was ist für die Person in dieser Situation besonders wichtig?") verwendet werden.* Hierzu ist es übrigens von großem Vorteil, auch die beim TAT beschriebenen Auswertungsrichtlinien zu kennen. *Die Antwort auf die zweite Frage ("wie fühlt sich diese Person am Schluß und warum fühlt sie sich so?") sollte dann den "STIL" bzw. die Sub-Komponente erkennen lassen.* Nicht immer ist diese Zuordnung (Grundmotiv zur ersten Antwort und Sub-Komponente zur zweiten) möglich. Wenn jedoch nach der ersten Antwort das Motiv klar erkennbar ist, muß dieses auch so kodiert werden. Es kann nicht durch ein u.U. im zweiten Satz "angehängtes" verdrängt werden. Diese Regel ist theoretisch nachvollziehbar: in einer Situation kann nur *ein* Motiv dominant werden. Da es also um die Diagnose der relativen Stärke der Grundmotive geht, gibt es beim OMT keine Doppelkodierungen.

Die Auswertung wird im folgenden durch Beispielsätze illustriert. Der erste Satz bezieht sich dabei auf die Frage "was ist für die Person in dieser Situation besonders wichtig", der Satz darunter auf die anschließende Frage "wie fühlt sich diese Person am Schluß und warum fühlt sie sich so?". Die Bilder 1 bis 7 können wie gesagt im Anhang betrachtet werden, um ein Gespür für den Kontext zu bekommen, zu dem die Sätze passen.

Nachdem geklärt wird, um welches Grundmotiv es sich bei einer Antwort handelt, wird die zweite Frage für die Binnendifferenzierung verwendet. Beim zweiten Auswertungsschritt wird also entschieden, um welche *Form* bzw. *Komponente* eines Motivs es sich handeln könnte. Hierbei ist es oft sinnvoll, in einer Art Ausschlußverfahren vorzugehen (kann es Ebene 1 sein, NEIN, kann es Ebene 2 sein, usw.). Wie an anderer Stelle ausführlicher beschrieben (Kuhl & Scheffer, 1999) laufen die fünf Ebenen auf eine Dekomponierung von

den klassischen Aufsuchungs- und Meidungskomponenten jedes Motivs hinaus: Die fünf Ebenen des OMT berücksichtigen die wichtigsten Funktionsebenen der PSI-Theorie, die hier aber aus Platzgründen nur angedeutet werden konnten (s. Abschnitte 2.5 und 2.6).

Als erstes muß sich aber jeder Auswerter die Frage stellen, um welches „klassische“ Grund-Motiv es sich handeln könnte. Die folgende Definition dürfte ausreichen, um das Vorliegen eines Bindungsmotivs zu erkennen.

Bindungsmotiv: Das erste Grundmotiv setzt sich aus mehreren Bindungsmotivkomponenten zusammen. Diese haben gemeinsam, daß Kontakt zu anderen thematisiert wird. D.h., die Antworten der Probanden auf die Frage ”was ist der Person wichtig?” kreisen um den Inhalt Herstellung, Aufrechterhaltung, Wiedergewinnung oder das Fehlen von Kontakt zu einer oder mehreren anderen Personen. Wie dieser Kontakt dargestellt wird, und mit was für Stimmungen dies verknüpft ist (typischerweise auf die Frage ”wie fühlt die Person sich?”) entscheidet dann in einem zweiten Schritt darüber, welcher Komponente die Antwort zugeordnet werden kann.

O11 Begegnung

Bei O11 wird das Bedürfnis nach Wärme und Kontakt durch Reize, die Wärme und gegenseitigen Austausch signalisieren, befriedigt (wie wir noch sehen werden, ist dies bei den anderen Motivebenen nicht der Fall). Diese Gleichheit von Bedürfnis und emotionaler Rückmeldung ist die Definition für den intrinsischen Charakter der ersten Ebene im OMT (siehe auch Kuhl & Scheffer, 1999).

Um O11 zu kodieren muß also in den Antworten der Probanden ausgedrückt sein, daß das Bedürfnis nach Nähe und Wärme mit positiven Gefühlen verknüpft wird. Die diskrete Emotion, die durch die Wärme/unbedingte Akzeptanz anderer ausgelöst wird, ist *Freude,* deren Einbettung in einen *selbstrelevanten* Kontext durch Begriffe wie *glücklich, verliebt, ausgeglichen* und dergleichen erkennbar ist. Die beschriebenen Empfindungen lassen den Kern des Motivs erkennen, der auf die Kopplung des Inhalts Kontakt mit der diskreten Emotion Freude zurückzuführen ist (siehe McClelland, 1987)**.**

Bei der Kodierung ist es wichtig, darauf zu achten, welche Person im Bild gemeint, d.h. angestrichen worden ist. Der obere Abschnitt der Sätze bezieht sich auf die Frage, *was der Person in dieser Situation besonders wichtig ist.* Der Abschnitt darunter auf die Frage, *wie sich die Person am Schluß fühlt und warum sie sich so fühlt.* Eine typische Antwort auf diese beiden Fragen könnte sein: ”Das Liebesgefühl und die Freude am Tanz”. ”Glücklich, sie ist verliebt”. Oder auch: ”Harmonisches Gefühl, schönes Gefühl der Zweisamkeit; Genießen der Situation”. Und: ”Glücklich und erfüllt, da ihre Wünsche und Erwartungen sich erfüllt haben”.

Hinweise für das Vorliegen von O11 sind demnach:
1. Bindungsthematik
2. wechselseitiger Austausch/Interaktion
3. positiver Affekt entsteht aus dieser Interaktion, d.h. *die andere Person* ist daran beteiligt
Beispiel:
Bild 4, links:
1.) Sich ganz ihren Gefühlen hinzugeben und auch auf die Gefühlsregungen des Partners zu achten.

2.) Gut, weil sie ihre Gefühle gezeigt hat.

Die Sätze stammen wie gesagt von den TeilnehmerInnen unserer Untersuchung.

Ein ganz wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen O11 und der nun folgenden Komponente O12 ist die ”Tiefe” der geäußerten Bindungsthematik. Zwar wird auch bei O12 Austausch thematisiert, aber es geht um einen eher oberflächlichen Austausch, der kurzfristig eigenen Bedürfnisse dient.

O12 Geselligkeit

Dieses Motiv gehört ebenfalls in die Familie der Bindungsmotive, denn auch hier geht es um Nähe und Kontakt. Die bei dieser Kategorie angesprochenen Inhalte unterscheiden sich von O11 jedoch durch eine gewisse Unverbindlichkeit bzw. ”*Oberflächlichkeit”* der Kontaktsuche, d.h., es geht nicht um Wärme und persönlicher Begegnung sondern um gemeinsamen Spaß oder Gemütlichkeit. Die Inhalte von O12 wirken wie bei O11 recht

positiv, d.h., es wird gute Unterhaltung, Spaß oder Flirten beschrieben. Die Beziehung zu anderen sind aber auf bestimmte Anreize begrenzt, d.h., bei der Beziehung zu anderen geht es ”nur” um Teilaspekte, wie z.B. Erotik, ein anregendes Gespräch usw. Hieran zeigt sich der weniger ausgeprägte “intrinsische” Charakter dieser Komponente (siehe Kuhl & Scheffer, 1999).

Die mit O12 einhergehenden Gefühle sind zwar wie bei O11 immer positiv, oft sogar mit eindeutig hedonistischer Tönung. Sie unterscheiden sich von den positiven Gefühlen bei O11 aber darin, daß sie keine weitreichende Identifikation mit dem verfolgten Beziehungsziel zeigen, da sie nicht die unbedingte Akzeptanz der anderen rückmelden d.h. *kurzfristiger*, stärker an die *momentane Situation gebunden*, auch *egoistischer oder opportunistischer* sind, kurz, weniger die ”ganze” Person einschließen. Ein Inhalt dieser Kategorie könnte sein: ”Mit anderen im Gespräch zu sein”. Und ”Entspannt und angeregt, weil mehrere Personen mitdiskutiert haben.” Oder ”Spaß zu haben.” Und ”Gut, weil es ein lustiger Abend war.”
Hinweise auf Vorliegen von O12:
1. Bindungsthematik
2. Bindungsthematik ist im Vergleich zu O11 eher oberflächlich, stärker anreizgebunden
3. positiver Affekt

Bild 4, links:
1.) Spaß zu haben mit seiner Partnerin.

2.) Gut gelaunt nach einem gelungenem Abend.

Während bei O11 und O12 durchgehend positiv sind, d.h., keinerlei Probleme oder drohende Trennung thematisiert werden , bauen die nun folgenden Komponente auf ungünstigen Erwartungen auf, bei denen immer negative Erfahrung antizipiert werden. Im bindungsthematischen Kontext sind negative Erwartung etwa Angst davor, alleine zu sein; aus einer Gruppe ausgeschlossen werden; beim Flirten einen Korb zu kriegen usw. ... Der Umgang mit diesen negativen Erwartungen ist aber verschieden. Bei O13 wird der negative Affekt aktiv herabreguliert. Unter diesem handlungsorientierten Umgang mit Ablehnung verstehen wir die Fähigkeit, auch angesichts negativer Erfahrungen optimistisch zu bleiben und positive Gefühle zu mobilisieren (Kuhl & Scheffer, 1999).

O13 Networking

Bei der Kategorie 1.3 geht es um die *selbstgesteuerte* Bewältigung von bindungsthematischen negativen Gefühlen, also z.B. um die Bewältigung von *Einsamkeit, Distanz oder mangelndem Verständnis*. Ein ”Trick” dieses Motivationssystems ist es nun, diese defizitären Zustände kognitiv umzuwerten, d.h. den negativen Gehalt dadurch zu reduzieren, daß Lösungswege gesucht werden oder Uminterpretationen erfolgen (”er findet es ganz gut, daß er mal für sich allein ist”). Es geht also um eine positive Uminterpretation, die auch angesichts von Schwierigkeiten einen optimistischen Blick in die Zukunft gewährt. Wir haben diese Komponente ”Networking” genannt, weil sie sich besonders gut für den Aufbau von Kontakten mit Fremden und auch ablehnend gestimmten Personen eignen dürfte. Indem Personen mit diesem Motiv, Zeichen von Distanz und Ablehnung einfach wegstecken und dabei fröhlich bleiben können, werden sie sich dazu eignen, gut das ”Eis” zwischen Personen zu brechen.

Hinweise auf Vorliegen von O13:
1. Formulierung von Distanz oder eines (möglichen) bindungsthematischen Problems (bspw. drohende Trennung, Kontakt könnte verlorengehen).
2. positive Stimmung (durch erfolgreiche Taten, welche die Distanz abbauen oder durch positive Umdeutung einer eigentlich negativen Situation wie etwa durch eine rationale Beschreibungen, warum die Distanz gar nicht schlimm ist.

Bild 4, ganz rechts:
1.) Die Verbindung nicht abreißen zu lassen.

2.) Gut, sie liebt ihn.

Vielleicht ist es nützlich, die resultierenden Gefühle bei O13 als *negative Verstärkung* zu beschreiben. D.h., negative Resultate werden aktiv vermieden und aus dieser fehlenden “Bestrafung” resultieren positive Emotionen.

O14 Anschluß

Wie bei O13 muß auch bei O14 erkennbar sein, daß die Person eine Trennung befürchtet. O14 ist jedoch im Vergleich zu O13 *passiv. D.h., es werden bindungsthematische Probleme (z. B. Distanz) nicht selber bewältigt, sondern sie werden versucht zu verhindern oder sollen durch andere gelöst werden.* Typisch für O14 ist bspw., daß erwartet wird, daß man selbst oder andere dafür sorgen werden, Einsamkeit gar nicht erst auftreten zu lassen. Oder es wird eine harmonische Atmosphäre beschrieben, welche mögliche Probleme überdeckt. Das angesprochene Gefühl ist immer eine Form von Erleichterung (nach dem Motto ”Gott sei Dank lehnt mich niemand ab”).

Hinweise Auf O14 (Anschluß)
1. Es wird die Sorge deutlich, daß der Kontakt verloren gehen könnte (durch Ausschluß aus der Gruppe, Ablehnung, aber auch Tod eines anderen)
2. Erleichterung/positive Stimmung entgegen dieser Schwierigkeit (im Sinne von ”behütet” oder ”geborgen” sein).

Im Unterschied zu O13 ist diese resultierende positive Emotion jedoch nicht das Ergebnis einer aktiven Auseinandersetzung, sondern die Reaktion auf Veränderungen zum Positiven von außen. Es handelt sich daher im strengen Sinne nicht um die Beschreibung einer *negativen Verstärkung*, da die Person ja passiv ist. Die Gefühle der Erleichterung sind aber Ausdruck einer Freude darüber, daß Schlimmeres nicht eingetreten ist.

Bild 6
1.) Sich mit den anderen zu unterhalten, eine freundschaftliche Atmosphäre zu haben.

2.) Geborgen, weil die anderen ihn, wie erhofft, aufnehmen.

O15 Verbindlichkeit

Bei O15 (Verbindlichkeit) kann man sich – wie bei der klassischen Furchtkomponente des Motivs - darüber streiten, ob es tatsächlich eine Motivkomponente darstellt. Aufbauend auf den Annahmen von Kuhl (1983, 1986) hatten wir ja gesagt, daß Motive ohne Regulationsmechanismen wie bspw. *Emotionskontrolle* nicht handlungswirksam werden können. Bei O15 (und den beiden anderen Motivkomponenten dieser Ebene) wird jedoch in den Sätzen ausdrückt, daß negativer Affekt nicht mehr zu regulieren und positiver Affekt nicht mehr zu mobilisieren versucht wird. Das angesprochene Bedürfnis ließe sich aus dieser Sicht von der Person selber nicht mehr befriedigen. Insofern ist Ebene 5 natürlich noch um einiges passiver als Ebene 4, wo ja immerhin noch die negativen Affekte solange ausgehalten werden, bis die Situation günstiger erscheint. Bei O15 dagegen erscheint eine Befriedigung des Bindungsbedürfnisses nicht in Sicht.

Hinweise:

1. bindungsthematische Probleme (drohende Einsamkeit oder bereits verhinderter Kontakt)
2. negative Gefühle, die nicht aufgelöst werden

Bild 4, dritte von links

1.) Kennenlernen der Frau.

2.) Enttäuscht.

Leistungsmotiv: Bei den Komponenten des Leistungsmotivs geht es darum, ein Objekt in Richtung eines Gütestandards zu verändern oder in bezug zu bestimmten Kriterien zu verbessern und darüber Rückmeldung zu beziehen (bspw. etwas lernen, besser machen, ein schwieriges Problem lösen usw.).

O21 Flow

Bei diesem Motiv handelt es sich um die intrinsische Komponente des Leistungsmotivs, da hier die Veränderung einer Aufgabe sowohl der Anreiz einer Beschäftigung als auch das gewünschte Feedback darstellt. Eine Tätigkeit oder Aufgabe wird um ihrer selbst willen geschätzt, wenn sie Abwechslung, Komplexität, Veränderung bietet, und dies der eigentliche Grund für die Beschäftigung mit dieser Aufgabe darstellt (Csikszentmihalyi, 1990). Sobald die Beschäftigung mit dem Objekt routiniert abläuft, verschwindet das Interesse an der Tätigkeit. Diese Leistungsmotivkomponente wird also durch die drei Kernaspekte der Leistungsmotivation definiert: (1) dosierte Variabilität, häufig operationalisiert über eine mittlere bis mittelhohe Aufgabenschwierigkeit, (2) klares und kontingentes Feedback über die Komplexität und (3) Kopplung mit den Emotionen *Interesse* bzw. *Neugier* (siehe McClelland, 1987). Es ist wichtig darauf zu achten, daß das Feedback der Aufgabe selbst entnommen wird (also die Veränderung der Variabilität rückgemeldet wird) und nicht von anderen Personen erwartet wird (z.B. durch Lob). Insofern ist Flow eine Motivkomponente, die auch völlig alleine erlebt werden kann (wenn andere vorkommen, dann quasi als Objekt – etwa der Lehrer, der einen interessanten und fesselnden Vortrag hält und sich freut, daß dies auch bei den Schülern ankommt). Der Anreiz für diese Form des Leistungsmotivs ist es, Material und Abläufe zu beherrschen und dabei der Tätigkeit oder Aufgabe neue, anregende Aspekte abzugewinnen.

Die Präferenz für eine mittlere Erregung führt zu einer stetigen Herabregulierung von diskrepanten Informationen was aus der Sicht der PSI-Theorie zu einem ”Strom” angenehmer Empfindungen führen sollte, da ein ständig variierender Zugang zum Selbstsystem angenommen werden kann. Daher erschien uns der von Csikszentmihalyi übernommene Ausdruck ”flow” für das emotional-motivationale Gefühl angemessen, welches diese Motivkomponente so eindrücklich erlebbar macht. Diese positive Stimmung ist in diesem Fall qualitativ verschieden von der Wärme, die für das intrinsische Bindungsmotiv charakteristisch ist. Hieraus lassen sich auch die vorherrschenden Inhalte, die bei Vorliegen dieser Kategorie dominieren, ableiten: *Konzentration, lernen (weil es interessant, spannend oder anregend ist), in einer Tätigkeit aufgehen, Herausforderung durch die Aufgabe* und dergleichen. Flow beschreibt somit einen Zustand intensiver, kreativer und strukturierter Interaktion mit einer *Aufgabe*, der von positiven Stimmungen geprägt ist und zwar insbesondere Neugier, Interesse und Konzentration. Beispiele könnten sein: ”Etwas lernen.”

Und ”Fühlt sich gut, weil der Stoff spannend ist und zum Nachdenken anregt.” Oder ”Hohe Konzentration. Ganz bei sich bleiben.” Und ”Gut, da sie etwas geleistet hat.”

Hinweise:
1. Hauptthematik ist Erkenntnis, Freude an Aufgaben.
2. Das Selbst (NICHT jemand anderes - auch NICHT indirekt wie etwa ”einen Test bestehen”) vermittelt die Auseinandersetzung mit der Aufgabe/Tätigkeit (→ Interesse, Neugier).
3. Positiver Affekt

Bild 3, links:
1.) Etwas Neues erklärt zu bekommen.

2.) Bereichert, weil sie etwas Neues gelernt hat.

O22 Gütemaßstab

O22 ist genau wie O21 eine von positiver Stimmung getragene Form des Leistungsmotivs. Das Ziel ist hier die Veränderung/Verbesserung in bezug auf einen Gütestandard. Da dieser Standard aber nicht in der Tätigkeit selbst liegt sondern, von außen vorgegeben bzw. übernommen ist, ist das Feedback nicht Veränderung sondern Bestätigung, z.B. Lob. Daraus resultieren Gefühle, die sich bei O22 um Freude herum gruppieren, wobei eine besonders charakteristische Variante hier der Stolz ist. Der Inhalt fokussiert also das *gemeinsame Erarbeiten eines Plans oder Konzepts, das Erreichen eines Standards durch gemeinsame Anstrengung*, was mit Emotionen der *Bestätigung, Freude, Stolz* etc. verbunden ist. Dieses Motiv (d.h. 2.2) kann nur dann kodiert werden, wenn andere Personen zumindest symbolisch anwesend also zumindest der mit den Erwartungen anderer verknüpfte Standard präsent ist. Dies äußerst sich bspw. so: ”Aktiviert und zufrieden, weil gemeinsam gearbeitet und geforscht wird.”

Für die Unterscheidung von O21 und O22 ist also wesentlich, daß bei O21 die Auseinandersetzung mit einer Aufgabe durch die interessanten Merkmale dieser Aufgabe, bei O22 jedoch durch die Vorgabe anderer und eigener Gütemaßstäbe vermittelt wird.

Hinweise:

1. Leistungsthematik (innere und äußere Gütemaßstäbe)

2. jemand anderes (auch indirekt ausgedrückt wie bei einer ”Aufgabe”, ”Prüfung”, ”Auftrag” etc.) vermittelt die leistungsthematische Auseinandersetzung

3. positiver Affekt

Bild 6, rechts:

1.) Die Lösung eines organisatorischen Problems.

2.) Die Person ist zufrieden, da der Gruppe eine Lösung des Problems eingefallen ist.

O23 Mißerfolgsbewältigung

Bei Vorliegen dieser Komponente wird angesichts drohenden Mißerfolgs hartnäckige Zielverfolgung oder positive Umdeutung thematisiert. Es geht also um die Bewältigung *aversiver*, besonders *selbstwertbelastender* Emotionen, die mit einem evtl. Mißerfolg verbunden sind. Zwei Beispiele: ”Das nicht verstandene Problem zu klären und Lösungswege zu finden.” Und: ”Klüger, sie geht mit frischem Mut an die Lösung der Aufgabe.” Oder ”Er hofft, daß er trotzdem die Klausur besteht.” Und ”Er merkt, daß es durch mehr lernen machbar gewesen wäre.” Diese Motivationsebene ist also analog zu der O13 Bindungskomponente, nur daß es eben hier um ein leistungsthematisches Problem geht.

Hinweise:

1. Leistungsthematik

2. Sensibilität für mögliche Probleme, fehlende Informationen oder Mißerfolge

3. Positive Stimmung ergibt sich aus der *aktiven* Veränderung negativer Zustände

Bild 3. links:

1.) Einen Versuch vorgeführt zu bekommen, den sie verpaßt oder nicht verstanden hat.

2.) Schlauer, da sie ein weiteres Problem bewältigt hat.

O24 Leistungsdruck

Der Name dieser Kategorie ergibt sich aus den hier oft angesprochenen ”Druckmomenten": Man fühlt sich unter dem Druck, einer sozialen Norm zu genügen ("besser sein als andere") oder eine Zeitvorgabe einzuhalten. Wie bei O22 wird hier durch die Orientierung an andere (oder die von diesen übernommenen Leistungsstandards) das Thema Veränderung/Verbesserung festgelegt. Im Gegensatz zu O22 löst das aber hier Angst oder Furcht vor einem Scheitern aus. Der Inhalt kreist entsprechend um ein angestrebtes *Ergebnis*, das die Person von allen Befürchtungen "erlöst". Das erwünschte Feedback ist hier also die Reduzierung der Angst oder Unsicherheit, das wie folgt ausgedrückt werden kann: *eine Aufgabe oder Prüfung bestehen, nichts falsch machen, Ausdauer, etwas in einer vorgegeben Zeit zu schaffen, usw.* Die Sätze drücken oft eine hektische Aktivität aus, die erahnen lassen, daß ein gehöriger innerer Druck dieses Motiv energetisiert.

Der Unterschied zwischen O23 und O24 liegt wieder in dem Ausmaß der Aktivität der Zielverfolgung. Während bei O23 *aktiv* und flexibel (d.h. im Kontakt mit dem Selbst) Problemlösungen gesucht werden, um den Mißerfolg zu vermeiden oder zu beheben (es sich also wieder im strengen Sinne um die Beschreibung einer *negativen Verstärkung* handelt), ist die Ausrichtung bei O24 aktiv, aber verengt und starr.. Hier wird gehofft, daß sich, wenn man dem Druck nur lange genug aushält, schon irgendwie ein positiver Ausgang finden läßt. Die Tätigkeiten oder das Ziel ist bei O24 festgelegt, während es bei O23 aus einem ausgedehnten Erfahrungshintergrund geschöpft werden kann. Letzteres ist oft durch einen kognitiven oder affektiven Wechsel indiziert: Die Lösung eine Problems wird „gesucht“ (was auf einen ausgedehnten Erfahrungshintergrund verweist) oder es besteht die Hoffnung, daß das Problem trotzdem gelöst wird (was auf einen angestrebten Affektwechsel verweist).

Der subtile Unterschied zwischen O23 („negative Verstärkung durch Aktivierung des Selbst“) und O24 kann durch das lerntheoretische Konzept der „active avoidance“ expliziert werden: Bei O24 geht es um den aktiven Einsatz der Verhaltensebene, um negative Erfahrungen von vornherein zu vermeiden, während bei O23 die Konfrontation und Bewältigung durch Selbstregulation im Vordergrund steht.

Auch wenn aktive Vermeidung oft als nicht funktional gelten darf, dürfte O24in vielen Situationen angemessen sein, etwa wenn es darum geht unter Streß oder rigiden Strukturen,

den oder die man nicht beeinflussen kann, Leistung zu bringen. Häufig findet man bei O24 auch ”körpernahe” Gefühle, wie erschöpft aber erleichtert, ausgelaugt aber glücklich etc., die auf die enorme innere Anspannung und Aktivation der Person hindeuten. Ganz wichtig ist zu beachten, daß dieser Zusatz ”aber erleichtert” nicht fehlen darf. Beispiele: “Auf jede Frage eine Antwort zu wissen und die Arbeit in der vorgegebenen Zeit zu schaffen.” Und “Er ist ausgelaugt und müde aber erleichtert, daß die Prüfung hinter ihm liegt.” Oder “Den Test so gut wie möglich bestehen.” Und “Unsicher über den Ausgang, aber froh, ihn hinter sich gebracht zu haben.” Würde die Wendung nach dem “Aber” stehen „es doch noch schaffen zu können“, müßte O23 kodiert werden.

O24 Leistungsdruck
1. Leistungsthematik
2. Fremdsteuerung innerhalb des Motivbereichs (entweder andere Menschen oder ein übernommener Gütemaßstab setzen den Standard)
3. Stimmung entsteht aus Optimismus/Hoffnung bei vorliegendem ”Druck” (Typisch: “*erleichtert*”)

Bild 1, Mitte:
1.) Für die Person ist besonders wichtig, sich zu konzentrieren und die Klausur zu schaffen.

2.) Die Person fühlt sich am Schluß erschöpft und müde, aber zufrieden, weil die Arbeit geschafft ist.

Trotz des passiven Elements, welches bei O24 erkennbar ist, wird hier allemal noch mit drohenden negativen Affekten umzugehen versucht. Dies ist bei O25 nicht mehr der Fall, da hier negative Affekte (zu denen wir auch eher “mildere” Varianten wie Anspannung, Sorge, usw. zählen wollen) offen thematisiert werden.

O25 Selbstkritik

Bei O24 wird ein Mißerfolg antizipiert, was sich als inhärenter Druck bemerkbar macht. Diese Furcht vor Mißerfolg wird aber durch Durchhaltevermögen noch zu vermeiden versucht. Bei O25 dagegen wird von den Probanden ein Inhalt beschrieben, in dem alle Anstrengung nichts mehr zu nützen scheint. Der empfundene Druck wird dadurch

unerträglich und gibt zunehmend einem Gefühl der Hilflosigkeit Raum. Die durch den drohenden Mißerfolg ausgelösten negativen Stimmungen perseverieren – man wird selbstkritisch.

Bei O25 könnte das implizite (d.h., nicht unbedingt geäußerte) Ziel wichtig sein, doch Hilfe zu bekommen oder noch mal Glück zu haben. Wie schon bei O15 dürfte der Appell-Charakter von Emotionsausdrücken die adaptive Basis dieses Motivsystems darstellen. Tatsächlich wird bei Vorliegen von O25 recht häufig erwähnt, daß man nach einem Mißerfolg Hilfe von anderen annimmt, um das Problem in den Griff zu bekommen.
Bei O25 häufen sich sehr negative Gefühlsausdrücke wie "*total verunsichert"," völlig neben sich", "ratlos", "enttäuscht", u.U. auch "gelangweilt" usw.* Es muß deutlich werden, daß die Person schon aufgegeben hat. Wie etwa so: "Den Test zu bestehen." Und "Sie fühlt sich völlig neben der Rolle, wenn der Test nicht gut gelaufen ist." Wichtig ist, daß negative Gefühle nicht mehr abgemildert werden (wie bei O24: "erschöpft, aber zufrieden ").

Hinweise:
1. Leistungsthematik
2. negativer Affekt, der nicht bewältigt wird

Bild 1, Mitte:
1.) Sich zu konzentrieren.

2.) Schlecht, Angst, weil sie die Prüfung nicht geschafft hat.

Machtmotiv: Bei den Komponenten des Machtmotivs geht es darum, daß eine Person Einfluß auf andere ausübt, also diese dazu bringt etwas zu tun oder fühlen, was sie sonst nicht getan oder gefühlt hätte. Eine Hierarchie wird dabei immer implizit angesprochen. Die handelnde Person kann sich dabei aber in jeder Position dieser Hierarchie befinden, d.h., es können Überlegenheit oder Unterlegenheit und deren emotionale Konsequenzen angezeigt werden.

O31 Führung

Während der Inhalt bei den Bindungsmotiven um Kontakt, bei den Leistungsmotiven um Veränderung/Verbesserung kreist, wird bei den Machtmotiven der Einfluß auf andere betont. Wie bei den anderen beiden Motiven läßt sich die intrinsische Machtkomponente daran erkennen, daß das Bedürfnis und die angestrebte emotionale Erfahrung deckungsgleich sind (siehe Kuhl & Scheffer, 1999). Bei O31 geht es also um die Erfahrung von Einfluß an sich, die durch die Emotion der *Wirksamkeit* vermittelt wird. Die Gefühle der Wirksamkeit liegen nahe an einer anderen diskreten Emotion, nämlich dem Ärger. Bei O31 darf Ärger jedoch nicht vorkommen; d.h., O31 darf nur dann kodiert werden, wenn zu erwarten ist, daß die Probanden die Bildvorlage im Sinne eines entspannten Kontextes interpretieren, in der ihnen (bzw. der Person, mit der sie sich identifizierten) ganz selbstverständlich eine Führungsposition zufällt.

Der Inhalt bei O31 kreist daher meistens um folgende Themen: *andere anleiten, koordinieren, erziehen, Werte und Vorstellungen an andere vermitteln, Einfluß ausüben, sich durchsetzen, überzeugen.* Es ist sehr wichtig, darauf zu achten, daß besonders das Thema Durchsetzung nicht mit Schwierigkeiten oder ärgerlichen, gespannten Gefühlen verknüpft ist (sonst muß Kategorie O33 kodiert werden!). Ein häufiges Thema dieser Kategorie ist es, anderen *Hilfe und Unterstützung zu geben.* Anderen helfen bedeutet ja, diese zu beeinflussen. Zudem bedeutet es oft, anderen in irgendeiner Form so überlegen zu sein, daß der andere gar nicht auf die Idee kommt, sich der Hilfe zu verwehren. Altruismus baut also nach unserer Ansicht auf der intrinsischen Machtmotivkomponente auf (siehe Bischof, 1985 für eine ähnliche Sichtweise). Allerdings darf man vermuten, daß es sich ultimat um einen scheinbaren Altruismus handelt, denn es sollen ja Fähigkeiten, Werte und das Selbstkonzept von anderen im eigenen Interesse beeinflußt werden, auch wenn dies nicht zugegeben wird. Übrigens bedeutet auch ”jemanden motivieren” nichts anderes. Dies kann durch die Vermittlung von Inhalten und Richtung sowie das Vorleben von Zielen und Überzeugungen geschehen. Dafür benötigt eine Person ein hohes Maß an Selbstvertrauen, an Selbstwertgefühl und an Risikofreudigkeit. In der PSI-Theorie werden diese Eigenschaften auf die selbstgesteuerte Heraufregulierung von positiven Affekten zurückgeführt, was hier bedeutet, daß der kognitive Inhalt von O31 mit Gefühlsausdrücken wie *gelassen, stark, zuversichtlich, selbstbewußt, gut usw.* verknüpft und dadurch aufrechterhalten wird. Die bei O31 angesprochenen Gefühle klingen manchmal auch ausgesprochen positiv (bspw. ”großartig”).

Häufig wird der Inhalt von Kategorie O31 übrigens in einen elterlichen Erziehungskontext gebettet, wo diese Motivkategorie sicherlich einen besonders hohen adaptiven Wert entfaltet. Hier zwei Beispiele: ”Den anderen in seinem Erfolg zu bestärken.” Und ”Sie freut sich, daß ihre Lernmethode Früchte getragen hat.” Sowie: ”Ein klärendes Gespräch mit der ihr gegenüber sitzenden Person zu führen.” Und Sie ist milde und fürsorglich gestimmt, da der andere Einsicht und guten Willen zeigt.”

O31 Führung
1. Beeinflussung anderer/Macht
2. Positive Gefühle der Wirksamkeit und Einflußnahme (z.B. “*mächtig”,* “*gelassen*” u.ä.)
3. Keinerlei negative Erwartungen (bspw. Bedrohung durch den anderen)

Bild 2, rechts:
1.) Vertrauen und Respekt bei den Untergebenen wecken.

2.) Mächtig, weil sie ein Menschenkenner ist.

Ganz ähnlich wie bei der Unterscheidung zwischen O21 und O22 ist das wesentliche Differenzierungsmerkmal zwischen O31 und O32, daß bei O31 das Gefühl der Wirksamkeit aus dem Selbst kommt, also nicht von anderen zurückgemeldet werden muß (in Form von bspw. Ehre, Anerkennung).

O32 Anerkennung

Eine Möglichkeit Macht zu erlangen, ist es, durch dramatische Handlungen und Gesten ins Zentrum der Aufmerksamkeit von anderen zu gelangen. Diese Komponente von Macht ist allerdings nicht intrinsisch, da die angestrebte emotionale Erfahrung nicht die *Macht an sich* (rückgemeldet über das Gefühl der Wirksamkeit) ist; immer wieder gesucht wird statt dessen das Ansehen und die Anerkennung von anderen. Wer sich unter dem Einfluß dieses Motivs befindet, richtet seine Aufmerksamkeit auf Inhalte wie *von anderen gesehen, anerkannt, geachtet, begehrt werden, im Mittelpunkt stehen, Eindruck machen, Statussymbole besitzen (auch Ämter) usw.* Dieses Machtmotiv ist also stark auf andere ausgerichtet und gibt (analog

zur Kategorie O22) daher auch deren Wünschen eine hohe Beachtung. Die Gefühle, auf die dieses Motiv ausgerichtet ist, lassen sich als eine Mischung aus Freude, Stolz und Interesse von anderen beschreiben. Wichtig ist darauf zu achten, daß sie meistens außerordentlich positiv, fast schon euphorisch sind, wobei man sich aber eines "oberflächlichen" Eindruckes nicht erwehren kann. Beispiele: *fühlt sich geliebt, gelobt, bestätigt, freudig, würdig, super, angesehen, wichtig etc.* Auch hier ist wieder sorgfältig darauf zu achten, daß nicht negative Gefühle genannt werden (auch nicht Ärger!), weil sonst 3.3 kodiert werden müßte.

Etwa so könnten Sätze, die mit O32 kodiert werden, aussehen: "In ihrer Rolle/ Position bestätigt, da sie sich dementsprechend verhalten hat." Sowie: "Sie will einen möglichst positiven Eindruck hinterlassen." Und "Ihr Selbstwertgefühl steigt, weil sie gelobt worden ist." Das Selbst ist hier „passiver" Empfänger eines positiven, machtthematischen Affekts. D.h., bei O32 geht im Unterschied zu O31 der positive Affekt von äußeren Objekten (Anreizen) aus.

Hinweise:
1. Beeinflussung anderer/Überlegenheit/Status
2. Ziel des Motivs ist die Stärkung des Selbst (Beachtung, Anerkennung, Status); der/die andere ist die Quelle dieser Stärkung
3. positive Stimmung entsteht durch die Bestätigung von anderen

Bild 4:
1.) Interesse der Frau auf sich richten.

2.) Befriedigt.

O33 Selbstbehauptung

Bei O33 kann man immer einen bedrohlichen Hintergrund erkennen. Angst ist allerdings als Antagonist des Machtmotivs anzusehen (Bischof, 1985), so daß wir hier – besonders im Falle einer *selbstgesteuerten* Bewältigung der Angst - eine andere Emotion annehmen, die noch weitaus aktiver macht als Angst. Die Rede ist von echtem Ärger im Sinne einer Emotion.

Dieser Ärger wird aber natürlich nicht immer deutlich ausgesprochen und muß daher oft durch den Kontext erschlossen werden.

Ziel dieses Motivsystems ist die Durchsetzung eigener Vorstellungen gegenüber nicht unerheblichen Barrieren und Hindernissen. Es liegt hier also durchaus eine handlungsorientierte Machtkomponente vor (HOM), da man sozusagen erst unter Belastung zur Höchstform aufläuft (Kuhl, 1983). Beispiel: "Die anderen von der wichtigen Bedeutung der Mitteilung zu überzeugen." Und "Sie fühlt sich anschließend wohler, weil sie sich gegen die anderen durchsetzen konnte." Das Selbst ist hier wiederum das gestaltende System, erkennbar z.B. an Hinweisen auf Handlungen, die mehr als reines Routineverhalten erfordern (wie etwa „überzeugen").

Hinweise
1. Beeinflussung anderer/Überlegenheit
2. das Ziel ist es, sich gegen den anderen durchzusetzen (der andere ist nicht wohlgesinnt, setzt Widerstand entgegen – daher ist Durchsetzungsvermögen nötig)
3. die Stimmung ist explizit oder implizit durch Wut/Ärger/Genugtuung geprägt

Bild 5, links:
1.) Eine Gehaltserhöhung bekommen.

2.) Wütend, da er diese schon wieder nicht bekommen hat.

O34 Direktion ("inhibierte Macht")

Ziel dieser Machtkomponente ist es, durch (scheinbaren) Rückzug vom direkten Machtanspruch, Zeit zu gewinnen und neue Ressourcen zu sammeln. Die Inhibition von Macht, die McClelland (1975) durch die Anzahl im Text erwähnter Negationen operationalisierte, bedeutet also nicht, daß die Person deswegen weniger machtmotiviert sein muß - ihre Sätze verraten ja gerade die intensive Beschäftigung mit der Machtthematik. Es wird jedoch eine "subdominante" Form der Durchsetzung praktiziert, die bei Machtkämpfen, bei denen der Unterlegene nicht entfliehen kann, auch im Tierreich bereits gut beobachtbar ist (Bischof, 1985). Der Rangniedrigere wartet ab, bis eine günstigere Gelegenheit kommt.

Unterdessen “arbeitet” er oder sie aber fleißig am Aufstieg. Diese Strategie scheint übrigens sowohl bei Tieren als auch bei Menschen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen (erhöhte Cortisol-Ausschüttung, Herz-Kreislauf-Erkrankungen) einherzugehen (Bischof, 1985; McClelland, 1987).

Das Thema dieser Komponente dreht sich um die geäußerte Absicht, *niemanden direkt anzugreifen, niemanden verletzen oder einschüchtern, Macht nicht ausnutzen, die anderen mit einzubeziehen,* ... Man achte auf die implizite oder explizite Verneinung, die in vielen dieser Sätzen steckt, und die auf die Richtigkeit der Operationalisierung von McClelland (1975) verweist. Ein Beispiel: “Die andere Person nicht zu sehr einzuschüchtern.” Und “Sie ist zufrieden damit, eine angenehme und faire Situation hergestellt zu haben.” Weiteres Beispiel: “Mitteilung über neue Einsparmaßnahmen ihren Kollegen gegenüber.” Und ”Sie fühlt sich "erleichtert" um eine Aufgabe, die Feingefühl erfordert, gerade wenn es um personelle Einsparungen geht --> will niemanden (direkt) verletzen.” Es sei noch einmal daran erinnert, daß alle diese Sätze Original-Zitate sind und auch die Ausdrucksfähigkeit ganz unterschiedlicher Bildungsniveaus repräsentieren.

Aufgrund theoretischer Überlegungen wird zu dieser Kategorie auch das Ausüben von Druck auf andere gezählt, wenn es als selbstverständliche Anwendung von allgemein-verbindlichen Regeln verstanden wird. Eine solche „Entschuldigung“ der Machtausübung deutet ähnlich wie eine explizite Verneinung der Machtthematik darauf hin, daß i.U. zu O33 keine inhaltliche Auseinandersetzung mit Macht sondern die Vermeidung der negativen Seiten von Macht angstrebt wird.

Hinweise auf O34:

1. Eine Machthematik wird angesprochen
2. Diese wird anschließend verneint, relativiert, verkleinert oder verniedlicht (insbesondere auf die Verneinung ist zu achten)
3. Dies geht mit Stimmungen wie

”Hoffnung” oder ”Erleichterung” einher oder wird mit ”Verantwortung”, ”Pflicht” oder ”Gewissen” begründet

Bild 2, rechts:
1.) Mit dem Untergebenen reinen Tisch zu machen.

2.) Erleichtert, weil der Untergebene positiv reagiert hat.

O35 Unterordnung

Ein Mensch in einem Zustand, der zu dieser Motivkomponente paßt, hat weitgehend die ”Segel gestrichen”. Trotzdem darf man sich auch hier nicht täuschen lassen: selbst in der Unterordnung kann immer noch das Machtbedürfnis vorliegen. Der Wunsch, Einfluß auf andere zu haben, könnte auch hier über den Appell-Charakter negativer Stimmungen auf andere erreicht werden. O35 entspricht sozusagen einem ”Jammer-Modus”, der andere anstecken bzw. ”kontaminieren” soll. Die Inhalte kreisen um Themen wie: *Gehorsam, Bittsteller sein, Hoffnungslosigkeit, Vergeblichkeit, Hilfe bekommen usw.* Es kann sogar sein, daß zunächst auch die Themen anderer Machtkategorien angesprochen werden (u.U. sogar von 3.1 oder 3.2), die sich aber als nicht-verwirklichbar darstellen.

Gekoppelt wird diese Thematik mit Emotionen, die auf Hoffnungslosigkeit hindeuten, wie *machtlos, hilflos, klein, minderwertig und dergleichen.* Wie etwa in folgenden Beispielen: “Sich aufzurichten! Selbstbewußtsein und Klarheit zu haben.” Und “Klein und zusammengeschrumpft, da der andere viel zu dominant und beängstigend wirkt.

Hinweise:
1. Machthematik
2. Negative Stimmung, die nicht reguliert wird

Bild 7, Mitte
1.) Den Männern klar zu machen, was sie will.

2.) Schlecht, sie hat es wahrscheinlich nicht geschafft.

Testgütekriterien des OMT

Objektivität

Es ist natürlich außerordentlich wichtig, daß die Auswertung des OMT als objektiv gelten kann, d.h., daß zwei unterschiedliche Auswerter auch zu sehr ähnlichen Ergebnissen kommen. Es wurde bei der Konstruktion der Inhaltsschlüssel sorgfältig darauf geachtet, daß sie eine maximale Objektivität gewährleisten. Bereits in einer Pilotphase mit den 20 ersten TeilnehmerInnen dieser Untersuchung wurde mit den Projektmitarbeitern regelmäßige Übereinstimmungstest vorgenommen. Die Definitionen der 15 Komponenten wurden daraufhin mehrfach geändert, wobei eine möglichst hohe Klarheit und Eindeutigkeit angestrebt wurde, und zwar selbst dann, wenn aus theoretischen Gründen eine höhere Ambiguität einzelner Komponenten durchaus erwartet werden konnte. Erst als jede einzelne Komponente hinreichend genau definiert schien, wurde mit der Auswertung der restlichen Stichprobe begonnen.

Aus der Gesamtstichprobe wurden dann 40 Personen zufällig ausgewählt und Frau Dipl. Psych. Susanne Hildebrand zur unabhängigen Auswertung zugesandt. Frau Hildebrand hatte mehrfach an den Untersuchungen zur Inter-Rater-Übereinstimmung teilgenommen und war auch im Rahmen ihrer Dissertation an einer objektiven Auswertung von OMTs interessiert. Die im folgenden berichteten Übereinstimmungsmaße können m.E. nach ca. 15-20 Stunden intensiven gemeinsamen Trainings erreicht werden. Dies liegt schon an der strengen Formel, mit der die Übereinstimmung berechnet wird, und die als sog ”*interrater-agreement*” allgemein üblich ist (Winter, 1994). Diese Berechnung erfolgt so, daß die Anzahl der Übereinstimmungen zwischen zwei Auswertern durch die Summe der Auswertungen beider Auswerter geteilt wird. Ein Wert von 1 besagt dann, daß sich die Auswerter immer einig waren. Ein Wert nahe bei 0 entsprechend, daß sie sich selten einig waren. Gefordert wird üblicherweise eine Übereinstimmung von größer als .85 (Winter, 1994). Tabelle 3.2.1 zeigt die Ergebnisse.

Tabelle 3.2.1: *Interrater-Übereinstimmung über die 15 OMT-Komponenten hinweg*

OMT-Kategorie	O11	O12	O13	O14	O15	O21	O22	O23	O24	O25
Übereinstimmung	1.00	.86	.79	.85	.86	.79	.81	.78	.86	.88
	O31	O32	O33	O34	O35					
	.85	.83	.84	.83	.95					

Diese Ergebnisse verdeutlichen, daß die Interrater-Übereinstimmungen nach intensiver Vorbereitungszeit zumeist als zufriedenstellend gelten können. Nicht bei allen Komponenten wird die geforderte Übereinstimmung von .85 erreicht. Man muß hier natürlich bedenken, daß es weitaus schwieriger ist, 15 Komponenten stets gleich objektiv zu kodieren als bspw. drei. Bei drei Komponenten werden Übereinstimmungen von über .85 natürlich schneller erreicht. Beim Bindungsmotiv ist nur die Übereinstimmung bei O13 nicht voll zufriedenstellend. Auch beim Leistungsmotiv ist es diese dritte Ebene, die Probleme bereitet. Auch die Flow-Komponente ist mit einer Übereinstimmung von .79 sicherlich noch zu ungenau. Je seltener eine Kategorie in einer Stichprobe vorkommt, desto stärker fallen schon kleine Fehler ins Gewicht – dies könnte die geringere Objektivität der Komponenten O13, O23 und O21 erklären, die relativ selten vorkommen. Wiederum recht gut fallen aber die Übereinstimmungen beim Machtmotiv aus.

Zusammenhänge zwischen den Motiven und Komponenten des OMT

Der OMT wurde als ipsative Methode konzipiert, da wir aus theoretischen Gründen davon ausgehen müssen, daß sich die Ausprägung eines Motivs mit der eines anderen ausschließt (Murray, 1938). Dies sollte insbesondere für das Bindungs- und das Machtmotiv gelten. Die Korrelationen (Spearman`s Rho) zwischen den Hauptmotiven, wobei das Leistungsmotiv hier bereits in seine aufsuchende und vermeidende Variante unterteilt ist, bestätigen diese Annahmen. Besonders stark negativ korrelieren das Bindungs- und das Machtmotiv ($r = -.29$, $p < .001$). Ebenfalls recht hoch negativ korrelieren die mißerfolgsvermeidende Variante des Leistungsmotivs mit dem Machtmotiv ($r = -.25$, $p < .001$) und der aufsuchenden Variante des Leistungsmotivs ($r = -.20$, $p < .001$). Schließlich korreliert auch das Bindungsmotiv negativ

mit dem vermeidenden Leistungsmotiv ($r = -.13$, $p < .05$). Alle anderen Korrelationen sind nicht signifikant.

Die Korrelation zwischen den 15 Komponenten sind gering. Hierzu ist allerdings anzumerken, daß der OMT als ipsatives Verfahren, jede nachfolgende Kodierung unwahrscheinlicher macht. Die Zusammenhänge zwischen zwei Variablen werden dadurch unterschätzt. Dennoch sind die Korrelationen zwischen den Komponenten durchweg so gering, daß wir auch bei einem sehr viel längerem Test keine hohen Zusammenhänge erwarten können.

Zunächst soll auf die wenigen Motivkomponenten-Korrelationen eingegangen werden, also die Komponenten, die signifikant gehäuft gemeinsam auftreten. Dies ist einmal bei O11 und O21 der Fall. Daneben gibt es nur noch eine weitere Motiv-Verbindung beim OMT, nämlich die zwischen O15 und O35. Ein negativer Zusammenhang besteht zwischen O14 und O31.

Verteilung der OMT-Motive

Alle 15 Komponenten des OMT treten relativ selten auf, was daran deutlich wird, daß der Median immer bei 0 liegt. Tabelle 3.2.2 informiert über die relativen Häufigkeiten der 15 Motivkomponenten und der drei Grundmotive.

Tabelle 3.2.2: *Häufigkeitsverteilung (in Prozent) von Kodierungen der 15 OMT-Komponenten und der drei OMT-Grundmotiven bei sieben Bildern (N = 324). 0 = keine Kodierung bei der entsprechenden Komponente; 1 = eine Kodierung ... 7 = Kodierung bei allen Bildern*

Anzahl Kodierungen Motiv	0	1	2	3	4	5	6	7
O11	88.6	9.0	2.4	0	0	0	0	0
O12	72.8	19.4	7.4	0.3	0	0	0	0
O13	83.6	14.5	1.5	0.3	0	0	0	0
O14	60.2	24.7	10.5	4.6	0	0	0	0
O15	84.9	13.6	1.5	0	0	0	0	0
O21	88.0	10.5	1.5	0	0	0	0	0
O22	71.6	22.5	4.6	1.2	0	0	0	0
O23	62.0	22.8	11.7	2.5	0.9	0	0	0
O24	70.4	24.1	4.0	1.2	0.3	0	0	0
O25	70.7	25.9	3.1	0.3	0	0	0	0
O31	75.0	15.1	7.4	1.5	0.9	0	0	0
O32	64.2	25.3	7.1	3.4	0	0	0	0
O33	64.8	27.2	8.0	0	0	0	0	0
O34	60.5	24.7	11.7	2.5	0.6	0	0	0
O35	51.9	30.2	14.8	3.1	0	0	0	0
Bindung	19.4	35.5	29.3	13.6	1.9	0.3	0	0
Leistung	13.0	33.3	29.3	15.4	6.8	1.9	0.3	0
Macht	7.4	14.2	26.5	26.9	15.7	8.0	1.2	0

Erklärung am Beispiel des Machtmotivs: Bei sieben Bildern hatten in dieser Stichprobe 7.4 % keine Machtmotivkodierung, 14.2% eine Kodierung, ..., 1.2% sechs Kodierungen. Keine Person hatte sieben Machtmotivkodierungen.

Tabelle 3.2.2 verdeutlicht, daß die Häufigkeiten der Kodierungen zwischen den verschiedenen Motiv-Komponenten recht stark schwanken. Besonders selten treten die drei Motivkomponenten der 1. Ebene, also die intrinsischen Motive in dieser Stichprobe auf.

Häufig sind dagegen immer die Motivkomponenten der 4. Ebene. Am häufigsten wurde die Komponente O35 (Unterordnung) kodiert. Dies ist sicherlich zum Teil auf die Auswahl der Bilder zurückzuführen (s. besonders Bild 2 und Bild 5).

Konsequenzen der Verteilung der OMT-Motive für die statistische Überprüfung der Hypothesen

Sehr deutlich wird an der Verteilung aller Komponenten, daß es sich keinesfalls um intervallskalierte Merkmale handelt. Sicherheitshalber wird für die statistische Analyse im Ergebnis-Abschnitt auf solche Verfahren verzichtet, die Intervall- oder Rangskalenniveau voraussetzen. Es wird lediglich geprüft, ob die Prädiktorvariablen das Nichtvorhandensein oder Vorhandensein einer Kodierung vorhersagen kann (nominalskaliertes Merkmal). D.h., die 15 Komponenten werden hier nur kategorial interpretiert.

Da Smith, Feld & Franz (1992) berichten, daß Bildvorlagen, die gleichzeitig mehrere Motive anregen eher die relative Stärke als die absolute Ausprägung von jedem Motiv anregen, ist es auch aus inhaltlichen Erwägungen gerechtfertigt, nicht die absoluten *Ausprägungen* der Motivkomponenten zu berücksichtigen, sondern lediglich, wie oft ein Motiv relativ zu den anderen vorgekommen ist. Die Motivkomponenten werden daher nach dem Median in zwei Gruppen geteilt. Da der Median bei allen Sub-Komponenten bei 0 liegt bedeutet dies, daß die abhängige Variable stets wie folgt ausgeschrieben werden kann: *eine Komponente kommt nicht vor = 0; eine Komponente kommt vor = 1*.

Die abhängige Variable ist also wenn es um die 15 Motivkomponenten immer, ob eine Komponente bei einer Person vorgekommen ist oder nicht. Damit läßt sich in den folgenden Analysen lediglich feststellen, wie wahrscheinlich eine Komponente in Abhängigkeit von anderen Variablen überhaupt auftritt und nicht, wie intensiv sie ausgeprägt ist. Um diese Frage zu untersuchen, müßte der OMT deutlich verlängert werden. Inzwischen liegt eine Version mit 15-Bilder vor(s. Kuhl & Scheffer, 1999), welche solche quantitativen Fragestellungen eher zulassen dürfte als die hier verwendete 7-Bilder-Version.

Methodisch bedeutet dies einen Verzicht auf die sonst üblichen verteilungsabhängigen Methoden wie ANOVA und Produkt-Moment-Korrelation und die Anwendung verteilungsfreier Methoden der Statistik. Das generelle lineare Modell (GLM) ist jedoch bei

vielen entwicklungspsychologischen Untersuchungen nicht anwendbar, und es gibt inzwischen gut erforschte kategoriale Analysemethoden (s. von Eye, Kreppner & Weßels, 1994).

Eine *log-lineare Analyse* (Kennedy, 1983) ist eine solche verteilungsfreie Methode, denn sie behandelt im Gegensatz bspw. zu einer ANOVA nicht Zellenmittelwerte der abhängigen Variable sondern sagt die natürlichen Logarithmen von *Zellenhäufigkeiten* eines Datensatzes vorher. Indem log-lineare Modelle auf dem natürlichen Logarithmus (e = 2.71828...) aufbauen, können χ^2-Statistiken wie die Quadratsummen einer ANOVA *additiv dargestellt werden*. Die Methode der log-linearen Analyse ist also wie χ^2-Tests eine Methode zur Analyse von Kreuz-Klassifikationen, bietet demgegenüber jedoch mehrere Vorteile. (i) Es können die Beziehungen zwischen drei und mehr kategorialen Daten untersucht werden; (ii) durch die additive Darstellung können einzelne Terme des Modells eliminiert werden (bspw. Interaktionsterme höherer Ordnung) und die Passung des Modells erneut getestet werden; (iii) die Effekt-Parameter einer log-linearen Analyse können in analoger Weise wie die der konventionellen ANOVA oder einer Regressionsanalyse angesehen und interpretiert werden. Dadurch sind log-lineare Analysen ein ähnlich flexibler Modell-Test wie die Varianz- oder Regressionsanalyse – der Beitrag jeder einzelnen Variable für die Schätzung erwarteter Häufigkeiten sowie der Beitrag der Wechselbeziehungen zwischen einzelnen Variablen kann genau eingeschätzt werden *(*siehe Kennedy, 1983; Green, 1988).

Um ein log-lineares Modell anzunehmen, müssen drei Kriterien erfüllt sein (Eye, Kreppner und Weßels, 1994). 1.Das Modell darf *nicht signifikant* (!) von den in den tatsächlichen Daten existierenden Beziehungen abweichen. Es muß also eine gute Übereinstimmung zwischen den aufgrund des Modells erwarteten und den tatsächlich beobachteten Daten geben. 2. Das Modell sollte *möglichst sparsam* sein. Es werden bei log-linaren Analysen schrittweise Terme (bspw. Interaktionseffekte zweiter Ordnung) aus dem Modell entfernt. Das Ziel einer log-linearen Analyse ist es, die Daten mit möglichst *wenigen* Termen adäquat zu beschreiben, also in der einfachsten Struktur, aber ohne die empirisch aufgefundene Struktur zu verzerren, oder an Bedeutung zu verlieren. Man spricht dabei von sog. hierarchischen Modellen („*nested models"),* weil die Effekte des sparsameren Models eine Teilmenge des komplexeren Modells sind. Eine perfekte Übereinstimmung besteht natürlich nur zwischen dem "gesättigten" Modell, welches alle möglichen Haupt- und Interaktionseffekte beinhaltet, und den beobachteten Daten. Alle anderen Modelle (bspw. wenn man nur die Haupteffekte zur

Beschreibung der Daten heranzieht und die Interaktionseffekte entfernt) werden mehr oder weniger stark von den wahren Daten abweichen; wenn diese Abweichung jedoch nicht signifikant ist (also χ^2 größer als .10 ist) sollte dieses Modell gegenüber dem gesättigten Modell bevorzugt werden, weil es sparsamer ist. Die ”Kunst” log-linearer Analysen ist es also, das Modell zu finden, welches möglichst sparsam und angemessen die Daten vorhersagt. Dabei wird das gesättigte Modell als Standard verwendet, an dem sich alle anderen Modelle bezüglich ihrer Vorhersagekraft messen müssen. 3. Das Modell sollte in Übereinstimmung mit theoretischen Annahmen sein. In der vorliegenden Arbeit sind das also Interaktionsannahmen zweiter Ordnung, d.h., in den folgenden Analysen wird getestet, ob die Motiv-Komponenten sich als Interaktionseffekte aus Kontext- und Traitvariablen verstehen lassen. Um diese Annahmen zu falsifizieren, reicht es bereits aus zu zeigen, daß die Haupteffekte beider Variablen nicht signifikant weniger gut die Variabilität innerhalb der Motivkomponente vorhersagen können als das Modell, welches zusätzlich den Interaktionseffekt beider Variablen berücksichtigt (also das saturierte Modell). Das Signifikanzniveau, welches zur Ablehnung der Interaktions-Hypothese nötig ist, soll auf 5% festgesetzt werden. Wenn sich also die Differenz der L^2-Werte der beiden Modelle signifikant unterscheiden (p kleiner als 5%), dann müssen wir annehmen, daß das komplexere Modell zutrifft. Den Fit eines Modells kann man also als einen konditionalen Test dieses Modells gegen das saturierte Modell ansehen. Weicht ein Modell signifikant von den beobachteten Daten ab, dann bedeutet das zweierlei:

1. Die Variablen können *nicht* unabhängig voneinander sein, denn das Modell beinhaltet ja den Stichprobengrößen-Parameter, welcher bei Unabhängigkeit der Variablen, die Daten angemessen beschreibt (die Häufigkeiten verteilen sich in Abhängigkeit von den unabhängigen Variablen in etwa gleich über die Kategorien der abhängigen Variable).
2. Der Interaktionseffekt zwischen den unabhängigen Variablen leistet einen signifikanten Beitrag zur Aufklärung der Varianz in der abhängigen Variable. Dies muß so sein, da ja Stichprobengröße, Haupteffekt von X und Hauteffekt von Y zusammen die Daten signifikant schlechter vorhersagen als das gesättigte Modell – und das gesättigte Modell enthält den Interaktionseffekt.

Für die Überprüfung aller Persönlichkeits-Kontext-Analysen werden daher die LOGIT LOGLINEAR ANALYSIS der SPSS 9.0 Version verwendet.

Schon eher als normalverteilt kann man im Gegensatz zu den Unterkomponenten die Grundmotive bezeichnen. Analysen, die die Grundmotive als Kriterium haben, werden daher mit den üblichen inferenzstatistischen Methoden geprüft. Da aber auch hier Normalverteilung nur angenähert vorliegt, werden diese Ergebnisse immer zusätzlich auch kategorial abgesichert.

Die nächste Tabelle behandelt den *Anregungsgehalt* der sieben Bilder. Da diese aus dem Multi-Motiv-Gitter (MMG von Schmalt) entnommen wurden, lassen sich hiermit auch Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden Motivmeßmethoden vergleichen.

Tabelle 3.2.3: *Anregungsgehalt (relative Häufigkeiten in %) der sieben verwendeten Bilder für das Bindungs- , Leistungs- und Machtmotiv*

Titel des Bildes	Bindung	Leistung	Macht	Anregungstyp
1. Testsituation	5.2	71.6	8.3	Leistung
2. Offizier/Soldat	0	16.0	70.1	Macht
3. Labor	8.3	41.7	31.8	Leistung, Macht
4.. Disco Tanzen	54.9	10.2	13.9	Bindung
5. Manager/Angestellter	2.2	13.3	67.9	Macht
6. Gruppen Diskussion	44.1	9.3	35.5	Bindung, Macht
7. Arbeitsgruppe	29.9	15.4	35.2	Bindung, Macht

Die drei Spalten addieren sich nicht zu 100, weil nicht selten keinerlei Kodierung auf eine Antwort gegeben werden konnte „missing value“). Ein Bild (Disco Tanzen) regt fast ausschließlich das Bindungsmotiv an, zwei weitere (Gruppen Diskussion und Arbeitsgruppe) ebenfalls noch recht stark. Das erste Bild regt wie zu erwarten vor allem das Leistungsmotiv an, das Laborbild tut dies etwas weniger stark. Zwei Bilder (Offizier/Soldat und Manager/Angestellter) regen vor allem das Machtmotiv an. Bild 3, 6 und 7 tun dies auch noch recht stark. Damit ist das Anregungsgehalt für das Machtmotiv insgesamt wohl etwas zu stark ausgefallen. Dieser festgestellte Anregungsgehalt ist insgesamt dem sehr ähnlich, den Schmalt et al. (1994; 2000) bei der MMG-Auswertung festgestellt haben. Es gibt aber auch

Unterschiede: so finden Schmalt et al. bspw. bei Bild 5 und 7 einen hohen Anteil des Leistungsmotivs, der mit dem OMT nicht festgestellt werden kann.

Stabilität

Die Retest-Reliabilitäten projektiver Tests nach sechs bis 12 Monaten liegen in einem Bereich zwischen .50 und .60, *wenn man die Instruktion gibt, daß die Probanden „ruhig die gleichen Geschichten noch einmal aufschreiben können, da es sich nicht um einen Kreativitätstest handelt* (s. Smith, 1992). Ohne diese Instruktion fallen die Retest-Reliabilitäten geringer aus. Hieran wird deutlich, daß die Messung der Stabilität bei operanten Meßmethoden problematisch ist. Die Probanden erinnern auch nach einigen Monaten noch recht gut, was sie auf ein Bild geantwortet haben und suchen dann eine andere Antwort, weil sie glauben, daß sie sonst als wenig kreativ gelten könnten. Dieses Problem gilt natürlich auch beim OMT. Es wurde daher hier mit der eben beschriebenen Instruktion gearbeitet, um diesen Effekt auszuschließen.

Tabelle 3.2.4: *Stabilitäten der OMT-Bindungs-Motive über einen Zeitraum von 6 Monaten (N = 40; Spearman‘ s Rho Rangkorrelationen)*

		Zeitpunkt 2				
Bindung		O11	O12	O13	O14	O15
Zeitpunkt 1	O11	**.52****	-.22	-.26	-.00	-.06
	O12	-.16	**.65****	.02	.03	-.13
	O13	-.19	.02	**.62****	-.06	.21
	O14	-.23	.08	.34*	**.54****	.11
	O15	.27	-.25	-.16	-.03	**.65****

Anmerkung: * p < .05; ** p < .01

Diese Befunde stammen aus einer der Stichproben, die an der Universität der Bundeswehr erhoben wurden. Der OMT wurde dabei im Rahmen einer Lehrveranstaltung verteilt und genau 6 Monate später wiederholt. Alle fünf Bindungskomponenten weisen eine zufriedenstellende zeitliche Stabilität auf, da alle Bindungs-Komponenten des OMT, gemessen zum Zeitpunkt 1, sechs Monate später zum Zeitpunkt 2 hoch und signifikant miteinander aber nicht mit anderen Komponenten korrelieren. Mit Korrelationen zwischen

.52 und .65 liegen die Bindungskomponenten in dem Bereich, der von Smith (1992) als zufriedenstellend bezeichnet wird. Am geringsten fällt die Korrelation zwischen beiden Zeitpunkten bei O11 mit .52 aus. Dies kann an der relativen Seltenheit dieser Kategorie liegen.

Tabelle 3.2.5: *Stabilitäten der OMT-Leistungs-Motive über einen Zeitraum von 6 Monaten (N = 40; Spearman' s Rho Rangkorrelationen)*

		Zeitpunkt 2				
Leistung		O21	O22	O23	O24	O25
Zeitpunkt 1	O21	**.39***	-.02	.12	-.08	-.08
	O22	-.25	**.65****	-.01	-.25	.18
	O23	-.14	-.36*	**.45***	-.00	-.22
	O24	-.05	-.34*	-.05	**.63****	-.08
	O25	.00	-.14	-.01	.13	**.43****

Anmerkung: * p < .05; ** p < .01

Die zeitliche Stabilität ist beim OMT-Leistungsmotiv nur bei den Komponenten O22 und O24 mit Korrelationen über .60 voll zufriedenstellend. Der Befund, daß insbesondere O21 nur wenig stabil ist, könnte auf die nicht sehr hohe Objektivität dieser Komponente zurückgeführt werden. Allerdings ist dieser Koeffizient so gering, daß wir wohl annehmen müssen, daß das Flow-Motiv nicht sehr stabil ist. Auch die Korrelation zwischen Zeitpunkt 1 und 2 bei der Komponente O23 ist nicht sehr überzeugend.

Tabelle 3.2.6: *Stabilitäten der OMT-Macht-Motive über einen Zeitraum von 6 Monaten (N = 40; Spearman‘ s Rho Rangkorrelationen)*

		Zeitpunkt 2				
Macht		O31	O32	O33	O34	O35
Zeitpunkt 1	P31	**.65****	-.21	-.30	.20	.09
	P32	-.11	**.71****	-.11	.07	-.03
	P33	-.09	-.02	**.54****	-.24	-.01
	P34	.29	-.15	-.14	**.52****	-.25
	P35	-.06	.11	.07	-.11	**.32***

Anmerkung: * p < .05; ** p < .01

Die Stabilitäten beim Machtmotiv fallen insgesamt zufriedenstellend aus. Lediglich die Korrelation zwischen Zeitpunkt 1 und 2 bei O35 ist sehr gering. Da dies nun wohl nicht an mangelnder Objektivität bei der Auswertung liegen kann, muß es dafür andere Gründe geben. Vielleicht verweilt kaum jemand über mehrere Monate in so einer negativen Komponente – auch ohne Therapie erholen sich ja viele Personen selbst aus einer tiefen Depression (”Spontan- Remission”). Besonders stabil scheint die Komponente O32 (Status) zu sein.

Wahrscheinlich ist diese Stabilitätsschätzung insgesamt zu hoch, da durch die Instruktion wohl eher die *maximale* als die *typische* Stabilität nach 6 Monaten induziert wurde. Die inneren Konsistenzen (Cronbachs Alpha) fallen mit .42 für das Machtmotiv (über sieben Bilder) und .40 für das Bindungsmotiv (über 5 Bilder) nicht so schlecht aus, wie man hätte erwarten können. In einer neuen 15-Bilder-Version des OMT sind die inneren Konsistenzen sogar noch bedeutsam höher: .89 für das Bindungsmotiv, .90 für das Machtmotiv und zwischen .45 und .65 für die 15 Komponenten.

Zur Zeit ist eine weitere Überprüfung der Stabilität des OMT in Vorbereitung, die mit einer anderen Instruktion auskommt. Da inzwischen zwei Parallel-Versionen mit unterschiedlichen Bildern des OMT vorliegen, läßt sich die Stabilität des OMT bald besser abschätzen.

Geschlechtsunterschiede

Auch die Variable Geschlecht dürfte zu den Faktoren gehören, die bei der Motivgenese eine Rolle spielen, die hier aber nur am Rande erörtert werden, weil sie die Fragestellung dieser Arbeit nicht direkt berühren. Evolutionsbiologische Überlegungen lassen es als sehr wahrscheinlich erscheinen, daß Frauen und Männer im Durchschnitt unterschiedliche Motive aufweisen (Chasiotis & Voland, 1998). Vor diesem Hintergrund ist es stimmig, daß Frauen signifikant höhere Werte bei der Komponente O12 ($\chi^2 = 4.3$, $p < .05$) und O14 ($\chi^2 = 20.0$, $p < .001$) aufweisen.

Männer haben tendenziell höhere Werte bei O25 ($\chi^2 = 3.0$, $p < .10$). Signifikant ist dieser Geschlechtsunterschied nur in der westlichen Teilstichprobe ($\chi^2 = 8.8$, $p < .01$). Ebenfalls nur im Westen signifikant ist der Unterschied bei O33 – Männer haben hier höhere Werte ($\chi^2 = 3.12$, $p = .07$). Männer im Osten wie im Westen, die jünger als 40 Jahre sind, haben höhere Werte bei O34. Schließlich haben Männer jeglichen Alters tendenziell höhere Werte bei O32 ($\chi^2 = 2.8$, $p < .10$).

Damit ergibt sich insgesamt ein Bild, welches aufgrund vorliegender Erkenntnisse bezüglich evolutionsbiologisch begründbarer Geschlechtsunterschiede erwartet werden konnte: Frauen haben höhere Werte beim Bindungsmotiv (53.1 vs. 33.3% weisen einen Gesamt-Bindungscore über dem Median auf; $\chi^2 = 12.38$, $p < .001$). Männer haben dagegen höhere Werte beim Machtmotiv (Ausnahme sind die Komponenten O31 und O35). Daß die intrinsische Machtkomponente keine Geschlechtsunterschiede aufweist, mag ein Hinweis darauf sein, daß es auch für Frauen adaptiv ist, auf andere Einfluß auszuüben, Menschen zu entwickeln und mitunter zu dominieren.

Keine Unterschiede gibt es beim Leistungsmotiv. Dies steht im übrigen auch in Übereinstimmung mit Untersuchungen, die den TAT als Motivmaß einsetzten (McClelland, 1987).

Kohorten- bzw. Alterseffekte

Ebenfalls aus soziobiologischen Überlegungen heraus kann man erwarten, daß in unterschiedlichen Altersklassen unterschiedliche Motive dominieren sollten, bspw. weil der

Anspruch auf Autonomie im Leben einen umgekehrt U-förmigen Verlauf annimmt, und weil der Sollwert für Abhängigkeit sich zum Sollwert für Autonomie gegenläufig verhält (Bischof, 1985, 1996). Solche Alterseffekte sind jedoch nur längsschnittlich eindeutig nachweisbar, weil beim Vergleich verschiedener Alterskohorten die frühkindlichen Kontextbedingungenen, denen die Menschen zu unterschiedlichen Zeitpunkten ausgesetzt waren, den Alterseffekt überlagern.

Es gibt eine ganze Reihe von Unterschieden zwischen den verschiedenen Kohorten bei OMT-Komponenten, auf die wir hier hinweisen wollen. Es handelt sich dabei aber m.E. zum größten Teil um historische Effekte. Wir wissen bspw., daß einige der verwendeten Familienkontext-Variablen systematisch mit dem Eintritt Deutschlands in den 1. und 2. Weltkrieg variieren (Personen geben dann signifikant geringere Werte etwa für das Ausmaß an Wärme in der Familie und insbesondere im Verhältnis zum Vater an, siehe Scheffer et al., 1999). Die folgende Tabelle informiert über die OMT-Kategorien, bei denen in der vorliegenden Stichprobe signifikante Kohorteneffekte auftreten sowie über die Kohorten, auf die diese Unterschiede hauptsächlich zurückzuführen sind.

Tabelle 3.2.7: *maximale Ausprägungen von OMT-Komponenten bei verschiedenen Kohorten*

OMT-Kategorie	Kohorte (Geburtsjahre) mit den höchsten Werten
O15 (Verbindlichkeit)	1976-1980
O24 (Leistungsdruck)	1956-1966
O25 (Selbstkritik)	1976-1980
O31 (Führung)	1956-1966
O33 (Selbstbehauptung)	1976-1980
O34 (Direktion)	1939-1945

Auffällig ist das negative Motiv-Profil der jüngsten Kohorte in der vorliegenden Untersuchung. Personen, die zwischen 1976 und 1980 geboren wurden weisen höhere Werte bei den Komponenten O15, O25 und O33 auf. Über die Gründe dieses unerwarteten Befundes kann hier nur spekuliert werden, zumal ein solcher auf einer Teilstichprobe beruhender Befund natürlich auch zufällig zustande gekommen sein mag. Ich könnte mir vorstellen, daß sich hier Effekte einer ungebrochen wirkenden Individualisierung aller Lebensbereiche wie auch der Familie handelt, die junge Menschen dazu zwingt individualistische Motive zu

entwickeln, ohne daß ihnen dabei die notwendige Unterstützung gewährt wird, diese in eine affektiv-positive und sozial angemessene Form zu bringen.

Eindeutiger interpretierbar erscheinen die Unterschiede bei O31 und O24. Die höheren Werte bei O31 und auch bei O24 von Personen, die zwischen 1956-1966 geboren wurden, können m.E. als Alterseffekt interpretieren werden: die Personen waren damit zum Zeitpunkt der Untersuchung zwischen 30 und 40, also in einem Alter, in dem häufig im Beruf Führungspositionen erreicht werden und in der Familie die Erziehung der Kinder einen hohen Stellenwert einnimmt. Beides ließe natürlich höhere Werte bei O31 in diesem Alter als besonders adaptiv erscheinen. Die höheren Werte bei O24 dagegen könnten wir mit dem durch erhöhte Verantwortung empfundenen Druck, Leistungen und Kompetenzen zu beweisen, erklären.

Die Unterschiede bei O34 in der Kohorte, die zwischen 1939 und 1945 geboren wurde, läßt sich vielleicht vorrangig als Sozialisationseffekt interpretieren. Es erscheint durchaus möglich, daß während des 2. Weltkrieges und der Nazi-Diktatur, die Inhibition von Machtimpulsen bei Kindern einen historischen Höhepunkt erreichte.

Einfluß der sozioökonomischen Schicht

Es ist allgemein akzeptiert, daß die verschiedenen Schichten in der Gesellschaft unterschiedliche Erziehungsvorstellungen haben, welche sich auch auf die Ausprägung von Motiven auswirken (McClelland, 1966).

Tatsächlich weisen Personen, deren Vater aus der Unterschicht oder unteren Mittelschicht kommt (also Arbeiter, Handwerker, einfache Angestellte) mit 48.4% signifikant häufiger die Komponente O14 auf als Personen, die in die Mittelschicht hineingeboren wurden (28.8%; $\chi^2 = 12.46$, $p < .001$). Der Einfluß der Schichtzugehörigkeit scheint linear zu sein: am höchsten ist die Frequenz von O14 in der "untersten Unterschicht" mit 76.9%, am niedrigsten in der "Oberschicht" mit 33%. Tendenziell gilt dieser Unterschied für alle Komponenten des Bindungsmotivs, welches insgesamt häufiger in der "Unter"- als in der "Oberschicht" vorkommt (49.7 vs. 38.4%; $\chi^2 = 3.99$, $p < .05$).

Genau den gleichen Unterschied findet man, wenn man statt der Bildung des Vaters die Bildung der Person selber betrachtet. Personen mit höherem Bildungsabschluß (Fachschulabschluß, Abitur) haben viel seltener O14-Kodierungen als Personen ohne Abitur oder Fachschulabschluß (31.1 vs. 51.1%; $\chi^2 = 12.97$, $p < .001$).

Ansonsten findet man aber nur sehr geringe Unterschiede zwischen den Schichten. Einen tendenziell signifikanten Einfluß scheint die Schichtzugehörigkeit auf die positiven Machtmotive O31 und O32 zu haben ($\chi^2 = 3.50$, $p = .06$ bzw. 3.15, $p = .07$), welche mit 36.8% und 47.4% jeweils am höchsten in der oberen Oberschicht sind. Die einzige Ausnahme bildet interessanterweise die Komponente Flow: hier haben Personen aus der Unterschicht (!) auch höhere Werte (nämlich 16.1%), dagegen haben nur 6.8% der Personen aus der "Oberschicht" einen oder mehrere Scores bei O21.

Einfluß der Reihenfolge bei der Untersuchung

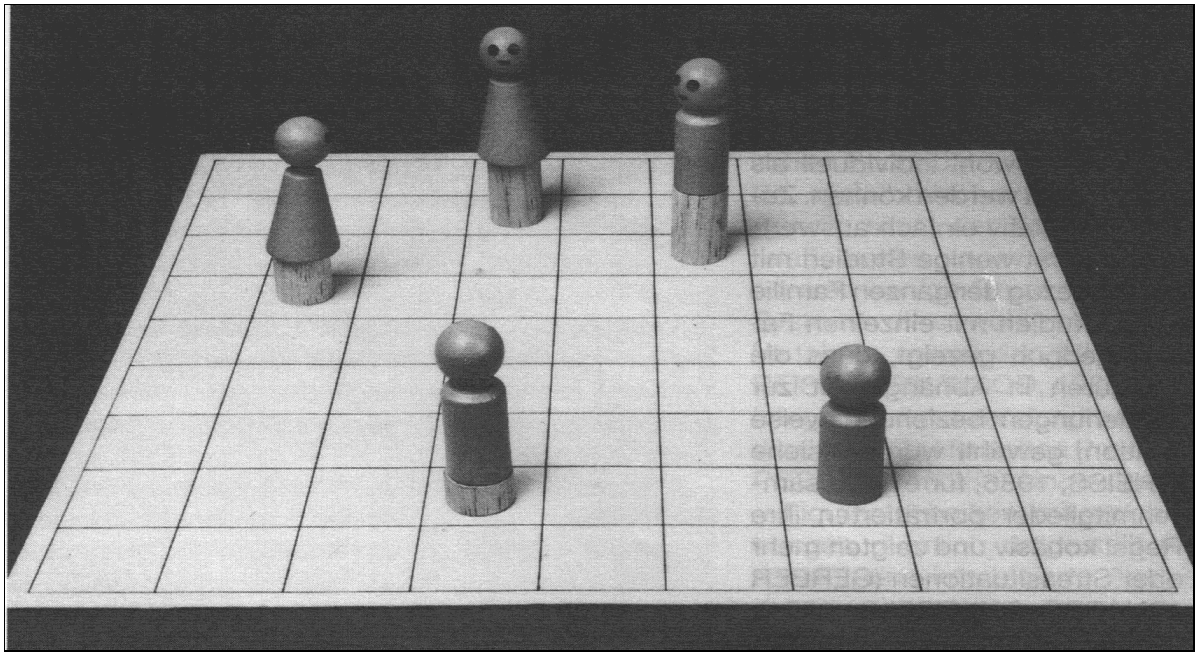
Um eine systematische wechselseitige Beeinflussung der verschiedenen Meßmethoden auszuschließen, wurde die Reihenfolge bei der Bearbeitung der Instrumente durch die TeilnehmerInnen an der Untersuchung randomisiert und dokumentiert. Insbesondere bei der Motivmessung durch den OMT läßt sich eine Beeinflussung durch andere Instrumente durchaus plausibel begründen. Man muß sich im Grunde nur an den Konstruktionsexperimenten mit dem TAT orientieren, um hier Hypothesen aufzustellen: Könnte es nicht sein, daß eine Beschäftigung mit wenig kohäsiven familiären Situationen während der Durchführung desFAST ein Bindungsmotiv induziert? Für die Überprüfung der Hypothesen wäre das fatal – nicht tatsächliche Kindheitserinnerungen hätten dann das Bindungsmotiv angeregt, sondern alleine die aktuelle Beschäftigung mit solchen Situationen!

Es leuchtet also ein, daß es wichtig war, diese Reihenfolgeffekte durch Randomisierung auszuschließen. Darüber hinaus liefert eine Analyse des Zusammenhangs zwischen Reihenfolge und Motivmessung durch den OMT keinerlei signifikante Ergebnisse. Dies deutet neben anderen im Ergebnisteil dargestellten Befunden darauf hin, daß die OMT-Motiv-Messung durch aktuelle situative Varianz kaum beeinflußt wird.

3.2.2 Methode zur Erfassung des Kindheitskontext – der Familien-System-Test (FAST)

Zur Erfassung frühkindlicher Kontexte kommt der "Familien-System-Test" (FAST) von Gehring (1993) zur Anwendung. Der FAST erscheint zur Operationalisierung sehr früher, nicht immer exakt explizierbarer Kontext-Erinnerungen deswegen geeignet, weil er eine räumliche Darstellung der Nähe und Hierarchie von Familienmitgliedern ermöglicht, welche auch implizite Beziehungsmuster verdeutlicht. Er wird in der familientherapeutischen Forschung und Praxis auch zur Erfassung frühkindlicher Erinnerungen eingesetzt. Der FAST erscheint für die Erfassung retrospektiver Beziehungsrepräsentationen als eine sog. Figurenlege-Technik (*"figure placement")* besonders gut geeignet, da diese Techniken entwickelt wurden, um eine implizite, räumliche Operationalisierung individueller und kollektiver Wahrnehmung familiärer und organisationeller Eigenschaften zu gewinnen.

Abbildung 11: *Der Familiensystem-Test (FAST, S. Gehring, 1993)*



Der FAST besteht aus einem Brett (45 x 45 cm) und ist, ähnlich wie ein Schachbrett, in 81 monochromatische Felder unterteilt. Außerdem gibt es schematische Figuren (8-5 cm; männliche Zylinder und weibliche Kegel), sowie zylindrische Blöcke in drei verschiedenen Größen (1.5, 3 und 4.5 cm). Die Probanden können damit die Nähe und Hierarchie der Familienmitglieder untereinander darstellen, indem sie einzeln und unbeobachtet von den

anderen Familienmitgliedern gebeten werden, die Figuren zu kennzeichnen (bspw. Vater, Tochter, usw.), und diese dann so zu plazieren, daß es die typische emotionale Nähe oder Verbundenheit zwischen den beiden Personen ausdrückt. Abbildung 10 zeigt eine wenig kohäsive Familiensituation. Nachdem die Probanden so das ganze Familiensystem dargestellt haben (es können auch wichtige Verwandte, Freunde und Bekannte berücksichtigt werden), sollen sie in einem nächsten Schritt die Figuren mit kleinen Klötzen so erhöhen, daß dies den tatsächlichen Einfluß einer Person auf die anderen ausdrückt. Um sicherzustellen, daß alle Probanden die Instruktion verstanden haben, wurde jedesmal die gleiche Erklärung von den VersuchsleiterInnen abgegeben, daß die Nähe zwischen zwei Figuren ausdrückt, *"wie emotional verbunden sich zwei Mitglieder der Familie miteinander fühlen",* und daß die Anzahl der Klötze einer Person die "*Möglichkeit andere Mitglieder zu beeinflussen"* darstellt.

Es wurden diese vertikalen und horizontalen Abstandsrepräsentationen zu Familienmitglieder den primär Vertrauten in drei Situationen erfaßt. Zuerst die Familienkonstellation in der frühen Kindheit "*erinnern Sie sich bitte an die Situation als Sie ein kleines Kind waren"*. Als nächstes die Situation als die Person selber kleine Kinder hatte. Diese Situation fiel natürlich aus, wenn jemand keine Kinder hatte. Und schließlich die aktuelle Situation. Hiermit bot sich für uns also die Möglichkeit, retrospektiv den Lebenslauf von der frühen Kindheit, zum jungen Erwachsenenalter bis hin zur aktuellen Situation zu *simulieren.* Von besonderem Interesse wird es sein, ob eher die frühen oder die rezenten familiären Einflüsse die Motivgenese beeinflussen.

Insbesondere Kohäsion und Hierarchie stehen bei der Auswertung des FAST im Mittelpunkt des Interesses. Es können aber auch komplexere Sichtweisen und psychodynamische Konzepte erfaßt werden, wenn man die familiäre Organisation über mehrere Situationen hinweg beobachtet (z.B. Konflikt-, Ideal-Situationen, frühere Situationen). Das Konzept, daß adaptive Familienstrukturen sich durch Kohäsion und mittlere Hierarchie auszeichnen, ist in der familientherapeutischen Praxis und Forschung weitgehend akzeptiert (Minuchin, 1977; Boszormenyi-Nagy & Spark, 1981, Gehring et al., 1994; Gehring & Schultheiss, 1987).

Der FAST ist entsprechend eine häufig verwendete Operationalisierung dieser zentralen familientherapeutischen Konzepte. Er kann eine zufriedenstellende Retest-Reliabilität sowie eine beachtliche Konstruktvalidität für sich in Anspruch nehmen (Gehring, 1993). Der Test ermöglicht eine Differenzierung zwischen nicht-klinischen und psychosozial belasteten

Familien: Nicht-klinische Familien haben eine kohäsive und ausgewogen hierarchische Beziehungsstruktur und klare Generationengrenzen (Marti & Gehring, 1992): Während klinische (d.h. psychosozial auffällige) Schüler der 1. Bis 3. Klasse aus vollständigen Mittelschichtfamilien ihre Familie nur in 28% der Fällen als kohäsiv und nicht zu hierarchisch darstellen, tun dies 60% der nicht klinischen Altersgenossen. Die Darstellung familiärer Kohäsion und Hierarchie variiert mit dem Alter und Geschlecht von Kindern (Feldmann & Gehring, 1988).

Edwards (1980) hat Befunde zusammengefaßt, die zeigen, daß Figurentechniken signifikant mit tatsächlicher Distanz-Nähe-Regulation korreliert, und daß die Variablen, die echtes Distanz-Nähe-Verhalten beeinflussen, auch die Beziehungen der Figuren untereinander beeinflussen. Für die vorliegende Arbeit sind folgende Variablen des Familiensystems von besonderer Bedeutung.

Familiäre Kohäsion

Sehr einfach ist die Operationalisierung der *hohen Kohäsion,* die gegeben ist, wenn alle Personen unmittelbar benachbart sind. Eine *mittlere Kohäsion* entspricht einer Familienstruktur, bei welcher alle Figuren innerhalb eines Quadrates von 3x3 Feldern angeordnet sind. Über die Sinnhaftigkeit dieser Definition läßt sich streiten. Wir wollen aber davon ausgehen, daß auch eine solche Familienstruktur noch kohäsiv ist und werden für die folgenden Untersuchungen, die mittlere und hohe Kohäsion zusammenfassen. Befinden sich jedoch eine oder mehrere Personen außerhalb dieses Quadrates, handelt es sich um eine *geringe ("tiefe") Kohäsion*. Hierbei muß natürlich die Anzahl der verwendeten Figuren berücksichtigt werden. Bei Familien mit mehr als vier Figuren gelten daher zusätzliche Kriterien. Bei fünf Figuren darf eine außerhalb des Quadrates liegen. Das Feld dieser Figur muß jedoch demjenigen einer Figur innerhalb des Quadrates direkt, also nicht diagonal, benachbart sein. Bei sechs Figuren dürfen entsprechend zwei Personen außerhalb des Quadrates liegen. Ein (besonders bei großen Familien nicht seltener) Sonderfall ist es, wenn Familien sich als eine horizontale oder vertikale Reihe präsentieren, wobei alle Personen ohne Zwischenräume aneinandergereiht werden – hier wird auch die hohe Kohäsion klassifiziert.

35.4% der an unserer Untersuchung teilnehmenden haben die familiäre Kohäsion in ihrer Kindheit als hoch kohäsiv dargestellt, 26 % als mittel und 38.6% als wenig kohäsiv. Wie

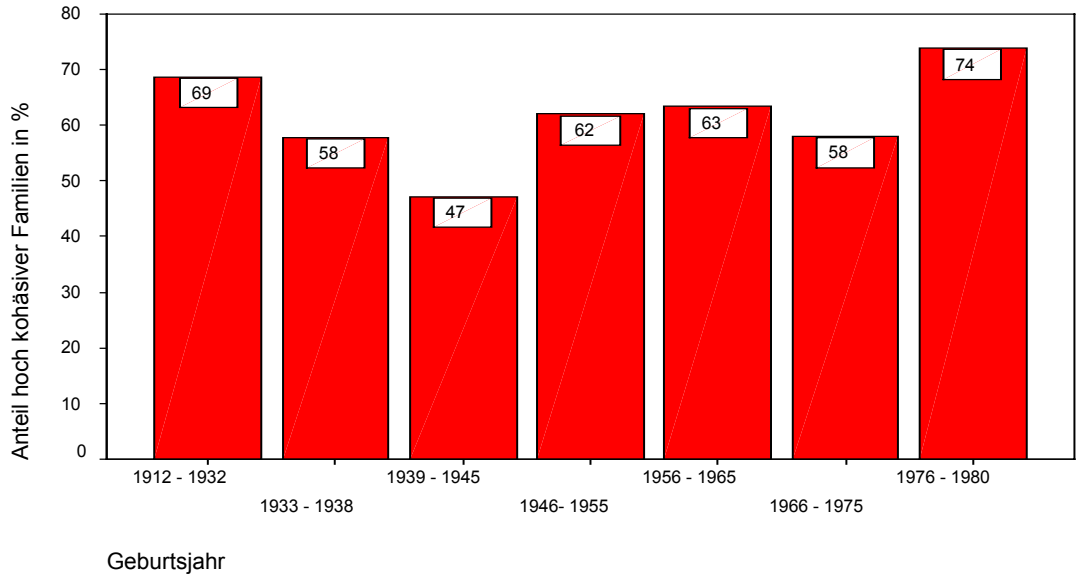
gesagt wird in den folgenden Untersuchungen nur die Gruppe mit wenig kohäsiver sowie die mit hoher und mittlerer Kohäsion berücksichtigt. Es lassen sich keine Geschlechtsunterschiede feststellen. Einen erheblichen Unterschied bei der Kohäsion gibt es aber zwischen Ost- (Halle) und Westdeutschland (Osnabrück): In Halle haben 71% (!) ihre familiäre Kohäsion in der Kindheit als hoch oder zumindest mittel kohäsiv dargestellt und nur 29% als tief kohäsiv. Demgegenüber stellen immerhin 45.9% der westdeutschen TeilnehmerInnen die Kohäsion als tief dar. Dieser Unterschied ist hoch signifikant ($\chi^2(1) = 9.41$, $p < .01$). Dies ist besonders auf die größere Nähe zum Vater zurückzuführen. Immerhin 43.8% der Personen in Halle stellen diese unmittelbar benachbart dar, während dies in Osnabrück nur 23.9% taten. Dieser Unterschied ist hoch signifikant ($\chi^2(1) = 13.42$, $p < .0001$).

Zum Teil ist dieser "Kultur-Unterschied" ein Geschwisterpositions-Unterschied. Unter den TeilnehmerInnen in Halle gab es mit 24.5% der Fälle deutlich mehr Einzelkinder als im Westen (12.3%) und deutlich weniger mittlere Geschwisterpositionen (12.9% im Osten gegenüber 23.5% im Westen). Die Personen, die sich in einer mittleren Geschwister-Position befinden, geben mit 46.7% signifikant seltener eine hohe familiäre Kohäsion als Erstgeborene (59.8%), jüngste Geschwister (64.7%) und Einzelkinder (80.4%) an. Kontrolliert man den eben berichteten Ost-West-Unterschied auf Geschwisterpositionseffekte, dann bleibt der Unterschied zwar signifikant, ist aber schwächer. Das bedeutet, daß ein Teil der Unterschiede bei familiären Kohäsion in Ost und West auf die Unterschiede in der Geschwisterposition, die nach 1949 durch die unterschiedlichen Systeme entstanden, zurückzuführen sind.

Eine weitere Variable, welche die wahrgenommene Kohäsion des Familiensystems beeinflußt, ist die Anzahl der Geschwister. Je mehr Geschwister eine Person hat, desto unwahrscheinlicher ist es, daß sie die Familie kohäsiv darstellt. Da die Anzahl der dargestellten Personen wie gesagt bei der Verrechnung von Kohäsion berücksichtigt wird, muß es für die sinkende Wahrscheinlichkeit hoher Kohäsion in Familien mit mehreren Kindern (Test für lineare Assoziation $\chi^2(1) = 5.79$, $p < .01$) strukturelle Gründe geben. Am größten ist die Wahrscheinlichkeit für eine hohe Kohäsion, wenn es gar keine weiteren Geschwister gibt – 83.7% der Einzelkinder geben eine hohe Kohäsion an. Bei 3 Geschwistern bspw. tun dies nur noch 48.5%. Insgesamt ist die Tendenz so, daß je mehr Personen in einer Familie sind (bspw. auch Verwandte und Freunde), um so seltener werden kohäsive Darstellungen.

Die nächste Abbildung verdeutlicht, daß auch der Makrokontext die familiäre Kohäsion beeinflußt. Die tiefste Kohäsion haben die Personen dargestellt, die zwischen 1939 und 1945 geboren wurden.

Abbildung 12: *Anteil kohäsiver retrospektiver Familienrepräsentationen in Abhängigkeit vom Geburtsjahr der die Familie darstellenden Person*



Weitere Hinweise zur Validität des FAST können wir aus der Übereinstimmung mit einer anderen Methode zur Erfassung von Kindheitskontexten gewinnen, wobei hier die Beziehungs-Kontext-Skala („BKS“: s. Scheffer, Chasiotis, Restemeier, Keller & Schölmerich., 2000) verwendet wird. Wie die folgende Tabelle zeigt, ergeben sich stimmige Beziehungen zwischen der BKS und der familiären Kohäsion.

Tabelle 3.2.8: *Mittelwerte in weiteren Sozialisationsvariablen bei Personen mit hoher oder geringer familiärer Kohäsion.*

Kohäsion	gering (113)	hoch (188)	t-Wert
Positive Qualität der Beziehung zur Mutter	2.10	2.29	2.75**
Positive Qualität der Beziehung zwischen den Eltern	1.50	1.81	4.20***
Positive Qualität der Beziehung zum Vater	1.47	1.76	3.23**
Positive Qualität der familiären Beziehungen	1.68	2.00	4.40***
Familiäre Harmonie	2.08	2.41	4.84***

Anmerkungen: vierstufige Intensitätsskala (1 = „trifft gar nicht zu“; 4 = „trifft sehr stark zu“).
* $p < .05$; ** $p < .01$; *** $p < .001$

Personen, die eine tiefe Kohäsion dargestellt haben, geben auch in Fragebögen signifikant negativere Beziehungen in ihrer Familie an.

Familien, in denen sich die Eltern später scheiden, dürften tendenziell auch schon vorher durch geringere Kohäsion belastet sein. Familien, in denen später eine Scheidung stattfand, sind auch in der retrospektiven Erinnerung des Kindes durch eine geringe Kohäsion gekennzeichnet: nur 42.3% der Personen aus einer Scheidungsfamilie erinnern diese als hoch kohäsiv; Personen hingegen, deren Eltern zum Zeitpunkt der Befragung noch zusammenlebten, stellten diese in 57.7% der Fälle als hoch kohäsiv dar. Auch dieser Unterschied ist hoch signifikant ($\chi^2(3) = 10.5$; $p < .01$). Dies ist besonders auf eine größere Distanz des Vaters in Scheidungsfamilien zurückzuführen, der dort in 63.5% der Fälle als distanziert dargestellt wurde, wohingegen er dies in Nicht-Scheidungsfamilien nur in 36.9% der Fälle so dargestellt wurde ($\chi^2(1) = 12.7$; $p < .001$).

Aufbauend auf den Annahmen von Draper & Harpending (1982) war postuliert worden, daß mitlaufende Pflege, elterliche Konflikte und geringe familiäre Kohäsion als Teil eines Syndroms verstanden werden können, welches sie über die Variable der *väterlichen Abwesenheit* operationalisierten. Es ist daher zu fordern, daß die verwendete Operationalisierung von geringer Kohäsion insbesondere auch den Aspekt der väterlichen

Abwesenheit bzw. Distanz widerspiegelt. In Familien, die als kohäsiv dargestellt werden, wird der Vater in 87.2% der Fälle in unmittelbarer Nähe dargestellt. In den nicht kohäsiven Familien sind dies nur 24.6%. Dieser Unterschied ist hoch signifikant ($\chi^2(1) = 84.9$; $p < .00001$). Es erscheint angesichts der Höhe dieses Effektes durchaus gerechtfertigt, geringe familiäre Kohäsion und väterliche Abwesenheit als Teil desselben Syndroms anzusehen. Tabelle 3.2.9 faßt die Einflüsse der verschiedenen Variablen in der Reihenfolge ihrer Bedeutsamkeit auf, wie sie in einer logistischen Regressionsanalyse mit der Kohäsion als abhängigen Variable ermittelt werden.

Tabelle 3.2.9: *Geschwisterposition, Scheidung der Eltern, väterliche Distanz und mütterliche Distanz als Prädiktoren der familiären Kohäsion*

Prädiktor	R	p
Distanz zum Vater	-.41	.00001
Geschwisterposition (älteste versus Zweitgeborene)	-.13	.01
Scheidung der Eltern	-.06	.07
Distanz zur Mutter	-.04	.10

Anmerkung: *Binäre logistische Regressionsanalyse*

Die Variable *Distanz zum Vater* ist mit großem Abstand der wichtigste Prädiktor, gefolgt von der Geschwisterposition und der Scheidung der Eltern. Die Distanz der Mutter hat nur einen geringen Effekt auf die wahrgenommene Kohäsion.

Distanz zur Mutter

Von den meisten TeilnehmerInnen wurde die Mutter von den Probanden in einem direkt benachbarten Feld (also in maximaler Nähe) oder in einem benachbart diagonalen Feld plaziert. Da nach Gehring die Abstände nach der Formel von Pythagoras berechnet werden, ist diese bei zwei direkt benachbarten Feldern 1 und bei zwei diagonal benachbarten Feldern 1.4. Die maximale Distanz beträgt 12. Die Verteilung der Distanzrepräsentationen in dieser Stichprobe sieht so aus, daß 53% eine maximale Nähe, 23% eine diagonale Distanz und jeweils unter 1% eine höhere Distanz als 2.8 dargestellt haben..

Es lassen sich daher nach dieser Verteilung zwei Teilstichproben definieren: Einmal die Personen, die ihrer Mutter gegenüber eine maximale Nähe angegeben haben, sowie die, die mit einem Abstand von mindestens 1.4 (also eine diagonale Nachbarschaft) eine gewisse Distanz zur Mutter implizierten. Für die folgenden Analysen werden nur die Ausprägungen Nähe (Abstand = 1) und Distanz (Abstand ist größer als 1) berücksichtigt. Diese Variable operationalisiert den frühkindlichen Kontext *Kontakt*, welche im theoretischen Teil als entscheidend für die Differenzierung von Motiven beschrieben wurde.

Es fällt ein deutlicher Unterschied in der empfundenen Nähe zur Mutter zwischen Ost- und Westdeutschland auf: während im Raum Osnabrück nur 46.4% eine große Nähe zur Mutter darstellten, waren dies im Raum Halle 62.3%, ein Unterschied der hoch signifikant ist ($\chi^2(1) = 7.96$, $p < .01$). Auch Personen mit keinen oder nur wenigen Geschwistern stellen zu ihrer Mutter eine größere Nähe dar. Es lassen sich jedoch keine signifikanten Schicht- und Geschlechtsunterschiede feststellen. Auch eine Scheidung der Eltern wirkt sich kaum auf die empfundene Nähe zur Mutter aus.

Die folgende Tabelle informiert über signifikante Unterschiede zwischen Personen, die eine hohe oder relativ geringe Distanz zur Mutter dargestellt haben bei anderen sozialisationsrelevanten Variablen.

Tabelle 3.2.10: *Mittelwerte in weiteren Sozialisationsvariablen bei Personen mit hoher oder geringer Distanz zur Mutter.*

	„Distanz“ (N = 144)	„Nähe“ (N = 159)	t
Positive Qualität der Beziehung zur Mutter (BKS)	2.05	2.36	4.87***
Positive Qualität der Beziehung zwischen den Eltern	1.65	1.72	.91
Positive Qualität der Beziehung zum Vater	1.65	1.64	-.05
Positive Qualität der familiären Beziehungen	1.74	1.95	3.30***
Familiäre Harmonie	2.20	2.35	2.09*

Anmerkungen: vierstufige Intensitätsskala (1 = „trifft gar nicht zu“; 4 = „trifft sehr stark zu“).
* p < .05; ** p < .01; *** p < .001

Einfluß der Mutter auf das Kind

Bei dieser Variable wurde gezählt, wie viele Klötze mehr die Mutter hat als die Person selbst. Bei der Verteilung dieser Variablen sieht man, daß immerhin 38% an sich und die Mutter gleich viele Klötze vergeben haben. 5% gaben sich sogar mehr Klötze als der Mutter. Der Rest vergab an die Mutter einen (20%) Klotz mehr, zwei (23%) oder drei (14%) Klötze mehr. Extremere hierarchische Beziehungen sind selten. Nur 1% der Personen haben sich bspw. 9 Klötze weniger zugewiesen, was auf eine dysfunktionale Beziehung hinweisen könnte. Der Einfachheit werden jedoch auch hier zwei Gruppen für die weiteren Analysen bilden: einmal die Gruppe, die Einfluß bei der Mutter wahrgenommen hat (also dieser mehr Klötze als sich selbst zugewiesen hat), sowie die Gruppe, die nur einen geringen Einfluß der Mutter dargestellt hat (also ihr nur gleich viele oder sogar weniger Klötze zuwies). Diese Variable operationalisiert demnach den dyadischen Beziehungsaspekt Hierarchie zur Mutter.

Es gibt keine Geschlechtsunterschiede bei der retrospektiven Darstellung der Hierarchie. Der einzige signifikante Unterschied ist der, daß bei zunehmender Anzahl von Geschwistern der Einfluß der Mutter tendenziell höher eingeschätzt wird (Test für lineare Assoziation $\chi^2(1) = 5.19$, $p < .05$). Einzelkinder stellen mit 55.8% am häufigsten ein egalitäres hierarchisches Verhältnis zur Mutter in ihrer Kindheit dar. Interessant ist außerdem noch, daß bei höherer Hierarchie zur Mutter die Beziehung zum Vater signifikant negativer eingestuft wird ($t = -1.99$; $p < .05$).

Einen Hinweis darauf, welche Verhaltenskorrelate der im FAST dargestellte Einfluß der Mutter auf das Kind haben könnte, liefert der folgende Befund: die Kinder von relativ „histrionischen“ Müttern stellen diese als einflußreicher dar als die von weniger histrionischen Müttern ($\chi^2(1) = 3.50$; $p = .06$). In der Untersuchung von Scheffer (1996) hatten histrionische Mütter ein Verhaltensmuster aus emotional positivem, aber überstimulierenden und nicht-kontingentem Interaktionen mit ihren Säuglingen gezeigt. Ein solcher affektiv positiver, aber nicht-kontingenter Stimulationskontext könnte also durchaus mit der Darstellung von mütterlichem Einfluß auf das Kind im FAST impliziert sein.

Relativer väterlicher Einfluß auf das Kind

Aufgrund der Annahmen von Draper & Harpending (1982) wird bei dieser Variable der *relative* Einfluß des Vaters im Vergleich zu dem der Mutter berechnet. Von einem relativ geringem Einfluß des Vaters auf das Kind kann man dann ausgehen, wenn der Vater *weniger* Einfluß zugewiesen bekommen hat als die Mutter oder gar nicht im FAST dargestellt wurde, obwohl er noch am Leben war. Diese Variable operationalisiert also die relative „Vaterabwesenheit" auf der vertikalen Dimension bzw. eine gewisse „Machtdistanz" zwischen den beiden primären Bezugspersonen, die natürlich dann besonders hoch sein dürfte, wenn der Vater so selten in Erscheinung tritt, daß er in der retrospektiven Darstellung nicht einmal mehr berücksichtigt wird.

Mit den anderen Sozialisationsvariablen lassen sich zwei signifikante Effekte nachweisen: Personen, die einen relativ geringen Einfluß des Vaters auf die Familie angaben, sahen auch die Beziehungsqualität zu ihm negativer ($t(1,290) = -2.66$; $p < .01$), und sie gaben auch eine schlechtere finanzielle Lage in ihrer Kindheit an ($t(1,304) = -2.57$; $p = .01$). Darüber hinaus ist ein Interaktionseffekt erwähnenswert: Am häufigsten als gering dargestellt wird der Einfluß des Vaters mit 43.3% bei ostdeutschen TeilnehmerInnen, die zwischen 1966 und 1975 geboren wurden. Der Interaktionseffekt zwischen Landesteil und Kohorte ist signifikant($\chi^2(6) = 12.46$, $p < .05$).

Eine weitere Möglichkeit der Überprüfung der durch den FAST operationalisierten Variable „Einfluß des Vaters" ergibt sich erneut aus den Untersuchungen zu Mutter-Kind-Interaktionen von Scheffer (1996). Dort hatte sich gezeigt, daß Mütter mit einem relativ eigenwillig-paranoidem Persönlichkeitsstil sich ihrem Kind gegenüber autonomiemißachtend verhielten, d.h., sie konnten es nicht ertragen, daß dieses sich von ihr abwendete und verhinderten dies durch ihr Verhalten. Es ist nun denkbar, daß Mütter mit diesem Persönlichkeitsstil dazu tendieren, im Vergleich zum Vater einen relativ höheren Einfluß auf das Kind auszuüben. Wenn dies so wäre, müßte die vom Kind dargestellte Variable „Einfluß des Vaters" mit dem paranoiden Persönlichkeitsstil der Mutter assoziiert sein.

Um diese Hypothese zu testen, wird, wie schon bei dem liebenswürdig-histrionischen Stil, eine Unterstichprobe gebildet. Diese setzt sich folgendermaßen zusammen: es wurden die Frauen und Männer selektiert, deren Mütter mit an der Untersuchung teilgenommen hatten

und von denen die entsprechend auch ihre PSSI-Werte vorlagen. Aus dem PSSI wurde dann die nach dem Median der Unterstichprobe der Mütter geteilte Skala „eigenwillig-paranoid" mit der Darstellung des relativen Einflusses des Vaters durch das Kind in einer Vierfelder-Tafel verglichen. Die folgende Tabelle zeigt, daß dabei eine signifikante Assoziation beider Variablen festgestellt wird.

Tabelle 3.2.11: *Zusammenhang zwischen dem eigenwillig-paranoiden Persönlichkeitsstil der Mutter und der Wahrnehmung des relativen Einflusses des Vaters durch das Kind*

	Einfluß des Vaters	
Persönlichkeitsstil der Mutter	gering	hoch
Verträglich	12.1 (N = 4)	87.9 (N = 29)
Eigenwillig	33.3 (N = 14)	66.7% (N = 28)

Anmerkung: χ^2 (1) = 4.56; p <.05

Aufgrund der kleinen Zellengrößen muß diese signifikante Assoziation beider Variablen ($\chi^2(1) = 4.56$; p <.05) sicherlich vorsichtig interpretiert werden. Dennoch ist zu konstatieren, daß nur 4 (12.1%) der Kinder von wenig eigenwilligen (also „verträglichen") Müttern einen geringen Einfluß des Vaters dargestellt haben, während es bei den Kindern der eigenwilligen Mütter immerhin 14 (33.3%) waren. Die Struktur dieser FAST-Variablen verdeutlicht eine Faktoren-Analyse (VARIMAX), deren Ergebnis in Tabelle 3.2.12 dargestellt wird.

Tabelle 3.2.12: Faktorenanalyse der dargestellten FAST-Variablen

Variable	Faktor 1	Faktor 2	Kommunalität
Familiäre Kohäsion	-.84	.00	.72
Distanz zur Mutter	.46	.00	.22
Distanz zum Vater	.83	-.13	.70
Einfluß der Mutter	.00	.86	.75
Relativer Einfluß des Vaters	.00	-.87	.76
Eigenwert	1.8	1.6	
Varianzaufklärung	35.7%	27.1%	

Die Faktorenanalyse zeigt deutlich die erwartete Zwei-Komponenten-Struktur. Eine geringe familiäre Kohäsion sowie hohe Distanzen zu Vater und Mutter bilden den Gegenpol von Wärme. Die Variablen Einfluß der Mutter und relativer Einfluß des Vaters gehen mit umgekehrten Vorzeichen in den Faktor ein, der sich aus Sicht des Zwei-Komponenten-Modells als Kontingenz interpretieren läßt.

Zusätzlich zu diesen retrospektiven Repräsentationen früher Kindheitskontexte wurden die jeweils entsprechenden *aktuellen* familiären Variablen erhoben, deren Operationalisierung identisch ist wie bei den retrospektiven Kontextrepräsentationen, nur daß sie sich eben auf die aktuelle Situation beziehen. In der aktuellen Situation wurde auch die Distanz zum Lebenspartner erhoben. Schließlich wurde auch noch erhoben, wie die Person die Distanz und Hierarchie in ihrer Familie einschätzte, als sie selbst kleine Kinder hatte. Da wir ja Eltern-Kind-Paare für die Untersuchung rekrutiert haben, ergibt sich daraus die interessante Möglichkeit zu prüfen, inwieweit die Sicht der Eltern mit der Sicht der (heute natürlich erwachsenen) Kindern übereinstimmt.

3.2.3 Beschreibung der PSSI-Skalen

Im nächsten Abschnitt werden die PSSI- (”Persönlichkeits-Stil-und-Störungs-Inventar”) Skalen beschrieben, die für den Ergebnisteil von besonderem Interesse sind. Eine vollständige Darstellung der Stile findet sich im PSSI-Manual, dem auch die folgenden Kurzbeschreibungen weitgehend entnommen sind (s. Kuhl & Kazén, 1997, S. 13-19).

Bei dem in dieser Untersuchung verwendeten Meßinstrument, dem Persönlichkeits-Stil-und-Störungs-Inventar (PSSI, Kuhl & Kazén, 1997), ist in der Entwicklung nicht angestrebt worden, die Orthogonalität der Skalen sicherzustellen. Wenn bspw. nachgewiesen werden kann, daß abhängige, depressive und selbstunsichere Verhaltensweisen miteinander korrelieren (bzw. in klinischen Diagnose Systemen eine hohe Kommorbidität aufweisen, Fiedler, 1995), dann sollten diejenigen Skalen im PSSI, mit denen diese Attribute gemessen werden sollen, auf demselben Niveau miteinander korrelieren. Aus der Kritik faktorenanalytischer Aggregationsstrategien ergibt sich ein dissoziationsorientierter Ansatz, der interessante Erkenntnisfortschritte gerade aus der Analyse von Unterschieden zwischen faktoriell homogenen Variablen erwartet.

Die Entwicklung des PSSI wie übrigens auch die des CPI (siehe Kap. 5) beruht daher auf der Auffassung, daß sich die menschliche Persönlichkeit durch eine Vielzahl miteinander vernetzter Merkmalssysteme beschreiben läßt. Der Kovariation der unterschiedlichen Merkmale wird eine adaptive, d.h. kontextabhängige Bedeutung zugeschrieben. Zusätzlich wird hier noch die an beiden Stichproben ermittelte Reliabilität (Cronbachs Alpha, West-N = 200, Ost-N = 139) pro Skala angegeben, weil sie einen gewissen Aufschluß darüber zuläßt, ob die Skalen in den Neuen und Alten Ländern gleichermaßen konsistent beantwortet werden.

Eigenwilliger Stil und paranoide Persönlichkeitsstörung

Die Items dieser Skala erfassen einen Persönlichkeitsstil, der durch die Neigung gekennzeichnet ist, eigene Wünsche und Absichten sehr deutlich zu erleben, die Absichten anderer zu ergründen und sie zu kontrollieren. Personen dieses Persönlichkeitsstils vertrauen sich nur zögernd anderen Menschen an und stellen die Loyalität anderer Menschen in Zweifel, in der pathologischen Übersteigerung oft grundlos auch die Loyalität von Freunden oder Mitarbeitern. Eigenwillige Menschen fühlen sich von anderen schnell ausgenutzt oder benachteiligt, hegen lange einen Groll gegen andere oder können nicht vergeben.

Beispiele:
"Die meisten Menschen verfolgen gute Absichten" (umgepolt).
"Viele Menschen nützen es aus, wenn man Schwäche zeigt".
"Ich traue manchmal auch meinen Freunden nicht mehr"
"Es gibt viele Menschen, die versuchen Macht zu gewinnen, nur um andere zu kontrollieren".
(Cronbachs Alpha = .77 (West), .74 (Ost)).

Gewissenhafter Stil und zwanghafte Persönlichkeitsstörung

Dieser Stil ist durch Pflichtgefühl, Gründlichkeit und Genauigkeit in der Ausführung eigener Tätigkeiten gekennzeichnet. Die entsprechende Persönlichkeitsstörung ist von Perfektionismus und Starrheit geprägt. Betroffene zeigen z.B. eine übermäßige Sorgfältigkeit und können Vorhaben aufgrund der übermäßig strengen eigenen Normen oder Zielvorstellungen häufig nicht realisieren. Sie beschäftigen sich übermäßig mit Details, Regeln, Ordnung und Sauberkeit. Arbeit wird oft über Vergnügen bzw. zwischenmenschliche Kontakte gestellt.

Beispiele:

"Beständigkeit und feste Grundsätze bestimmen mein Leben".

"Ich bin ein Mensch mit festen Gewohnheiten"

"Meine Gründlichkeit kann ich auch dann nicht ablegen, wenn ich unter Zeitdruck stehe".

"Pflichtbewußtsein geht für mich vor persönlichem Vergnügen".

(Cronbachs Alpha = .84 (West), .86 (Ost)).

Spontaner Stil und Borderline-Persönlichkeitsstörung

Der mit dieser Skala erfaßte Persönlichkeitsstil ist durch eine intensive Emotionalität und Leidenschaftlichkeit gekennzeichnet, die sich äußert in einer spontanen Begeisterungsfähigkeit für positive Wahrnehmungen und in einer impulsiven Ablehnung von Dingen oder Personen, die negative Eigenschaften zeigen. Spontane Menschen sind wenig nachtragend: Selbst starke negative Reaktionen gegenüber einem Menschen können nach kurzer Zeit vergessen sein. In der pathologischen Übersteigerung nimmt die Spontaneität die Züge der "Borderline"-Persönlichkeitsstörung an: Instabilität des Selbstbildes (Identität), der Stimmung sowie der zwischenmenschlichen Beziehungen sind einige der auffälligen Symptome.

Beispiele:

"Meine Gefühle wechseln oft abrupt und impulsiv".

"Ich spüre oft eine innerliche Leere".

"Wenn ich jemanden sehr mag, mache ich mir Sorgen, daß die Sympathie nicht lange hält".

"Manchmal habe ich das Gefühl, als könnte mein Leben völlig aus der Bahn geraten".

(Cronbachs Alpha = .81 (Ost und West)).

Selbstkritischer Stil und selbstunsichere Persönlichkeitsstörung

Personen mit diesem Persönlichkeitsstil sind sensibel für Kritik und zeigen sich in Gesellschaft zurückhaltend, weil sie sich oft "nicht so wichtig" nehmen. Sie verfügen über eine ausgeprägte Fähigkeit, eigene Erwartungen, Einschätzungen, bis hin zu komplexen Modellen ihrer Umwelt, in Frage zu stellen und zu revidieren, sobald widersprüchliche Informationen auftauchen. In der pathologischen Übersteigerung kann diese selbstkritische Haltung in eine ausgeprägte Besorgnis münden, vor anderen etwas Unpassendes oder

Dummes zu sagen. Die selbstunsichere Störung ist durch Angst vor negativer Beurteilung, Schüchternheit und sozialem Unbehagen gekennzeichnet. Selbstunsichere Menschen gehen nur Beziehungen ein, wenn sie sich der Akzeptanz sicher sind. Sie zeigen Verlegenheit z.B. durch Erröten und meiden berufliche Aktivitäten, wenn sie größere soziale Anforderungen bedingen.

Beispiel:

"Viele Seiten von mir zeige ich nicht, weil ich befürchte, daß ich die Sympathie mancher Menschen verlieren würde."

"Ich kann in Gesellschaft durchaus selbstsicher auftreten (umgepolt)"

"Was andere von mir denken, berührt mich wenig (umgepolt)

"Ich kann es gut verkraften, daß manche Menschen mich nicht mögen (umgepolt)"

(Cronbachs Alpha = .69 (West), .70 (Ost)).

Passiver (stiller) Stil und depressive Persönlichkeitsstörung

Hauptmerkmale des mit dieser Skala erfaßten Persönlichkeitsstils sind eine eher passive Grundhaltung, ein gedämpftes Erleben positiver Anreize und eine mehr kontemplative als pragmatische Grundeinstellung. Die pathologische Entsprechung des passiven Stils ist die depressive Persönlichkeitsstörung. Sie ist gekennzeichnet durch häufige Niedergeschlagenheit, Gefühle der eigenen Wertlosigkeit und Unzulänglichkeit sowie eine pessimistische Grundhaltung. Personen dieses Persönlichkeitsstils haben eine kritische Haltung sich selbst gegenüber, leiden oft unter Schuldgefühlen und sind nicht in der Lage, positive Emotionen zu empfinden.

Beispiele:

"Ich fühle mich oft niedergeschlagen und kraftlos".

"Wenn ich eine gute Idee habe, habe ich auch die Energie, sie umzusetzen (umgepolt)"

"Ich finde es oft mühsam und anstrengend, bei einem Vorsatz zu bleiben"

"Es gibt viele Dinge, über die ich mich freuen kann (umgepolt)".

(Cronbachs Alpha = .74 (West), .70 (Ost)).

Liebenswürdiger Stil und histrionische Persönlichkeitsstörung

Der liebenswürdige Stil ist durch ein warmherziges Verhalten gegenüber anderen Menschen, das mehr durch intuitiv-spontanen Ausdruck als durch analytisches Denken und

zielorientiertes Planen gekennzeichnet ist (impressionistischer Stil). Die Hauptmerkmale der dem liebenswürdigen Stil entsprechenden histrionischen Persönlichkeitsstörung sind eine übertriebene sozial orientierte Emotionalität und übermäßiges Verlangen nach Aufmerksamkeit. Personen mit dieser Persönlichkeitsstörung fordern ständig Bestätigung und Lob. Sie fühlen sich unwohl, wenn sie nicht im Mittelpunkt stehen.

Beispiel:

"Ich habe ein lebhaftes Temperament".

"Ich kann Menschen für mich einnehmen, wenn ich es will".

"Wenn ich unter Menschen bin, wirke ich meistens sehr lebhaft".

"Ich gelte als attraktiv".

(Cronbachs Alpha = .80 (West), .78 (Ost)).

Selbstbestimmter Stil und antisoziale Persönlichkeitsstörung

Hauptmerkmale des mit dieser Skala erfaßten Stils sind selbstbestimmtes bzw. (in der pathologischen Übersteigerung) rücksichtsloses Durchsetzen eigener Ziele, selbstsicheres (bzw. verletzendes und erniedrigendes) Verhalten gegenüber anderen. Die antisoziale Störung ist durch verantwortungsloses, rücksichtsloses und unsoziales Verhalten sowie durch fehlende Schuldgefühle bei Normverletzungen charakterisiert. Die Betroffenen sind nicht in der Lage, vorausschauend zu planen. Sie können sich den rechtlichen Normen der Gesellschaft nicht anpassen.

Beispiele:

"Wenn Leute sich gegen mich wenden, kann ich sie fertig machen".

"Wenn andere etwas haben möchten, was ich brauche, setze ich mich meist durch".

"Meine Bedürfnisse lebe ich aus, auch wenn andere zurückstecken müssen."

"Ich greife lieber an, als mich angreifen zu lassen".

(Cronbachs Alpha = .84 (West), .80 (Ost)).

Die anderen Skalen des PSSI werden hier nicht vorgestellt, weil sie im Ergebnisteil nicht berücksichtigt werden (s. dazu Kuhl & Kazén, 1997).

3.2.4 Die Reziprozitätsskala (REZIP)

Diese Skala wurde von Chasiotis (1995) aus soziobiologischen Überlegungen abgeleitet, welche der Reziprozität von Beziehungen als Ausdruck Kongruenz innerhalb des sozial-emotionalen Austauschs bzw. der Transaktionen mit anderen einen hohen Stellenwert bei der Aufrechterhaltung menschlicher Beziehungen einräumt. Diese Skala beruht auf Annahmen zum reziproken Altruismus, und erfaßt über die Selbsteinschätzung auf 40 Items gestörtes Reziprozitätsempfinden als Resultat bisheriger Sozialisationserfahrungen. (Chasiotis 1995).

Personen, mit einem hohen Wert im Rezip bejahen Items wie: "Ich glaube, daß mir das Leben etwas schuldig ist", "in Beziehungen gebe ich meistens mehr, als ich bekomme" und "ich erwarte, daß man mir entgegenkommt."
Der Rezip erfaßt also das Gefühl eines Individuums, das in ihrem Leben ein Ungleichgewicht zwischen Geben und Nehmen herrscht, macht jedoch keine Aussage, in welche Richtung das "innere Kontobuch" überzogen ist (ob also zuviel oder zuwenig gegeben oder genommen wird).

3.2.5 Instrumente zur Validierung des OMT

Der rev. Deutsche CPI

Die konzeptionelle Basis des *Rev. Deutschen CPI* (Weinert und Gough, 1982, 1999) bildet das sog. ”Folk Concept Axiom”, welches besagt, daß kulturübergreifende Alltagskonzepte als Meßeinheiten bewertet werden können. Dadurch werden dem CPI als primäres Ziel die Messung von Qualitäten zugewiesen, die auf der ganzen Welt im alltäglichen Leben von Personen verwendet werden, um das eigene Verhalten und dasjenige von anderen Personen zu verstehen und vorherzusagen. Ein durch den CPI entstandenes Portrait einer Person soll daher von Freunden, Verwandten und Arbeitskollegen als akkurat wiedererkannt werden und sich zur Vorhersage von zukünftigem signifikantem Verhalten der Person eignen. Der CPI erhebt den Anspruch, jede einzelne Person in akkurater Weise zu charakterisieren und zu beschreiben, und dies auch in verschiedenen Kulturräumen.

Die gegenwärtige Form umfaßt 20 Skalen, von denen angenommen werden darf, daß diese Zahl umfangreich genug ist, um diese Funktionen der Vorhersage und Konzeptionalisierung

einer großen Bandbreite von sozialen und zwischenmenschlichen Verhaltensmustern zu erreichen.

Folgende Bereiche werden durch die 20 Skalen des CPI erfaßt:

(1) Interaktionale, sozial beobachtbare Faktoren: Skalen für soziale Ausgeglichenheit, bestimmende Einflußnahme, Selbstsicherheit und zwischenmenschliche Kompetenz (Dominanz, Erfolgspotential, Geselligkeit, Soziales Auftreten, Selbstbejahung, Eigenständigkeit, Mitgefühl).

(2) Internale Qualitäten: Skalen für Sozialisation, Maturität, Verantwortlichkeit und intrapersönliche Wertestrukturierung (Verantwortlichkeit, Soziale Anpassung, Selbstbeherrschung, Guter Eindruck; Konventionalität, Wohlbefinden, Toleranz).

(3) Leistungsskalen: erfassen das Leistungspotential und Intellektuelle Effizienz (Leistung durch Anpassung, Leistung durch Unabhängigkeit, Einsatz von Intelligenz).

(4) Breite stilistische Variablen: messen die Ausdrucksformen des Intellekts und der Interessen (Psychologisches Feingefühl, Flexibilität, Rationalität/Intuition).

Eine ausführliche Beschreibung der 20 Skalen des CPI findet man bei Weinert & Scheffer (1999). Die meisten Skalen des CPI wurden durch den Prozeß des ”empirical criterion keying” entwickelt, d.h., die Selektion der Items erfolgte nach ihren signifikanten Korrelationen mit und Trennschärfe von externen Kriterien.

Die Überlegung, die hinter dieser Art der Itemselektion steht, ist folgende. Wenn z.B. die Skala für Dominanz in der Lage sein soll, solche Personen zu identifizieren, die von anderen als dominant, selbstsicher und durchsetzungsfähig erlebt werden, und die tatsächlich ein Verhalten zeigen, das als dominant eingestuft werden kann, dann sollten die Items dieser Skala zum einen signifikant ($p < .05$) mit der Nominierung durch Gleichgestellte für ”Dominanz” korrelieren und zum anderen *die beiden Personen* in einer Gruppe (deren Mitglieder sich gut kennen - wie etwa in Vereinen oder kleinen bis mittleren Organisationseinheiten), die von den anderen als *am dominantesten* und *am wenigsten dominant eingestuft werden* sicher voneinander trennen können (der mittlere Trennschärfeindex wurde hierbei auf rit. = .98 festgelegt).

Anhand der Dominanz-Skala soll die konzeptionelle Entwicklung des CPI erläutert werden.

1. Schritt: Mehrheits-Nominierung der jeweils ”dominantesten” und ”am wenigsten dominanten” Person in insgesamt 250 Gruppen (z.B. Fußballvereine, Arbeits-Teams usw.).
2. Schritt: 500 Personen werden an einen Ort gebracht (für 3 Tage):

250 Dominante Personen (”Wortführer”)	**250** Nicht-Dominante Personen (”Graue Mäuse”)
Bearbeiten von ca. 3000 Testfragen (JA/NEIN-Antworten)	

3. Schritt: statistische Untersuchung der Testfragen: Gibt es unter den ca. 3000 Testfragen welche, die von den 250 Dominanten immer anders (bzw. zu 98%) beantwortet werden als von den 250 Nicht-Dominanten?

Ergebnis: In Deutschland werden wie in den USA und anderen Ländern 32 Testfragen zu 98% von Dominanten und Nicht-Dominanten unterschiedlich beantwortet. Diese Items lassen sich *nicht* an ihrem Inhalt erkennen (nur 1.8% werden in Versuchen der Dominanz-Skala zugeordnet).

Ein *Kern* von 35 Testfragen bildet weltweit die Basis der Do-Skala. *Dieselben* 30 bis 35 der ursprünglich 3000 Fragen werden z.B. in den USA, Frankreich, Deutschland, Italien, England und Japan von Dominanten stets anders beantwortet als von Nicht-Dominanten.

Validierung (”Gegenprobe”): Wenn eine Person auf die 32 Fragen so reagiert hat, wie Dominante darauf reagieren, dann wird ihr von anderen Personen Dominanz in hohem Maße zugesprochen (z.B. Gruppenübung in einem AC). Aufgrund dieser Vorgehensweise bei der Konstruktion der Skalen läßt sich sagen, daß der CPI die *Persönlichkeit eines Menschen aus der Perspektive des Beobachters bzw. dessen ”sozialen Ruf”* erfaßt.

Es existieren zahlreiche Validitätsstudien zum CPI. Der CPI macht valide Aussagen zu spezifischen Begabungen sowie Schul- und Studienleistungen; zu Kreativität unter Architekten, Forschern und Wissenschaftlern; bis hin zu medizinischen (z.B. Typ A Verhalten, Streß- und Krankheitsanfälligkeit) und sozialen Problemen (delinquentes

Verhalten, Drogen- und Alkoholmißbrauch), zur Kariereentwicklung sowie Erfolg und Mißerfolg in unterschiedlichen Berufsgruppen (siehe Weinert & Gough, 1999.

„Benchmarks“

„Benchmarks“ ist vom *Center for Creative Leadership (USA)* als 360-Grad-Feedback-Verfahren von Dalton, Lombardo, McCauley, Moxley & Wachholz (1997) entwickelt worden. Der Fragebogen soll diejenigen Fertigkeitsbereiche identifizieren, die für den Managementerfolg besonders wichtig sind. Eine konzeptionelle Besonderheit bei dieser Entwicklung war nun, daß zeitstabile Persönlichkeitsfaktoren wie Extraversion oder Intelligenz bewußt ausgeklammert wurden, d.h. durch Benchmarks *nicht identifiziert* werden sollen. Der Schwerpunkt wurde vielmehr darauf gelegt, Fertigkeitsbereiche des mittleren und höheren Managements zu erfassen, in denen *Lernerfolge* nachweislich möglich sind (s. auch Scherm, 1999).

Um dieses Ziel zu erreichen, wurden zunächst 79 männliche und 76 weibliche Führungskräfte in halbstandardisierten Interviews über den Zusammenhang zwischen kritischen Ereignissen und Prozessen der Führungstätigkeit sowie ihren daraus abgeleiteten Erfahrungen befragt. Interessanterweise stellte sich dabei heraus, daß die meisten Ereignisse, die zu Entwicklungen führten, von den Führungskräften als belastend erlebt wurden. Auf der Basis von Inhaltsanalysen wurden aus diesen Erfahrungen 16 Kategorien kritischer, erfolgsrelevanter Verhaltensmerkmale abgeleitet, von denen exemplarisch die ersten vier zum *Umgang mit den Anforderungen der Führungskräftetätigkeit* vorgestellt werden.

Abbildung 13: *Vier Skalen von „Benchmarks" im Bereich* ***Umgang mit den Anforderungen der Führungskräftetätigkeit***

Skalenbezeichnung	**Beschreibung der Skala**	**Beispielitem**
1. Einfallsreichtum	kann strategisch und flexibel Probleme lösen	trifft unter Druck und unvollständiger Information gute Entscheidungen
2. Durchführen, was notwendig ist	hat beim Auftreten von Hindernissen Durchsetzungsvermögen und ein Ziel	begegnet schwierigen Situationen mit Ruhe und Gelasssenheit
3. Lernfähigkeit	bewältigt neues technisches und geschäftsbezogenes Wissen schnell	erlent neue Fähigkeiten schnell
4. Entschlossenheit	bevorzugt in vielen Managementsituationen schnelle und in etwa richtige Entscheidungen statt langsame und genaue	zeigt eine Vorliebe für Handlungen, kalkulierte Risiken und schnelle Entscheidungen

Weitere von Benchmarks erfaßte Bereiche sind das *Führen von Mitarbeitern* (hierzu gehören u.a. Variablen wie „Schaffen eines Entwicklungsklimas", „Umgang mit schwierigen Mitarbeitern" und „Teamorientierung") sowie der Bereich der *Selbstorganisation und Beziehungen zu anderen* (bspw. „Aufbau und Verbesserung von Beziehungen", „Mitgefühl und Sensibilität", „Freundlichkeit und Wärme" etc.).

In einer weiteren Untersuchung beantworteten 112 hochrangige und 200 weniger erfolgreiche Führungskräfte aus verschiedenen Organisationen die Fragen zu den 16 Kategorien mit offener Antwortmöglichkeit. Es zeigte sich, daß sich in der Gruppe der weniger erfolgreichen Führungskräfte nicht die gleiche Form der Verbindung zwischen den Ereignissen und den Lernerfahrungen fand, wie sie für die erfolgreichen Führungskräfte ermittelt worden war.

Nach diesen qualitativen Studien wurden Items konstruiert, welche die gewonnenen Kategorien der Erfordernisse der Führungskräfteentwicklung abdeckten. Die daraus entstandenen Skalen haben zufriedenstellende innere Konsistenzen (Alpha zwischen .75 und .93). Die Test-Retest-*Fremd*beurteilungen liegen ebenfalls mit Werten zwischen .71 und .91 in einem zufriedenstellenden Bereich.

Der TAT

Zur Etablierung der Konstruktvalidierung des OMT wurden mehrere Untersuchungen mit dem TAT durchgeführt. Hierbei wurden die in Smith (1992) empfohlenen 6 Bilder sowie ein weiteres aus Heckhausen (1989) verwendet. Auswertet wurde mit dem Winter-Schlüssel (Winter, 1994). Um einen Eindruck über Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen OMT und TAT zu geben, wird im folgenden das Auswertungsvorgehen beim TAT etwas ausführlicher beschrieben. Ausführliche Anweisungen erhält man bei Winter (1994).

Winter (1994, S. 12-14) beschreibt vier Formen von Bindungsfantasien (affiliation-intimacy imagery), die mit erhöhter Wahrscheinlichkeit dann zu erwarten sind, wenn (i) eine Person eine Disposition für das Bindungsmotiv hat, (ii) diese Disposition von den Bildvorlagen angeregt wird und (iii) diese Anregung durch Parameter der Situation (z.B. den Versuchsleiter oder hohem „Testdruck“) nicht allzusehr inhibiert wird.

(i) Ausdruck von positiven, freundlichen oder intimen Gefühlen gegenüber anderen Personen, Gruppen oder Organisationen

Schlagworte wie „Freundschaft“, „Liebe“, „Wärme“, „Austausch“ oder „Gegenseitigkeit“ deuten fast immer auf eine Bindungsmotivation hin, es sei denn, diese Gefühle werden verneint. Diese Verneinung zeigt sich etwa durch folgenden Satz „zärtlich nahm er ihre Hand, aber in Wirklichkeit war sie ihm völlig egal.“ Auch Adjektive, die Begegnung implizieren wie „alte Bekanntschaft“ zeigen das Bindungsmotiv an, wenn sie nicht in irgendeiner Form verneint oder auch lächerlich gemacht werden.

Hinweise auf eine „Vereinigung oder Verbindung“ (Heirat, Zusammenkunft) werden bindungsthematisch kodiert, wenn sie mit positiven, warmen Gefühlen verbunden sind. Beispiel: „sie fühlte sich ihrer Heimat sehr verbunden“. Wird für diese Verbindung aber ein rein instrumenteller Grund deutlich, darf nicht bindungsthematisch kodiert werden. Beispiel

„Er ist glücklich, diese wunderschöne, exotische junge Frau gefunden zu haben“. Auch werden z.B. sexuelle Inhalte dann nicht kodiert, wenn ein „rein“ sexuelles Interesse ohne warmherzige, intime Absichten impliziert wird.

Bindungsthematische Gedanken spiegeln also ein menschliches Interesse und Begegnung wieder, wie etwa der Satz „er ist froh, sie wiederzusehen“, oder „sie zogen sich in ihre Welt der Träume zurück“. Aufpassen muß man allerdings, daß damit nicht eine bloße Konvention oder Routine gemeint ist – bei Formulierungen wie „Kamerad“, „Bruder“ und „Schwester“ ist daher besondere Vorsicht angebracht, und es muß auf den Kontext geachtet werden, in dem diese Gedanken eingebettet sind. Auch wenn Ausdrücke wie „Familie“ oder „Verbündeter“ verwendet werden, deutet das nicht immer auf das Vorliegen von Bindungsmotivation hin. Auch hier müßte positiver Affekt (Freude), darüber ausgedrückt werden, daß man sich sieht oder zusammen etwas tut.

(ii) Traurigkeit, Ängstlichkeit oder ein anderer negativer Affekt über die (drohende) Trennung oder Beendigung einer Beziehung bzw. der Wunsch, eine Bindung wiederherzustellen

Immer wenn ein negativer Affekt an einen möglichen oder tatsächlichen Bindungsverlust gekoppelt ist und nicht an eine etwaige andere Konsequenz, dann wird bindungsthematisch kodiert. Wichtige Schlagworte sind z.B. Einsamkeit und Disharmonie, weil sie in aller Regel einen negativen Affekt ausdrücken. Oft werden diese nur indirekt deutlich, indem etwa der Wunsch nach oder die Hoffnung auf Wiedervereinigung /-Verständigung geäußert oder impliziert wird. „Wir müssen alles tun, um Frieden zwischen den Menschen herzustellen“.

Wie bei allen Motivkodierungen muß sorgsam auf den Kontext geachtet werden. Der Satz „ihre Liebe hat sich immer mehr verflüchtigt“ bekommt erst dann eine bindungsthematische Bedeutung, wenn an einer anderen Stelle im Text der Versuch deutlich wird, daß das Zerwürfnisse zwischen den beiden Personen geschlichtet werden soll, was ja impliziert, daß der Person das Verhältnis nicht gleichgültig ist. (Andererseits ist die Beilegung von Meinungsverschiedenheiten ohne die Erwähnung einer möglichen Trennung, Streit oder drohenden Abkühlung der Beziehung NICHT für die Kodierung ausreichend).

(iii) gesellige Aktivitäten

Wenn Leute zusammen Spaß haben, eine Party feiern, „Small Talk“ pflegen , gut zusammen passen oder etwas anderes gerne miteinander tun, wird das Bindungsmotiv deutlich. Diese

Gemeinsamkeiten können dabei durchaus auch „oberflächlich“ oder „belanglos“ wirken, weil sie dann laut Winter einen zwar „blockierten“ aber doch vorhandenen Bindungswunsch anzeigen.

Wichtig ist aber, daß die gemeinsame Aktivität eine angenehme, freundliche Qualität hat und nicht instrumentell ist.„Nach dem Essen saßen alle noch zusammen und redeten und lachten miteinander“ deutet solange auf das Bindungsmotiv hin, wie nicht durch den Kontext deutlich wird, daß es sich dabei um ein Geschäftsessen handelt, bei dem es um den Abschluß eines Vertrages geht. Grundsätzlich nicht kodiert werden Inhalte, bei denen es um die Herstellung einer (politisch) korrekten, geschäftlichen oder normalen Beziehung geht. Es muß immer ein positiver Affekt (Wärme oder Erleichterung) erkennbar sein, der sich auf die Gemeinsamkeit bezieht. Der Satz „Sie unternahmen eine Butterfahrt und hatten eine wunderbare Zeit“ deutet daher NICHT auf das Bindungsmotiv hin, denn es wird nicht deutlich, daß sich der positive Affekt auf der Gemeinsamkeit aufbaut.

Auch das Erwähnen von „willkommen heißen“ und „Höflichkeit“ gelten allein noch nicht als Anzeichen für das Vorliegen von Bindungsmotivation, da auch bei ihnen die affektive Bewertung fehlt, die das Vorliegen des Bindungsmotivs definiert. Dazu müßte z.B. der Zusatz folgen „willkommen; ich hoffe, Du fühlst Dich wohl bei uns“.

(iv) freundliche Fürsorge

Die Anteilnahme oder Sorge um eine andere Person und der Austausch von Gefühlen deuten auf das Bindungsmotiv hin. Beispiel: „Sie gingen das Problem gemeinsam an“. Schwierig ist der Inhalt des Helfens. Immer, wenn Helfen um der guten Beziehung willen geschieht, ist die Kodierung des Bindungsmotivs gerechtfertigt. Sehr oft wird Helfen aber in einem Kontext von Pflichterfüllung, Rollenerfüllung, oder rationalem Kalkül erwähnt. Dann wird meist das Machtmotiv kodiert (siehe unten). Auch folgender Satz ist NICHT bindungsthematisch „wir müssen die Familie stärken, da sie die Basis der Gesellschaft ist (→ Macht)“. Bei Helfen wird oft sowohl Bindung als auch Macht kodiert wie bei folgendem Satz: „nur durch die Großzügigkeit ihrer Tante konnte sie sich überhaupt eine gute Ausbildung leisten.“ Diese Doppelkodierung muß immer dann vorgenommen werden, wenn bestimmte Inhalte eine Motivverbindung eingehen, also sowohl Einfluß als auch Sorge um einen Beziehung ausdrücken. Beispiel: „Sie ist sehr darüber beunruhigt, daß ihr Sohn in den Krieg muß“.

Winter (1994, S. 8-14) unterscheidet fünf Formen, durch die ein solcher Standard ausgedrückt wird, und die entsprechend als leistungsmotiviert bezeichnet werden können.

(i) Adjektive, die eine Handlungsweise positiv bewerten

Beispiele: „Er denkt, dieser Job ist das beste für ihn“„Sie versucht, einen besseren Weg zu finden“. „er ist stolz auf seine strukturierte Art, Aufsätze zu schreiben“. „Seine Argumente wirken wohl durchdacht“.

Auch das Adjektiv „erfolgreich“ wird meist kodiert, wenn dies nicht bloß den Ausgang einer Routine-Tätigkeit angibt. Etwa: „Nach mehreren Minuten konnte er erfolgreich das Auto starten“ (wird NICHT kodiert). Auf etwas „stolz“ oder „mit etwas (z.B. einem Job) glücklich“ sein reicht ebenfalls für die Kodierung nicht aus, solange diese Bewertung sich nicht auf einen Gütemaßstab bezieht.

„Einen guten Job machen“ deutet dann auf das Leistungsmotiv hin, wenn das Adjektiv „gut“, nicht nur im Sinne von moralisch gut verwendet wird. Auch Bewertungen, die die beschriebene Handlungsweise in einen Zusammenhang mit reiner Pflichterfüllung stellen, deuten nicht auf das Leistungsmotiv hin.

Ganz allgemein gilt, Handlungsbewertungen sind dann NICHT leistungsthematisch, wenn sie sich auf das erfolgreiche Erreichen eines anderen (z.B. bindungs- oder machtthematischen) Ziels beziehen. Z.B. „es gelang ihm, ihr Näher zu kommen (Bindung)“, oder „es gelang ihm, sie zu überzeugen (Macht)“. Nur, wenn der Erfolg in einer schwierigen Aufgabe zu dem nicht leistungsthematischen Ziel führt, wird auch das Leistungsmotiv kodiert.

(ii) Ziele oder Handlungsweisen, die so beschrieben werden, daß sie eine positive Bewertung nahelegen

Immer wenn (etwas) eine Handlung als „sorgfältig“, „überlegt“ oder „anstrengend“ beschrieben wird UND dies in einem unmittelbaren Bezug zur Erreichung des Gütestandards steht, wird das Leistungsmotiv kodiert. Z.B. „um diesen Job zu schaffen, mußt Du früh aufstehen.“ Oder „es ist nicht einfach, einen Artikel in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen.“

Auch Ziele, die einen Bezug zu einem Leistungsstandard haben, werden kodiert. Z.B. „unser Dorf soll schöner werden“, oder „Unser Streben gilt dem Ziel, etwas Nützliches herzustellen“.

Etwas zu verbessern, wird kodiert: z.B. „mach was aus Deinem Leben!“ Auch Wendungen wie „Aufsteigen“, „Wissen“ und „Fortschritt“ deuten auf das Leistungsmotiv hin.

Etwas erreichen“ „etwas planen“ „etwas lernen“ reicht jedoch alleine für die Kodierung noch nicht aus, denn es legt nicht immer eine positive Bewertung nahe. „Etwas neues tun“ bzw. „entdecken“, „ein aufregender Job“ der Ausdruck „trend-setter“ oder der Satz „es wird Zeit, daß sich etwas ändert“ werden NICHT kodiert, denn Veränderung einer Sache oder ihr Neuartigkeitscharakter an sich bedeutet ja noch nicht, daß sie sich im Sinne eines Gütemaßstabs verbessert, und die Veränderung daher positiv bewertet wird. Dies steht in gewissem Widerspruch zu der Ansicht von McClelland, daß Veränderung, Neugier und Exploration der Kern des Leistungsmotivs ist. Hierauf wird noch ausführlicher eingegangen.

Es ist wichtig festzuhalten, daß Aufgabenorientierung strikt von Leistungsmotivation zutrennen ist. Folgender Satz zeigt z.B. Aufgabenorientierung aber keine Leistungsmotivation: „wir haben lange gearbeitet, um das Programm zu erstellen“. Lange gearbeitet zu haben bedeutet ja nicht automatisch, daß das Programm auch gut oder effizient erstellt wurde. Nur wenn „lange arbeiten“ im Sinne von „gut arbeiten“ gebraucht wird, weil nur so das Ziel erreicht werden kann, wird leistungsthematisch kodiert. Also z.B. „Wir müssen noch lange und hart arbeiten, um dieses Ziel zu erreichen.“ Oder „sie gaben nicht auf, eine Lösung des Problems zu finden“.

Wenn reine Routinehandlungen erfolgreich ausgeführt werden, liegt das Leistungsmotiv NICHT vor.

(iii) Gewinnen und Wettbewerb

Das Gewinnen muß den Gütemaßstab reflektieren, wie etwa „ich bin schneller gelaufen als alle anderen“. NICHT aber „durch meinen Sieg werde ich von den anderen bewundert“ (→ Macht).

Jemanden als „excellent“, „hervorragend“ oder als „der beste“ zu bezeichnen, deutet immer auf das Leistungsmotiv hin, solange dies nicht verneint wird: („Er ist nicht der beste“).

(iv) Mißerfolg, das Verfehlen eines Gütemaßstabs

Hierbei spielt wiederum der negative Affekt, der mit dem Verfehlen eines Leistungsziels verbunden ist, eine zentrale Rolle. D.h., es müssen Gefühle wie Traurigkeit, Ärger oder Scham darüber, daß man ein Ziel verfehlt hat oder verfehlen könnte, erwähnt werden.
Die Sätze „weil er nicht genug gelernt hat, fiel er durch die Klausur durch“ und „auch Anna hatte Probleme bei der Lösung der Aufgabe“ werden z.B. NICHT leistungsthematisch kodiert, weil sie keine Anzeichen für negative Emotionen oder den Vorsatz, es beim nächsten Mal besser zu machen, enthalten.

(v) Einzigartige Erfolge

Wenn eine Handlung oder ein Ziel erreicht wird, das neu, herausragend oder außergewöhnlich ist, dann drückt das implizit einen Gütemaßstab aus (besser sein) und wird leistungsthematisch kodiert. Z.B. „sie ist eine der führenden Experten auf ihrem Gebiet“, „sie ist die erste, die das Abitur in ihrer Familie geschafft hat“, oder „er war der jüngste Vorstandsvorsitzende, den das Unternehmen je hatte“.

Winter (1994) beschreibt sechs grundlegende Formen, in denen sich das Machtmotiv ausdrückt:

(i) Starke kraftvolle Aktionen, die inhärent andere oder deren Gefühle bewegen oder beeinflussen

Hierzu gehören Angriffe, Drohungen, Anklagen, Beleidigungen, Kritik, Forderungen und Dominanz, Jagen, Verfolgen. Beispiele „er machte sich über die Unwissenheit des Schülers lustig“, und „sie geht streng mit den Kindern um“.

Routine- bzw. alltägliche Aktionen werden dagegen nicht kodiert, wenn z.B. beschrieben wird, wie ein Lehrer etwas beibringt, oder ein Offizier Anweisungen gibt. Auch bloße Meinungsunterschiede reichen für eine Kodierung nicht aus, wenn sie nicht mit Streit oder einer heftigen Debatte verbunden sind oder wenn ein damit ausgeübter Einfluß näher beschrieben wird.

Der Versuch, dem Einfluß anderer zu entgehen, wird ebenfalls nicht kodiert. Z.B. „sie gaben dem Druck der Eltern nach“, oder „wir werden eine Einmischung nicht akzeptieren“. Für die Kodierung des Machtmotivs müßte durch den Kontext zusätzlich deutlich werden: „wir

werden uns gegen die Einmischung wehren“, denn erst dies deutet auf den Einfluß der Handelnden auf andere und damit auf das Machtmotiv hin. Dies gilt auch dann, wenn der Versuch, Einfluß auszuüben letztlich fehlschlägt.

Auch der bloße Hinweis auf Autonomie oder Egoismus reicht für die Kodierung noch NICHT aus, solange damit nicht jemand anderes beeinflußt wird. Z.B. „sie ist so stark und verläßlich“ oder „er will seinen Nachbarn nicht abschreiben lassen“ oder „er möchte sein eigener Boss sein“. Erst wenn beim ersten Satz der Zusatz folgen würde „und das nötigte ihm Respekt ab“ oder beim zweiten Satz „und deswegen schmeißt der Nachbar den Stift hin und verläßt verzweifelt den Saal“, oder beim dritten „um endlich selber kommandieren zu können“ dürfte das Machtmotiv kodiert werden.

Wichtig ist es auch darauf zu achten, daß durch die Beeinflussung anderer zusätzlich auch das Bindungsmotiv angeregt sein kann, wie bei folgendem Satz: „er wirbelte mich beim Tanzen durch den Raum und das brachte das Eis zwischen uns zum tauen“ (→ Macht und Bindung).

(ii) Kontrolle und Steuerung

Beispiel „Er beobachtete Ihn sehr genau“. Insbesondere durch die Ansammlung, Anwendung aber auch durch Zurückhalten von Information können andere gesteuert werden. Z.B. „wir versuchen herauszufinden, ob sie das Geld wirklich benötigen“. Werden statt Menschen Dinge kontrolliert, dann ist das für das Machtmotiv NICHT Indikativ (also soziales Motiv bezieht sich das Machtmotiv prototypisch immer auf andere Menschen. Ausnahme ist, wenn Dinge eindeutig personifiziert werden, wie „Mr. Wind blies mich mal wieder um“).

Kontrolle, die als Routine dargestellt wird erfüllt nicht das Kriterium der Machtmotivation. Z.B. „die Oberschwester überwachte den Praktikanten bei seiner Tätigkeit“. Oder „die Professorin verfolgte kritisch den Fortschritt, den ihre Studenten machten“. Oder „der Lehrer diktiert, wir schreiben“.

(iii) Versuche andere zu beeinflussen, zu überreden bzw. überzeugen

„Er erzieht seine Kinder zu Liebe und Güte“. „Sie versucht ihn, für das Instrument zu interessieren“, „endlich hatte er die Chance, es ihnen zu zeigen“. Dies gilt aber nur dann als machtmotiviert, wenn andere dadurch im Sinne der handelnden Person verändert werden sollen und nicht, wenn nur eine Übereinkunft erreicht oder Mißverständnisse ausgeschlossen

werden sollen. Auch wenn lediglich die Fähigkeit oder die Kapazität einer Person Macht auszuüben beschrieben wird, liegt das Machtmotiv noch NICHT vor, etwa wenn eine Person als „Chef“ bezeichnet wird, ohne, daß diese tatsächlich einen Einfluß ausübt.

(iv) Helfen, Rat geben, Unterstützen

„Er wurde von seiner Amme großgezogen“. Gerade bei Helfen wird deutlich, daß immer der Kontext, in den die Aktion eingebettet wird, darüber entscheidet, welches Motiv vorliegt. Wenn das Helfen in einem Kontext mit Wärme, Liebe, Sorge um jemanden steht oder explizit von jemandem erbeten wurde, dann wird das Bindungsmotiv kodiert! Die Unterscheidung ist oft schwierig. Beim TAT werden daher oft beide Motive kodiert, wenn Helfen das Thema ist. Beispiele für solche Doppelkodierungen „er nahm sie mit auf einen Spaziergang, um sie aufzumuntern“, oder „er beobachtete einen Mann, der einen anderen beruhigte“. Wird jedoch nur eine helfende Handlung beschrieben, ohne daß andere darum gebeten haben, oder daß warme Gefühle impliziert sind, dann wird nur das Machtmotiv kodiert: „er unterstütze ihn in seiner Krise“. „Seine Eltern haben ihm Mut und Selbstvertrauen eingeflößt.“

Jemandem etwas beibringen deutet auf das Machtmotiv hin, es sei denn, es wird als Routine beschrieben (z.B. ein Lehrer tut seine Arbeit). Unterstützung geben wird immer dann kodiert, wenn damit implizit ein Einfluß verbunden ist, wie wenn der Vater seinem Sohn hilft. Der Satz „er unterstützt Greenpeace mit einer Spende“ würde dagegen nicht kodiert, denn der Einfluß des Handelnden wird dabei nicht elaboriert (der Einfluß ist wahrscheinlich sehr gering).

(v) Andere beeindrucken, nach Ruhm, Ansehen und Status streben

Positiver Affekt, der an den Gewinn von Ansehen gekoppelt ist, sowie negativer Affekt, der sich aus dem Verlust von Status ergibt, deutet auf das Machtmotiv hin. Der Hinweis darauf, berühmt zu sein oder die Vorstellung, wie andere einer Person danken werden, zeigen das Machtmotiv an, wenn sie mit einer affektiven Reaktion darauf verbunden sind. Der Satz „der Mann sieht wichtig aus“ deutet alleine noch NICHT auf das Machtmotiv hin, denn er enthält keine (positive oder negative) emotionale Bewertung. Der Satz „Millionen wollen dieses Ereignis sehen“ impliziert dagegen positive Affekte. Auch die Sorge um die eigene Position oder den schlechten Ruf einer Person wird kodiert, denn sie macht ja negativen Affekt, der an den möglichen Statusverlust gekoppelt ist, deutlich.

Alle Selbstdarstellungsversuche werden kodiert, selbst wenn damit keine Handlung explizit angesprochen wird. Z.B. „er möchte intelligent wirken“ oder „ich möchte sie mit meinen Leistungen beeindrucken“. Dieser Satz zeigt auch, daß Leistung und Macht manchmal nicht leicht auseinander zu halten sind. Wenn ein Leistungsstandard dafür verwendet wird, andere zu beeinflussen oder zu beeindrucken, liegt das Machtmotiv vor. Wird der Leistungsstandard jedoch als Beschreibung von etwas Herausragendem, Stolz hervorrufendem verwendet, dann wird das Leistungsmotiv kodiert. Beispiel „er fühlt sich hervorragend und ist stolz auf seine Leistung“ deutet auf das Leistungsmotiv hin – käme jedoch als Zusatz „weil die anderen ihn bewundern“ verändert sich der Kontext, es müßte das Machtmotiv kodiert werden. Ähnlich gelagert ist das Problem bei einem Ausdruck wie „Star“: während z.B. „Stararchitekt“ das Leistungsmotiv impliziert, deutet „Filmstar“ eher auf das Machtmotiv, weil bei letzterem eher die öffentliche Aufmerksamkeit der Person impliziert ist.

Manchmal müssen auch das Leistungs- und das Machtmotiv doppelt kodiert werden: „wenn wir das beste geben (Leistung), werden wir berühmt (Macht)“.

Es genügt für die Kodierung alleine noch nicht, daß ein Hierarchieverhältnis, eine wichtige Position oder eine hohe Verantwortung beschrieben wird. Erst wenn eine Person einen Hierarchieunterschied oder eine gehobene Stellung dazu benutzt, Einfluß auszuüben, wird das Machtmotiv deutlich.

(vi) Jegliche starke emotionale Reaktion bei einer Person oder Gruppe auf eine intendierte Aktion der handelnden Person

Als Abgrenzung zum Bindungsmotiv ist hierbei wichtig, daß der emotionale Effekt der Aktion nicht reziprok sondern transitiv ist. Die handelnde Person bewirkt den Effekt und wird nicht gleichzeitig selber von der anderen Person beeinflußt. Beispiele: „sie brachte das Publikum zum lachen“. „Die Fragen des anderen ärgern ihn“. „Durch seine Art fühlte sie sich schuldig“. Oder „sie ist sehr bewegt darüber, wie die Kinder sie beurteilten“.

Skalen zur Erfassung expliziter Motive (Werte)

Die folgenden Skalen werden verwendet, um zu zeigen, daß der OMT nicht oder nur in geringer Höhe mit Ihnen korreliert. Es ist daher notwendig, hier besonders sorgfältig die Verfahren auszuwählen, welche als besonders etabliert gelten, damit nicht später der Vorwurf

erhoben werden kann, daß fehlende Zusammenhänge auf die mangelnde Qualität der Skalen zurückgeführt werden müssen und nicht auf die Unabhängigkeit von impliziten und expliziten Motiv-Maßen. Es werden daher drei Verfahren verwendet, die in der Personaluswahl und –entwicklung häufig verwendet werden, und die über jeden Zweifel bezüglich methodischer Unzulänglichkeiten erhaben sind.
Dies gilt für den deutschen Sprachraum sicherlich für das ”Bochumer Inventar zur berufsbezogenen Persönlichkeitsbeschreibung (BIP)” von Hossip & Paschen (1996). Hieraus interessieren in diesem Zusammenhang die drei Skalen ”Führungs- ” Gestaltungs- und Leistungsmotivation”, welche von den Autoren als Operationalisierung der beiden entsprechenden Motive der klassischen Motivationsforschung vorgestellt werden. In dem Manual zum BIP werden bspw. die Arbeiten von McClelland zitiert und so der Eindruck erweckt, daß die Skalen des BIP die gleiche Validität für sich beanspruchen können.

Im amerikanischen Sprachraum als Bedürfnis- bzw. Werte-Inventar allgemein anerkannt sind die ”Adjektiv-Liste (ACL)” von Gough & Heilbrun (1980) soiwe das ”Inventar persönlicher Motive (IPM)” von Hogan & Hogan (1996), die beide von Weinert für den deutschen Sprachraum adaptiert und validiert worden sind (Weinert, 1988, 1996).
Die ACL legt seinen Fokus auf solche Motive, die Murray manifeste Bedürfnisse genannt hat. Probanden werden dabei gebeten unter 200 Adjektiven die anzustreichen, die sie zutreffend beschreiben.

Das IPM besteht aus 200 Fragen und 10 Skalen und beschreibt, was es ist, das eine Person wertet, was ihn oder sie interessiert bzw. antreibt. Für die folgenden Untersuchungen besonders interessant sind die Skalen Macht und Anschluß/Geselligkeit, weil sie am deutlichsten einen Bezug zu den klassischen Grundmotiven aufweisen.

3.3 Ergebnisse

Dieser Teil gliedert sich in zwei Hauptabschnitte. Im ersten Abschnitt werden die *Persönlichkeits-Kontext-Hypothesen* bzw. die in Abschnitt 2.7.1. und 2.7.2 aufgestellten Annahmen zu den Entwicklungskontexten und zur Interaktion zwischen Kontexten und Affektregulationsmechanismen überprüft. Hierbei werden zunächst die Befunde vorgestellt, die den Einfluß der frühen familiären Kontexte auf die Motiventwicklung zum Gegenstand haben (s. Abschnitt 2.7.1). Es wird auch über Befunde berichtet, welche die Frage klären, inwieweit es sich bei den retrospektiv im FAST dargestellten Kindheitskontexten um objektive, tatsächlich so stattgefundene Erinnerungen an familiäre Strukturen handelt. Darauf aufbauend werden dann die Hypothesen geprüft, welche den interaktiven Charakter von affektregulierenden Persönlichkeitsstilen und Kontexten zum Gegenstand haben.

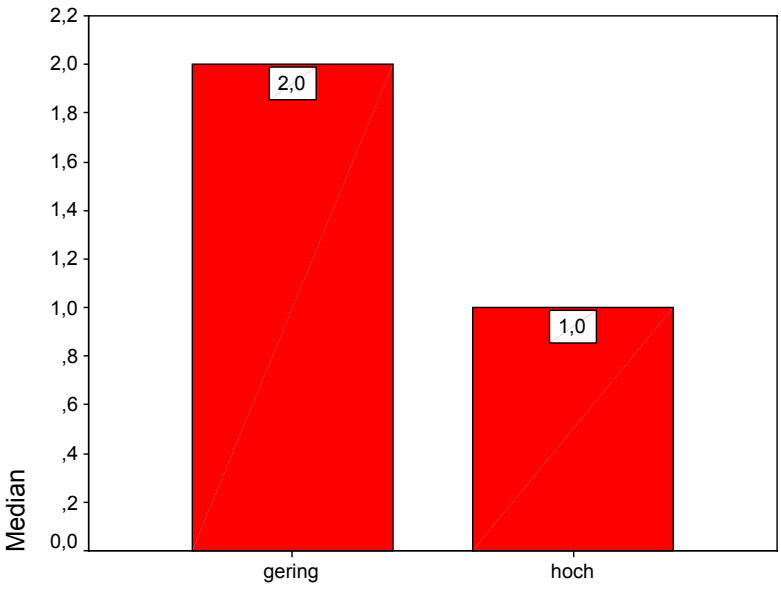
Im zweiten Haupt-Abschnitt werden Angaben über die prognostische Validität des OMT gemacht und seine Beziehungen zu anderen Motiv-Tests dargestellt (insbesondere die Zusammenhänge mit dem TAT und expliziten Motivmaßen).

3.3.1 Entwicklungskontext des Bindungsmotivs

Es soll nun die Hypothese überprüft werden, daß das Bindungsmotiv wahrscheinlicher bei Personen auftritt, die im FAST Familienkontexte der frühen Kindheit mit geringer Kohäsion darstellten. Hierzu werden zunächst die fünf OMT-Bindungskategorien addiert und dann mit Hilfe des Median-Tests statistisch geprüft, ob Personen mit geringer familiärer Kohäsion in der Kindheit häufiger über dem Median des Bindungsmotivs liegen als Personen mit hoher familiärer Kohäsion.

Die folgende Abbildung veranschaulicht das Ergebnis des Median-Tests.

Abbildung 14: *Der Median des Bindungsmotivs (Mediansplit nach Berechnung der Summe O11, O12, O13, O14, O15) als Funktion von früherem Familienkontext*



Anmerkung: $\chi^2(1) = 4.04$; $p = .04$

Wie erwartet ist der Median des Bindungsmotivs mit Md = 2bei Personen aus wenig kohäsiven Familien höher als bei Personen aus kohäsivem Familienhintergrund mit Md = 1. Personen aus wenig kohäsiven Herkunftsfamilien haben signifikant häufiger über dem Median liegende Bindungsscores als Personen aus kohäsiven Familien ($\chi^2(1) = 4.04$; $p = .04$).

Als nächstes soll geprüft werden, ob das Geschlecht wie angenommen einen Effekt auf das Bindungsmotiv hat. Auch hierzu soll beim aggregierten Bindungsmotiv über alle fünf Komponenten hinweg zunächst ein Median-Test verwendet werden. Der Effekt des Geschlechts auf das Bindungsmotiv ist nach diesem Test hoch signifikant ($\chi^2(1) = 12.38$; $p < .0001$). Frauen haben einen Median von 2 bei den Bindungs-Scores, Männer dagegen nur einen von 1.

Es kann damit festgestellt werden, daß es einen starken Effekt der Variable Geschlecht auf das Bindungsmotiv und einen mittleren Effekt der Variable Kohäsion auf das Bindungsmotiv gibt. Wie erwartet haben Frauen aus wenig kohäsiven Familien das höchste Bindungsmotiv – in dieser Gruppe (Frauen aus wenig kohäsiven Familien) haben 62% zwei oder mehr

Bindungs-Scores! Dies ist sehr viel, wenn man bedenkt, daß eigentlich nur ein Bild das Bindungsmotiv eindeutig anregt (siehe Anhang). als .

Sind retrospektive und aktuelle Kontexte für die Bindungs-Motivgenese unterschiedlich relevant?

Es besteht ein zwar signifikanter, aber kein sehr starker linearer Zusammenhang zwischen der retrospektiven und der aktuellen Kohäsion ($\chi^2(1) = 5.74$; $p = .017$). So befinden sich bspw. 49.4% der Personen aus einer retrospektiv tief kohäsiven Familie auch aktuell in einer gering kohäsiven Familie. 23.5% „wechseln" in eine mittel kohäsive, immerhin 27.2% sogar in eine hoch kohäsive Familiensituation.

Die Frage ist nun: Sagt eher die retrospektive oder die aktuelle familiäre Kohäsion die Häufigkeit von Bindungsmotiv-Scores vorher? Da insbesondere eine geringe Kohäsion das Bindungsmotiv zu erhöhen scheint, sollen für die Beantwortung dieser Frage aus der Kombination von aktueller versus retrospektiver und mittlerer/hoher versus tiefer Kohäsion vier Gruppen gebildet und das Bindungsmotiv zwischen diesen verglichen werden. Es sei daran erinnert, daß die aktuelle Kohäsion auf analoge Art und Weise wie die retrospektive Kohäsion mit dem FAST erhoben wurde.

Um diese Frage zu prüfen, wird mit einem logit-Modell der relative Einfluß beider unabhängigen Variablen auf die abhängige geprüft. Als abhängige Variable wird hierbei das Bindungsmotiv nach dem Median-Split verwendet (d.h. Werte unter oder gleich dem Median werden mit 1 kodiert, Werte über dem Median mit 2). Bei dieser kategorialer Betrachtung des Bindungsmotivs wird deutlich, daß der Effekt der aktuellen Kohäsion mit $\chi^2 = 3.20$ nicht signifikant ($p = .20$), der Effekt der retrospektiven Kohäsion dagegen signifikant ist ($\chi^2 = 6.91$; $p < .05$).

Die Tabelle 3.3.1 zeigt die Auftretenswahrscheinlichkeit der Bindungs-Scores in Abhängigkeit von der retrospektiven und der aktuellen Familien-Kohäsion.

Tabelle 3.3.1: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von hohen (über dem Median) und niedrigen (unter oder gleich dem Median) Bindungs-Scores in Abhängigkeit von der* ***retrospektiven*** *sowie der* ***aktuellen*** *Familien-Kohäsion*

		retrospektive Familien-Kohäsion	
aktuelle Familien-Kohäsion		tief	hoch
tief	Bindung gering	54.2 (N = 39)	57.9 (N = 55)
	Bindung hoch	45.8 (N = 33)	42.1 (N = 40)
Hoch	Bindung gering	37.8 (N = 17)	61.1(N = 58)
	Bindung hoch	62.2(N = 28)	38.9(N = 37)

Anmerkung: Haupteffekt aktuelle Kohäsion: $\chi^2(2) = 3.20$; $p = .20$; Haupteffekt retrospektive Kohäsion: $\chi^2(2) = 6.91$; $p < .05$

Tabelle 3.3.2 zeigt, daß die Annahme aufrechterhalten werden kann, daß das OMT-Bindungsmotiv stärker retrospektive als aktuelle Varianz in familiären Kontexten wiederspiegelt. Hoch Bindungsmotivierte stellen den aktuellen Familienkontext sogar kohäsiver dar, als wenig Bindungsmotivierte. Dieser Befund, daß ein hohes Bindungsmotiv häufiger bei Personen auftritt, die zwar retrospektiv wenig aktuell aber viel familiären Zusammenhalt darstellen, erscheint leicht nachvollziehbar, da man von Bindungsmotivierten ja annehmen kann, daß sie aufgrund ihres frühkindlich induzierten Bindungshungers viel in den Zusammenhalt ihrer Familie investieren. Das Ergebnis paßt auch gut zu Befunden von McAdams und seinen Mitarbeitern (McAdams, 1982; McAdams, Hoffman, Mansfield & Day, 1996), daß Bindungsmotivierte rezente – nicht aber frühkindliche – autobiographische Interaktionserlebnisse als ausgesprochen kohäsiv darstellen.

Wie valide ist die retrospektive Darstellung der familiären Kohäsion?

Es stellt sich nun die weitere Frage, inwieweit diese retrospektive Darstellung des familiären Kontextes tatsächliche Erfahrungen betrifft. Wenn es sich bei den retrospektiven Erinnerungen der familiären Kontexte um objektive Erfahrungen handelt, dann sollte die Übereinstimmung unterschiedlicher „Beobachter“ der selben Situation hoch sein. Aufgrund des Umstandes, daß in der vorliegenden Untersuchung Eltern-Kind-Paare teilnahmen, kann

diese Hypothese überprüft werden: Sowohl die Eltern als auch die Kinder mußten im Rahmen der Untersuchung im FAST den gleichen retrospektiven Kontext darstellen: die Eltern den familiären Kontext in dem sie *junge* Eltern waren und ihr Kind *klein, also nicht älter als 6 Jahre alt war*. Diese Situation betrifft also den gleichen Zeitraum wie die retrospektiven Erinnerung ihrer Kinder.

Es zeigt sich nun, daß die Übereinstimmung zwischen den Generationen dann gering ist, wenn die Wahrnehmung der Mutter mit der ihres Kindes verglichen wird ($\chi^2 = 2.47$; $p = .11$). Dies könnte daran liegen, daß die Darstellung von gering kohäsiven Kontexten von Müttern nur selten erfolgt, da sie als sozial unerwünscht gelten dürfte. Dies wird daran deutlich, daß nur 17.9% der Mütter einen gering kohäsiven Kontext darstellten, aber immerhin 35.7% der jüngeren Generation. Die Übereinstimmung zwischen Vätern und ihren Kindern ist dagegen signifikant ($\chi^2 = 4.58$, $p < .05$).

Väter scheinen die retrospektive Situation kritischer und daher u.U. auch valider einzuschätzen als die Mütter. Die Einschätzung des familiären Kontextes durch die Väter ist daher auch ein guter Prädiktor für das Bindungsmotiv ihres Kindes: Bei einer wenig kohäsiven Darstellung durch den Väter weisen die Kinder im Durchschnitt ein signifikant höheres Bindungsmotiv ($N = 6$; $M = 2.33$) auf als bei einer kohäsiven Darstellung ($N = 31$; $M = 1.22$; $t(1, 35) = 2.84$; $p < .01$). Bei der Einschätzung durch die Mütter ist dieser Effekt nicht signifikant ($t(1,85) = .10$; $p = .92$).

Dieser Befund spricht für eine gewisse Validität sowohl der retrospektiven Darstellung im FAST als auch des Zusammenhanges zwischen Kohäsion und Bindungsmotiv.

Als nächstes soll die Hypothese geprüft werden, ob der persönlichkeitsspezifische Umgang mit Kontexterfahrungen den Ausdruck des Bindungsmotivs moduliert und damit für die Entstehung spezifischer Motivkomponenten verantwortlich ist. Diese Hypothesen wurden im 3. Kapitel hergeleitet.

3.3.2 Modulierende Persönlichkeitsmechanismen bei der Bindungsmotivgenese

Um die Persönlichkeits-Kontext-Interaktionen zu testen, werden alle verwendeten PSSI-Stile ebenfalls nach dem Median in zwei Gruppen unterteilt. Zusammen mit den ebenfalls

dichotom kodierten Familien-Kontexten und OMT-Motiven ergeben sich daraus also 2 x 2 x 2 = 8 Felder-Tafeln, die durch logit-Modelle auf Haupt- und Interaktionseffekte hin getestet werden können (s. Abschnitt 3.2.1 für die Beschreibung der logit-Modelle).

Eine kurze Bemerkung noch zu der Bezeichnung der PSSI-Stile. Bei manchen Hypothesen interessiert hier besonders der *umgepolte* Persönlichkeitsstil. Bspw. soll das intrinsische Leistungs- und Machtmotiv durch einen wenig „still-depressiven" Stil moduliert werden (s. Abschnitt 2.7.2). Im PSSI-Manual von Kuhl & Kazén (1997) sind für die umgepolten Skalen keine Bezeichnungen vorgeschlagen. Aus Gründen der einfacheren Darstellung nehme ich mir daher die Freiheit, für die negativen Pole der verwendeten Skalen Bezeichnungen zu erfinden. So soll bspw. der „wenig-depressive" Stil als „antriebsstark" bezeichnet werden, weil dies m. E. einige wesentliche Merkmale eines wenig depressiven Typus trifft. Wichtig sind aber natürlich nicht die Namen, sondern die Operationalisierungen und Verhaltenskorrelate der Skalen, die bei Kuhl & Kazén (1997) ausführlich nachgelesen werden können.

O11 Begegnung

Für die durchweg positive Komponente O11 wurde angenommen, daß der "Selbstbezug" also die Fähigkeit, durch die selbstbasierte Aktivierung von positivem Affekt negative Emotionen zu regulieren, der persönlichkeitsbezogene Hintergrund für diese Bindungskategorie ist. Es wird also erwartet, daß die Interaktion aus niedriger Kohäsion und hoher Selbstsicherheit im PSSI die Auftretenswahrscheinlichkeit von O11 erhöht. Tabelle 3.3.2 stellt den Interaktionseffekt von Familien-Kohäsion und PSSI-Selbstsicherheit auf die Auftretenswahrscheinlichkeit von O11 (Begegnung) dar. Vorab dazu noch eine Erklärung: Bei den in allen folgenden Tabellen enthaltenen Zahlen handelt es sich um relative Häufigkeiten, also Prozentwerte. In der ersten Zeile finden sich die relativen Häufigkeiten der Fälle, bei die OMT-Komponente *nicht kodiert werden konnte* (hier: O11 NEIN), und zwar unter der Bedingung, daß der PSSI-Stil gering ausgeprägt ist (hier: „selbstsicher"). In der zweiten Zeile findet man dann die relative Häufigkeit der Fälle, bei der die OMT-Komponente *mindestens einmal im Verlauf der sieben Bilder kodiert werden konnte* (hier: O11 JA). In der dritten Zeile wird dann wiederum die relative Häufigkeit nicht kodierbarer Fälle, in der vierten die kodierbarer Fälle aufgeführt, diesmal jedoch unter der Bedingung, daß der PSSI-Stil hoch ausgeprägt ist (also über dem Median liegt).

Tabelle 3.3.2: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von Begegnungs-Scores (O11) in Abhängigkeit von der Familien-Kohäsion in der Kindheit und dem "selbstkritischen versus selbstsicheren Stil"*

		Familien-Kohäsion	
Persönlichkeits-Stil		tief	hoch
Selbstsicher	O11 NEIN	79.3 (N = 46)	93.9 (N = 92)
	O11 JA	**20.7** (N = 12)	6.1 (N = 6)
Selbstkritisch	O11 NEIN	91.4 (N = 53)	88.9 (N = 80)
	O11 JA	8.6 (N = 5)	11.1 (N = 10)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 4.79$; $p < .05$

Wie erwartet ist die Auftretenswahrscheinlichkeit von der positiven Bindungskomponente O11 (Begegnung) dann erhöht, wenn die Personen sowohl eine niedrige Kohäsion im FAST angegeben haben als auch einen selbstsicheren Stil im PSSI aufweisen. Am geringsten ist die Wahrscheinlichkeit bei selbstsicheren Personen mit hoher familiärer Kohäsion. Der Wert von 93.3 in dieser Zelle bedeutet, daß nur 6.7% der Personen unter dieser Bedingung (PSSI = Selbstsicher und FAST = hohe Kohäsion) eine oder mehr O11-Kodierungen erhalten haben. Mit 20.7% ist dieser Wert in der Zelle der Bedingung PSSI = Selbstsicher und FAST = tiefe bzw. niedrige Kohäsion mehr als dreimal so häufig. Daß dieser Wert immer noch recht gering wirkt, liegt an der geringen Basis-Häufigkeit dieser Komponente, die insgesamt nur selten kodiert wird. Interessant ist auch die mit 8.6% niedrige Auftretenswahrscheinlichkeit von Begegnung bei den Personen, die zwar wenig Kohäsion in der Kindheit erlebt haben und daher eigentlich doch ein Bedürfnis nach Bindung aufweisen sollten, gleichzeitig aber selbstunsicher sind.

Diese Häufigkeitsverteilung weicht signifikant von der 0-Hypothese, daß kein Zusammenhang zwischen den unabhängigen und der abhängigen Variable besteht ab; und sie weicht ebenfalls von dem Modell ab, welches die Daten alleine aufgrund der Haupteffekte vorhersagt ($\chi^2(1) = 4.79$; $p<.05$). Erst die Interaktionshypothese kann also die Daten angemessen vorhersagen.

O12 Geselligkeit

Die zweite eindeutig positive Bindungs-Komponente wurde mit der Kategorie O12 (”Geselligkeit”) definiert. Da bei dieser Komponente neben Geselligkeit vor allem Flirten, sexueller Kontakt und gemeinsamer Spaß thematisiert wird, erscheint bei dieser Komponente die Interaktionshypothese aus Kindheitskontext und Geschlecht von Draper & Harpending (1982) besonders zutreffend. Tabelle 3.3.3 verdeutlicht, daß diese Annahme einer signifikanten Interaktion aus bedürfnisgenerierenden frühem Kontext (mangelnde familiäre Kohäsion) und weiblicher Geschlechtszugehörigkeit in der Tat die Auftretenswahrscheinlichkeit von O12 erhöht.

Tabelle 3.3.3: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von Geselligkeits-Scores (O12) in Abhängigkeit von der Familien-Kohäsion in der Kindheit und Geschlechtszugehörigkeit*

		Familien-Kohäsion	
Geschlecht		tief	hoch
weiblich	O12 NEIN	64.0 (N = 48)	71.8 (N = 84)
	O12 JA	**36.0** (N = 27)	28.2 (N = 33)
männlich	O12 NEIN	87.5 (N = 42)	73.4 (N = 58)
	O12 JA	12.5 (N = 6)	26.6 (N = 21)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 5.01$; $p < .05$

Am häufigsten tritt die Kategorie O12 mit 36.8% dann auf, wenn die tiefe Familienkohäsion von Frauen berichtet wird. Auch diese Verteilung kann nur mit der Interaktionshypothese angemessen vorhergesagt werden, weil das Haupteffekt-Modell signifikant von der Datenstruktur abweicht ($\chi^2(1) = 4.12$; $p < .05$).

O13 Networking

Die Hypothese, daß O13 in der Personengruppe am wahrscheinlichsten auftritt, die wenig Kohäsion erlebt hat und durch einen liebenswürdig-histrionischen Stil gekennzeichnet ist, kann nicht bestätigt werden. Zwar ist in dieser Gruppe tatsächlich die

Auftretenswahrscheinlichkeit von O13 mit 22.2% (gegenüber 19%, 12.2% und 15.6%) am höchsten, der Effekt ist aber nicht signifikant ($\chi^2 = .03$; $p = .87$). Die Komponente O13 wird am einfachsten durch den Haupteffekt einer geringen Kohäsion in der Kindheit erklärt ($\chi^2 = 3.43$; $p = .06$). Damit spricht die Datenlage hier auch gegen die allgemeine Hypothese, daß Motive durch einen interaktiven Effekt aus Umwelt- und Persönlichkeitsfaktoren entstehen.

O14 Anschluß

Im Kapitel 3 wurde vermutet, daß besonders der mißtrauische Stil einen Persönlichkeitsmechanismus darstellen könnte, der das Bindungsbedürfnis zum Anschlußmotiv moduliert. Denn der mißtrauisch-paranoide Stil soll durch eine einseitig Nutzung des analytisch-planenden Absichtsgedächtnisses charakterisiert sein, welche die bei O14 dominierenden negativ-mißtrauischen Bindungs-Inhalte vermitteln soll. Tabelle 3.3.4 zeigt, daß sich diese Hypothese bestätigen läßt.

Tabelle 3.3.4: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von "Anschluß"-Scores (O14) in Abhängigkeit von der Familien-Kohäsion in der Kindheit und dem "eigenwilligen versus nachgiebigen" Stil*

		Familien-Kohäsion	
Persönlichkeitsstil		tief	hoch
"eigenwillig"	O14 NEIN	48.0 (N = 24)	61.0 (N = 61)
	O14 JA	**52.0** (N = 26)	39.0 (N = 39)
"nachgiebig"	O14 NEIN	69.7 (N = 46)	56.8 (N = 50)
	O14 JA	30.3 (N = 20)	43.2 (N = 38)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 5.00$; $p < .05$

Erwartungsgemäß ist die Wahrscheinlichkeit, daß eine Person mindestens eine O14-Kodierung aufweist, dann am größten, wenn sie bei wenig erlebter familiärer Kohäsion einen mißtrauisch-eigenwilligen Persönlichkeitsstil aufweist. Das Logit-Modell zur Testung dieses Interaktionseffektes ist signifikant ($\chi^2(1) = 5.00$; $p < .05$). Der Interaktionseffekt bleibt auch

dann erhalten, wenn man das Geschlecht mit in die Gleichung aufnimmt. Dennoch ist anzumerken, daß die weibliche Geschlechtszugehörigkeit der mit Abstand beste Prädiktor für eine O14-Kodierung ist ($\chi^2 = 18.37$; $p < .0001$).

O15 Verbindlichkeit

Zu dieser Motivkomponente war die Hypothese aufgestellt worden, daß sie am wahrscheinlichsten dann auftritt, wenn eine Person bei wenig erlebter Kohäsion auch selbstkritisch ist. Diese Hypothese kann nicht verifiziert werden. Wie Tabelle 3.3.5 zeigt, ist dagegen überraschenderweise ein anderer Interaktionseffekt nachträglich in den Daten gefunden worden

Tabelle 3.3.5: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von "Verbindlichkeits"-Scores (O15) in Abhängigkeit von der Familien-Kohäsion in der Kindheit und dem "eigenwilligen versus nachgiebigen" Stil*

		Familien-Kohäsion	
Persönlichkeitsstil		tief	hoch
"eigenwillig"	O15 NEIN	92.0 (N = 46)	81.0 (N = 81)
	O15 JA	8.0 (N = 4)	19.0 (N = 19)
"nachgiebig"	O15 NEIN	80.3 (N = 53)	86.4 (N = 76)
	O15 JA	**19.7** (N = 13)	13.6 (N = 12)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 4.22$; $p < .05$

Tatsächlich zeigen die Daten, daß die Auftretenswahrscheinlichkeit dann am größten ist, wenn eine Person bei wenig Kohäsion auch nachgiebig (nicht eigenwillig) ist. Allerdings muß man feststellen, daß auch die Zelle, in der die eigenwilligen Personen mit viel Kohäsion liegen, einen fast genauso hohen Anteil an der O15-Kodierung (19% gegenüber 19.7%) haben. Dieser nicht erwartete Befund geht natürlich in die signifikante Interaktion mit ein ($\chi^2(1) = 4.22$; $p < .05$). Insgesamt ist dieses Ergebnis also auch vor dem Hintergrund der allgemeinen Hypothese, daß ein Entwicklungskontext erst durch die Wechselwirkung mit

einem spezifischen Affektregulationsmechanismus mit einer Motivkomponente assoziiert sein soll, uneindeutig.

3.3.3 Entwicklungskontext des Leistungsmotivs

Es sollen nun die Hypothesen zu den Entwicklungskontexten des Leistungsmotivs getestet werden. Schon eine oberflächliche Inspektion der Daten ergab, daß die ursprüngliche Hypothese, daß das Leistungsmotiv durch einen familiären Kontext angeregt wird, der sich durch Gewährleistung von Unabhängigkeit auszeichnet, nicht aufrechterhalten werden kann. Vielmehr zeigt sich deutlich eine Trennung in zwei Leistungsmotivkomponenten: Eine, die auf Unabhängigkeit beruht und eine, die auf Abhängigkeit oder Anpassung beruht. Angesichts der vielfältigen Befunde zur Notwendigkeit der Trennung des Leistungsmotivs in zwei Komponenten, ist dieses Ergebnis jedoch theoretisch nicht unstimmig. Es wird daher die ursprüngliche Hypothese nur für die beiden ersten Ebenen des OMT-Leistungsmotivs getestet. Für die drei weiteren Ebenen soll nun angenommen werden, daß eine hohe Hierarchie zur Mutter die wesentliche Kontextbedingung ist. Aufgrund der weniger positiven Verteilungseigenschaften dieser beiden Komponenten des Leistungsmotiv (nach Unabhängigkeit und nach Anpassung) können auch sie nur auf kategorialer Ebene ausgewertet werden. D.h., es wird jeweils die Gruppenzugehörigkeit der Personen (über und unter dem Median der Verteilung) vorhergesagt.

Hoffnung auf Erfolg („Leistung durch Unabhängigkeit")

Im zweiten Kapitel wurde theoretisch abgeleitet, daß eine erste grundlegende Differenzierung des Leistungsmotivs auf der Dimension „Unabhängigkeit versus Anpassung" zu suchen ist, und daß dies mit dem Ausmaß der Beeinflussung und Stimulation durch die Mutter assoziiert sein sollte. Die nächste Tabelle zeigt, daß nur das *Leistungsmotiv durch Unabhängigkeit*, welches sich aus den Komponenten O21 (Flow) und O22 (Gütemaßstab) zusammensetzt, in Kontexten wahrscheinlicher entsteht, in denen das Kind keiner starken Einflußnahme bzw. Stimulation von Seiten der Mutter ausgesetzt war bzw. die Hierarchie zwischen Kind und Mutter gering war.

Tabelle 3.3.6: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) vom Leistungsmotiv durch Unabhängigkeit (Summe von O21 und O22) über und unter dem Median der Verteilung in Abhängigkeit vom Einfluß der Mutter in der Kindheit*

	Einfluß der Mutter	
Leistungsmotiv durch Unabhängigkeit	hoch	tief
tief (unter dem Median)	68.6 (N = 131)	53.9 (N = 69)
hoch (über dem Median)	31.4 (N = 60)	46.1 (N = 59)

Anmerkung: $\chi^2(1) = 7.06$; $p < .01$

Die Anzahl der O21- und O22-Kodierungen liegt mit 46.1% bei der Personengruppe weitaus häufiger als in den anderen Gruppen über dem Median der Stichprobe, die im FAST die Mutter nicht durch Klötze erhöht dargestellt und ihr damit einen nur geringen Einfluß auf sich selbst attestiert hat. Hingegen haben nur 31.4% der Personen, die ihrer Mutter in der frühen Kindheit Einfluß zubilligten, O21- und O22-Kodierungen, die über dem Median liegen. Der Zusammenhang zwischen den Variablen *Einfluß der Mutter* und dem *Leistungsmotiv durch Unabhängigkeit* ist auf dem 1%-Niveau signifikant ($\chi^2(1) = 7.06$).

Retrospektive oder aktuelle Einflüsse?

Auch hier interessiert uns wieder die Frage, ob dieser Effekt wirklich auf frühere Kontexte zurückzuführen ist, oder ob nicht aktuelle Kontexte für die Motivgenese wichtiger sein könnten. So könnte etwa der Lebenspartner durch seinen Einfluß die Autonomie der Person fördern oder behindern. Auch ist ja nicht von vornherein auszuschließen, daß die Mutter noch im reifen Erwachsenenalter einen starken Einfluß auf die Motive ihres Kindes ausüben könnte. Betrachtet man den gemeinsamen Einfluß vom früheren Hierarchieverhältnis zur Mutter und aktuellem Hierarchieverhältnis zur Mutter, stellt man jedoch fest, daß der aktuelle Einfluß der Mutter auf die Leistungsmotivation des Individuums unerheblich zu sein scheint; d.h., nimmt man den Faktor aktuelle Hierarchie aus dem logit-Modell heraus, resultiert daraus keine nennenswert schlechtere Modellanpassung ($\chi^2(1) = 1.42$; $p = .49$). Noch weniger gilt dies für die Hierarchie zum aktuellen Lebenspartner, da der Einfluß nahe bei 0 liegt ($\chi^2(1) =$

0.01; p = .99). Eliminiert man dagegen den Einfluß der frühen Beziehung, resultiert eine signifikant schlechtere Vorhersage der Daten ($\chi^2(1) = 7.28$; $p < .05$).

Furcht vor Mißerfolg („Leistung durch Anpassung")

Die zusätzliche Annahme, die nun getestet werden soll ist die folgende: Wirkt sich der über den Kontextfaktor Hierarchie operationalisierte Einfluß der Mutter auf das Kind positiv auf das *Leistungsmotiv durch Anpassung*, welches sich aus den OMT-Komponenten O23, O24 und O25 zusammensetzt, aus, d.h., genau umgekehrt wie auf das *Leistungsmotiv durch Unabhängigkeit?* Tabelle 3.3.7 zeigt, das dies in der Tat in den Daten vorgefunden werden kann.

Tabelle 3.3.7: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) vom Leistungsmotiv durch Anpassung (Summe aus O23, O24 und O25) über dem Median der Verteilung und unter dem Median der Verteilung in Abhängigkeit vom Einfluß der Mutter in der Kindheit*

	Einfluß der Mutter	
Leistungsmotiv durch Anpassung	hoch	tief
tief (unter dem Median)	59.2 (N = 113)	71.1 (N = 91)
hoch (über dem Median)	40.8 (N = 78)	28.9 (N = 37)

Anmerkung: $\chi^2(1) = 4.73$; $p < .05$

Der Anteil der Personen mit Werten über dem Median beim Leistungsmotiv durch Anpassung ist mit 40.8% in der Gruppe, die einen hohen Einfluß von Seiten der Mutter angegeben hat, erhöht. Dieser Prozentsatz über dem Median ist mit 28.9% in der Gruppe der Personen, die bei ihrer Mutter nur wenig Einfluß auf sich wahrgenommen haben, deutlich geringer. Dieser Zusammenhang ist auch statistisch signifikant ($\chi^2(1) = 4.73$; $p < .05$) und wird durch die Berechnung, die der folgende Tabelle zugrunde liegt, noch unterstrichen. Hier wurde als abhängige Variable die relative Stärke beider Aspekte des Leistungsmotivs herangezogen. D.h., es wurde die Differenz zwischen (O21 + O22) – (O23 + O24 + O25) gebildet und geprüft, bei welchen Personen der erste Term größer als der zweite ist.

Tabelle 3.3.8: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von relativen Leistungsmotiv-Scores (Leistung durch Unabhängigkeit größer als Leistung durch Anpassung bzw. (O21 + O22) größer als (O23 + O24 + O25)*

	Einfluß der Mutter	
Leistungsmotiv	hoch	gering
durch Unabhängigkeit	8.9 (N = 17)	27.3 (N = 35)
durch Anpassung	91.1 (N = 174)	72.7 (N = 93)

Anmerkung: $\chi^2(1) = 19.12$; $p < .0001$

Das Leistungsmotiv durch Unabhängigkeit ist in der Gruppe mit geringem mütterlichem Einfluß etwa drei mal so oft größer als das durch Anpassung als in der Gruppe mit hohem Einfluß (8.9% versus 27.3%). Dieser Effekt ist mit einem χ^2 von 19.12 auch deutlich stärker als die Effekte, welche die beiden Formen des Leistungsmotivs für sich genommen betreffen. Dies könnte u.a. daran liegen, daß die Messung des aggregierten Motivkennwertes auf mehr Beobachtungen beruht und daher reliabler ist. Recht interessant ist noch, daß sich auch die ersten beiden Ebenen des Leistungsmotivs in ihrem Entwicklungskontext unterscheiden: während O21 nicht nur mit geringer Hierarchie sondern auch mit geringer Nähe zur Mutter in Verbindung steht, baut O22 neben der geringen Hierarchie auch ein hohes Ausmaß an Nähe zur Mutter auf. Die beiden nächsten Tabellen zeigen diesen Zusammenhang.

Tabelle 3.3.9: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von O21 ("Flow") in Abhängigkeit von der Distanz zur Mutter in der Kindheit*

	Distanz zur Mutter	
Leistungsmotiv (Flow)	gering	hoch
NEIN	92.4 (N = 158)	82.7 (N = 124)
JA	7.6 (N = 13)	17.3 (N = 26)

Anmerkung: $\chi^2(1) = 7.09$; $p < .01$

Von den Personen, die ihre Mutter im FAST distanziert dargestellt haben, haben immerhin 17.3% mindestens eine O21-Koiderung. In der Gruppe, die ihre Mutter in unmittelbarer Nähe bei sich aufgestellt haben, sind es dagegen nur 7.6%. Dieser Unterschied ist auf dem 1%-Nievau signifikant.

Bei der Komponente O22 beobachtet man das Verhältnis, d.h., daß Personen mit O22-Kodierungen signifikant öfter die maximale Nähe zur Mutter im FAST darstellen.

Tabelle 3.3.10: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von O22-Scores ("Gütemaßstab") in Abhängigkeit von der Distanz zur Mutter in der Kindheit*

	Distanz zur Mutter	
O22 (Gütemaßstab)	gering	hoch
NEIN	66.7 (N = 114)	76.7 (N = 115)
JA	33.3 (N = 57)	23.3 (N = 35)

Anmerkung: $\chi^2(1) = 3.91$; $p < .05$

In der Gruppe der Personen, die eine maximale Nähe zur Mutter im FAST dargestellt haben, gibt es mit 33.3% mehr Personen, die mindestens eine O22-Kodierung haben, als in der Gruppe, die eine höhere Distanz zur Mutter angaben (23.3%).

3.3.4 Modulierende Persönlichkeitsmechanismen bei der Leistungsmotivgenese

Neben diesen unterschiedlichen Kontextmerkmalen sollten aber auch unterschiedliche Affekt-modulierende Persönlichkeitsstile für den spezifischen inhaltlichen Gehalt beider Komponenten ursächlich sein (s. die Definition des engeren Motivbegriffs in Abschnitt 1). Diese Wechselwirkungsannahme wird nun zunächst für die Komponente O21 geprüft.

O21 (Flow)

Wie die nächste Tabelle deutlich macht, ist die Annahme, daß ein wenig depressiver bzw. „antriebsstarker" Persönlichkeitsstil in Wechselwirkung mit dem Entwicklungskontext des Leistungsmotivs die Auftretenswahrscheinlichkeit der Komponente O21 erhöht, in den Daten statistisch nachweisbar.

Tabelle 3.3.11: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von Flow-Scores (O21) in Abhängigkeit von der Hierarchie zur Mutter in der Kindheit (FAST) und dem "depressiven versus antriebsstarken Stil" (PSSI)*

		Hierarchie zur Mutter	
Persönlichkeits-Stil		hoch	gering
"Antriebsstark"	O21 NEIN	93.2 (N = 96)	77.8 (N = 49)
	O21 JA	6.8 (N = 7)	**22.2** (N = 14)
"Depressiv"	O21 NEIN	86.4 (N = 70)	89.5 (N = 51)
	O21 JA	13.6 (N = 11)	10.5 (N = 6)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 5.36$; $p < .05$

Wenn eine Person nur einen geringen Einfluß von Seiten der Mutter erlebt hat und gleichzeitig einen antriebsstarken Persönlichkeitsstil aufweist, ist die Wahrscheinlichkeit von O21 am höchsten, was an der entsprechenden Gruppe in der Tabelle, die mit 22.2% den höchsten Anteil an O21-Kodierungen hat, ablesbar ist. Die Verteilung in Tabelle weicht signifikant von der 0-Hypothese einer Gleichverteilung ab, und dies ist auf die in den Daten erkennbare Interaktion der drei Variablen zurückzuführen ($\chi^2(1) = 5.36$; $p < .05$). Neben wenig Nähe zur und Beeinflussung durch die Mutter ist also für die Genese von Flow auch ein Persönlichkeitsmechanismus wichtig.

O22 (Gütemaßstab)

Das gleiche wurde auch für die Komponente O22 angenommen. Die Übernahme von gütebezogenen Normen und Maßstäben der Eltern und der Gesellschaft sollte durch einen gewissenhaften, sorgfältigen Persönlichkeitsstil begünstigt werden (s. Abschnitt 2.7.2). Tabelle 3.3.12 zeigt, daß dies auch tatsächlich der Fall zu sein scheint.

Tabelle 3.3.12: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von Gütemaßstab-Scores (O22) in Abhängigkeit von der Hierarchie zur Mutter in der Kindheit (FAST) und dem "sorgfältigen versus sorglosem Stil" (PSSI)*

		Hierarchie zur Mutter	
Persönlichkeits-Stil		hoch	gering
"sorgfältig"	O22 NEIN	76.8 (N = 63)	54.8 (N = 34)
	O22 JA	23.2 (N = 19)	**45.2** (N = 28)
"sorglos"	O22 NEIN	75.5 (N = 77)	75.9 (N = 44)
	O22 JA	24.5 (N = 25)	24.1 (N = 14)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 3.81$; $p < .05$

Der Anteil von Personen, die mindestens eine O22-Kodierung aufweisen, ist in der Gruppe, die bei geringem Einfluß durch die Mutter gleichzeitig zu einem sorgfältigen Stil tendieren mit 45.2% deutlich erhöht. Diese signifikante Interaktion bleibt auch dann bestehen, wenn man die Variable "Distanz zur Mutter" mit in das logit-Modell aufnimmt. Es zeigt sich dann, daß alle drei Variablen (Distanz, Einfluß und Persönlichkeitsstil) einen signifikanten Haupteffekt auf O22 haben, und daß es zusätzlich einen signifikanten Interaktionseffekt gibt („sorgfältig" x „geringer Einfluß der Mutter").

O23 (Mißerfolgsbewältigung)

Bei O23 wurde analog zur Ebene 3 beim Bindungsmotiv und Machtmotiv angenommen, daß der modulierende Persönlichkeitsstil sich durch die Fähigkeit zur Herabregulierung von negativem Affekt charakterisieren läßt. Die konkrete Hypothese war, daß ein liebenswürdig-histrionischer Stil diesen „handlungsorientierten" Umgang mit drohendem Mißerfolg modulieren sollte. Diese Hypothese läßt sich jedoch nicht bestätigen. Zwar ist in der Gruppe, die durch diesen Stil und gleichzeitig starker Beeinflussung durch die Mutter gekennzeichnet ist, der Prozentsatz von O23-Kodierungen tatsächlich am höchsten, jedoch ist dieser Effekt nicht signifikant ($p = .72$). Auch andere durch den PSSI operationalisierte Facetten der Handlungsorientierung (bspw. der ehrgeizig-narzißtische oder rhapsodisch-optimistische Stil) zeigen keine modulierende Wirkung bei dieser Motiv-Komponente.

O24 (Leistungsdruck)

Auch die ursprüngliche Hypothese zur Genese der O24-Komponente läßt sich nicht verifizieren: Weder ist es die Unabhängigkeit zur Mutter noch eine eigenwillige Persönlichkeit, die hierbei eine Rolle spielt. Wenn man die Hypothesen nicht formal sondern stärker nach inhaltlichen Gesichtspunkten aufgestellt hätte, dann wäre deutlich geworden, daß die Komponente O24 sich auf phänotypischer Ebene durch eine starke Thematisierung von *Fremdbestimmung* auszeichnet, so daß der modulierende Persönlichkeitsstil hier eigentlich relativ nahe lag. Eine Ablehnung von „selbstbestimmt-antisozialen" Items bzw. eine Akzeptanz von fremdbestimmten Items im PSSI als Operationalisierung des zugrundeliegenden Modulations-Mechnanismus dieser Motivkomponente wäre angemessener gewesen und ist auch empirisch nachweisbar, wie die nächste Tabelle veranschaulicht.

Tabelle 3.3.13: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von Leistungsdruck-Scores (O24) in Abhängigkeit von der Hierarchie zur Mutter in der Kindheit (FAST) und dem "selbstbestimmten versus fremdbestimmten Stil" (PSSI)*

		Einfluß der Mutter	
Persönlichkeits-Stil		hoch	gering
"selbstbestimmt"	O24 NEIN	73.1 (N = 57)	83.3 (N = 45)
	O24 JA	26.9 (N = 21)	16.7 (N = 9)
"fremdbestimmt"	O24 NEIN	61.3 (N = 65)	74.2 (N = 49)
	O24 JA	**38.7** (N = 41)	25.8 (N = 17)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 3.84$; $p < .05$

O24-Scores kommen in der Gruppe von Personen signifikant öfter vor (immerhin bei 38.7%), in der ein hoher Einfluß der Mutter dargestellt und gleichzeitig im PSSI eher fremdbestimmte Items bejaht wurden ($\chi^2(1) = 3.84$; $p < .05$).

O25 (Selbstkritik)

Bei O25 war erwartet worden, daß der Umgang mit Stimulation durch einen lageorientierten Stil moduliert wird. Im Gegensatz zu O21 wurde vermutet, daß besonders eine Tendenz zu "Depressivität", d.h., zu einer gewissen Passivität und Grübelneigung, diese Motivkomponente bestimmen könnte. Bei dieser Hypothese stimmte zwar die Persönlichkeitsannahme, nicht jedoch die dazugehörige Kontextannahme. Auch diese Hypothese muß abgelehnt werden ($p = .90$), obwohl auch hier der höchste Prozentsatz von O25-Kodierungen in der erwarteten Gruppe zu beobachten ist. Post hoc ist aber eine Hypothese so naheliegend, daß sie hier formuliert werden soll: O25 erscheint schon auf inhaltlicher Ebene sehr nahe am Bindungsmotiv, da bspw. sehr oft das „Hilfe bekommen" nach Fehlschlägen thematisiert wird. Bei dieser Komponente könnte daher der Entwicklungskontext des *Bindungsmotivs* eine wichtige Rolle spielen, d.h., eine geringe familiäre Kohäsion. Wie die folgende Tabelle zeigt, ist dies tatsächlich der Fall. Und nimmt man diesen Entwicklungskontext, dann zeigt sich auch, daß der „depressive" Persönlichkeitsstil eine modulierende Rolle übernimmt.

Tabelle 3.3.14: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von Selbstkritik-Scores (O25) in Abhängigkeit von der familiären Kohäsion in der Kindheit und dem "antriebsstarken versus depressiven Stil"*

		Kohäsion	
Persönlichkeits-Stil		gering	hoch
"antriebsstark"	O25 NEIN	80.3 (N = 53)	67.3 (N = 68)
	O25 JA	19.7 (N = 13)	32.7 (N = 33)
"depressiv"	O25 NEIN	54.0 (N = 27)	77.0 (N = 67)
	O25 JA	**46.0** (N = 23)	23.0 (N = 20)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 3.84$; $p < .05$

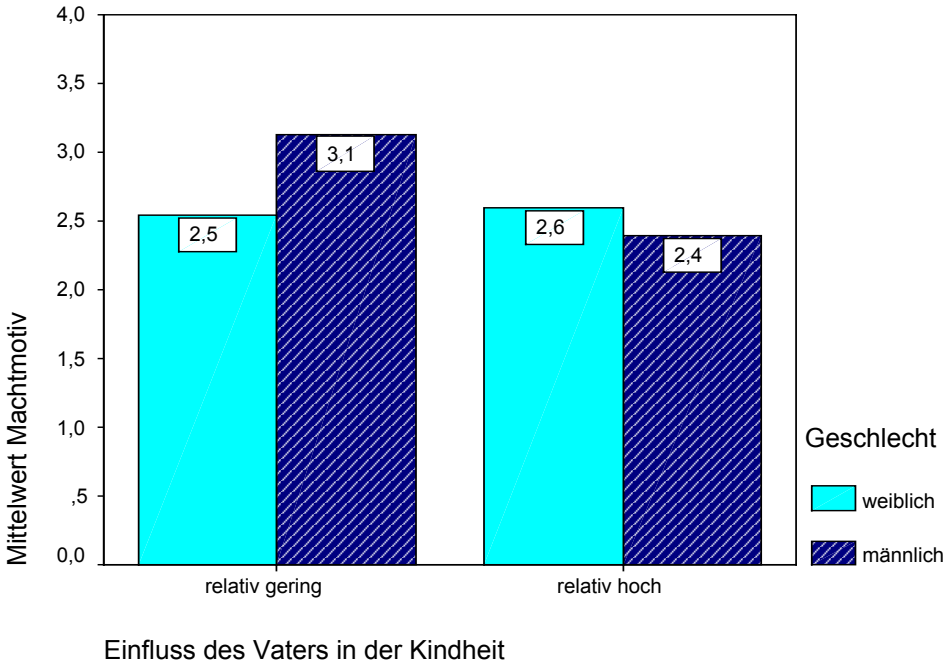
Wie Tabelle 3.3.14 zeigt, ist der "depressive" Stil tatsächlich an der Komponente O25 beteiligt; allerdings nicht in der Auseinandersetzung mit mütterlichem Einfluß sondern in der Auseinandersetzung mit wenig Kohäsion in der Familie – in dieser Gruppe haben 46% der Personen O25-Kodierungen. Da auch dieser Befund nur durch eine nachträgliche Exploration der Daten zustande gekommen ist, muß er mit Vorsicht interpretiert werden. Jedoch dürfte damit klar sein, daß es Komponenten des Leistungsmotivs gibt, die zwar Entwicklungsaspekte mit anderen Leistungsmotiv-Komponenten teilen, durch weitere Entwicklungshintergründe jedoch in die Nähe des Bindungsmotivs gerückt werden. Dies war beim Leistungsmotiv so vorher nicht von mir erwartet worden, ist aber dennoch nicht unplausibel, weil ja „Hilfe von anderen bei unlösbaren Problemen zu bekommen" auch Bindungsaspekte berührt.

3.3.5 Entwicklungskontext des Machtmotivs

Als ein entscheidender Entwicklungshintergrund des Machtmotivs wurde das Fehlen von väterlichem Einfluß bzw. väterlicher Investition angesehen, und zwar insbesondere bei männlicher Geschlechtszugehörigkeit. Operationalisiert wird der Einfluß des Vaters durch die Höhe der dargestellten Hierarchie zwischen Vater und Kind im FAST. Die folgende

Abbildung verdeutlicht den Zusammenhang zwischen OMT-Machtmotiv und der Darstellung des väterlichen Einflusses in der Kindheit sowie dem Geschlecht des Kindes.

Abbildung 15: *Die Hierarchie zum Vater als Entwicklungshintergrund des Machtmotivs (Summe O31, O32; O33, O34, O35) in Abhängigkeit von der Geschlechtszugehörigkeit*



Das Machtmotiv ist mit einem Mittelwert von M = 3.1 bei Männer am höchsten, die im FAST ihrem Vater entweder gar keinen oder einen geringeren Einfluß als der Mutter zubilligten. Der Interaktionseffekt Geschlecht x Einfluß ist signifikant (F = 4.59; p = .03). Der Effekt der Variablen Einfluß des Vaters ist tendenziell signifikant (F = 3.43; p = .07). Der gleiche Befund ergibt sich auch bei kategorialer Betrachtung des Machtmotivs (nach dem Mediansplit): der Interaktionseffekt ist signifikant ($\chi^2(1) = 3.93$; $p < .05$). Der Effekt der Variable Einfluß ist tendenziell signifikant ($\chi^2(1) = 4.42$; $p < .10$). Der Effekt der Geschlechtszugehörigkeit ist nicht signifikant ($\chi^2 = 3.90$; $p = .14$). Den weitaus höchsten Anteil von Machtmotiv-Kodierungen über dem Median findet man mit 67.7% in der Gruppe der Männer mit relativ geringer Beeinflussung durch ihren Vater.

Es läßt sich dagegen kein Einfluß aktueller Varianz auf das OMT-Machtmotiv nachweisen. So ist in einer ANOVA mit Hierarchieverhältnis zwischen dem Lebensgefährten und der Geschlechtszugehörigkeit als Faktor kein Effekt signifikant. Auch die Anzahl eigener Klötze in der aktuelle Situation als Faktor produziert keinen signifikanten Effekt.

Zur Objektivität des Befundes

Die Kinder von Männern, die selber als junge Väter einen geringeren Einfluß auf ihr Kind zu haben glaubten als ihre Partnerin, haben weit überzufällig oft ein Machtmotiv über dem Median (zu 70%; N = 28)) als die Kinder deren Väter angaben, einen klaren Einfluß auf sie selbst als Kind gehabt zu haben (zu 27.3%, N = 3; $\chi^2 = 6.61$; p = .01). Auch in einem t-Test mit der kontinuierlichen Verteilung des Machtmotivs ist dieser Effekt signifikant: In der ersten Gruppe beträgt das Machtmotiv im Durchschnitt 2.9; in der zweiten dagegen nur 2.1 ($t(49) = 1.81$; p = .038; einseitige Testung). Dieser Befund spricht für einen objektiven Hintergrund der Darstellung früher Entwicklungskontexte im FAST.

3.3.6 Modulierende Persönlichkeitsmechanismen bei der Machtmotivgenese

Im 2. Kapitel wurde aufgrund evolutionsbiologischer Modellannahmen postuliert, daß das Fehlen väterlichen Einflusses ein Entwicklungshintergrund des Machtmotivs sein dürfte. Die Art wie mit diesem „Verlust an Investitionsbereitschaft“ umgegangen wird, sollten wiederum persönlichkeitsspezifische Mechanismen festlegen, wobei ein antriebsstarker, emotional robuster Stil als besonders geeignet für die Entwicklung eines intrinsischen Machtmotivs angesehen wurde.

O31 Führung

Tabelle 3.3.15 zeigt, daß tatsächlich der gleiche Persönlichkeitsstil, der bei der Modulation der Komponente O21 nachgewiesen wurde, auch bei dem Aufbau des Machtmotivs eine Rolle zu spielen scheint.

Tabelle 3.3.15: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von Führungs-Scores (O31) in Abhängigkeit von der Hierarchie zum Vater (FAST) in der Kindheit und dem ”antriebsstark" versus "still-depressiven" Stil (PSSI)*

		Hierarchie zum Vater	
Persönlichkeits-Stil		fehlt	vorhanden
”antriebsstark”	O31 NEIN	63.0 (N = 34)	78.1 (N = 82)
	O31 JA	**37.0** (N = 20)	21.9 (N = 23)
”depressiv”	O31 NEIN	84.4 (N = 38)	71.4 (N = 65)
	O31 JA	15.6 (N = 7)	28.6 (N = 26)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 6.79$; $p < .01$

Der Anteil der Personen mit O31-Scores ist mit 37.0% in der Gruppe der Personen am häufigsten, die wenig väterlichen Einfluß in der eigenen Kindheit erlebt hat und dabei durch einen "antriebsstarken" Stil gekennzeichnet sind. Dieser Interaktionseffekt zeigt sich nicht, wenn man statt der Hierarchie zum Vater die Hierarchie zur Mutter als Faktor in das logit-Modell aufnimmt. Auch treten zwischen anderen PSSI-Stilen und dem väterlichen Einfluß als Faktor keine signifikanten Interaktionseffekte auf.

Ein weiterer Befund ist hier allerdings von Interesse, da er die Bedeutung des Inhaltes „Helfen“, der bei O31 oft vorkommt, klären kann: Bei diesem Helfen sollte nämlich keineswegs ”echter” Altruismus gemeint sein, wenn dies indikativ für das Machtmotiv ist. Vielmehr sollte das Helfen als Beeinflussung andrer verstanden werden, welches also Mittel zum Zweck ist. Es wurde daher im 3. Kapitel gesagt, daß ein anderer Entwicklungshintergrund von O31 nachgewiesen werden müßte, wenn tatsächlich die ”manipulierende” Variante des Helfens die für O31 ausschlaggebende ist. Der dabei beteiligte Persönlichkeitsstil sollte dann der ”eigenwilig-paranoide” sein, der jedoch durch günstige Reziprozitätserfahrungen weiß, daß er das von anderen bekommt, was er braucht. Tatsächlich ist die Interaktion aus eigenwilig-paranoidem Stil und ausgeglichenen Reziprozitätserfahrungen ein signifikanter Prädiktor von O31 ($\chi^2(1) = 6.42$; $p = .01$). In der Gruppe, die sowohl beim paranoiden Stil als auch beim ausgeglichenen Reziprozitätsempfinden über dem Median liegt, haben mit 37.7% wesentlich mehr Personen

mindestens eine O31-Kodierung als in den anderen drei Gruppen. Die folgende Tabelle zeigt die Werte dieses Befundes.

Tabelle 3.3.16: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von Führungs-Scores (O31) in Abhängigkeit vom Reziprozitätsempfinden und dem ”eigenwillig-paranoiden" versus "verträglichen" Stil*

		Reziprozitätsempfinden	
Persönlichkeits-Stil		unausgeglichen	ausgeglichen
”eigenwillig”	O31 NEIN	82.0 (N = 82)	62.3 (N = 33)
	O31 JA	18.0 (N = 18)	**37.7** (N = 20)
”verträglich”	O31 NEIN	69.6 (N = 39)	76.5 (N = 75)
	O31 JA	30.4 (N = 17)	23.5 (N = 23)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 6.42$; $p = .01$

O32 Anerkennung

Bei O32 soll es sich um geschlechtstypisierte Form des Machtmotivs handeln. Die folgende Tabelle veranschaulicht, wie Scores in der Kategorie O32 sich über die vier daraus entstehenden Gruppen verteilen.

Tabelle 3.3.17: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von Status-Scores (O32) in Abhängigkeit von der Hierarchie zum Vater in der Kindheit (FAST) und dem Geschlecht*

		Hierarchie zum Vater	
Geschlecht		fehlt	vorhanden
weiblich	O32 NEIN	70.3 (N = 45)	66.1 (N = 80)
	O32 JA	29.7 (N = 19)	33.9 (N = 41)
männlich	O32 NEIN	43.6 (N = 17)	65.1 (N = 56)
	O32 JA	**56.4** (N = 22)	34.9 (N = 30)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 4.40$; $p < .05$

Tatsächlich tritt die Komponente O32 dann mit 56.4% am wahrscheinlichsten bei Männer auf, die ihrem Vater kaum Einfluß auf sich zubilligten.

O33 Selbstbehauptung

Wie auch bei den anderen beiden Motivkomponenten der Ebene 3 wurde als zentraler modulierender Mechanismus die Fähigkeit zur Mobilisierung von positiven Emotionen angenommen, die besonders beim liebenswürdig-histrionischen Stil vorhanden ist. Anders als bei der 3. Ebene des Bindungs- und Leistungsmotivs läßt sich diese Hypothese auch empirisch nachweisen, wie die nächste Tabelle zeigt.

Tabelle 3.3.18: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von Selbstbehauptungs-Scores (O33) in Abhängigkeit von der Hierarchie zum Vater in der Kindheit (FAST) und dem "histrionischen versus introvertierten Stil" (PSSI)*

		Hierarchie zum Vater	
Persönlichkeits-Stil		fehlt	vorhanden
"histrionisch"	O33 NEIN	52.2 (N = 24)	71.7 (N = 66)
	O33 JA	**47.8** (N = 22)	28.3 (N = 26)
"introvertiert"	O33 NEIN	71.7 (N = 38)	62.5 (N = 65)
	O33 JA	28.3 (N = 15)	37.5 (N = 39)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 5.91$; $p < .05$

Mit 47.8% ist der Anteil der Personen, die O33-Kodierungen haben, wie erwartet in der Gruppe deutlich höher, die sich durch einen histrionischen Stil und eine Darstellung fehlenden väterlichen Einflusses auszeichnet. Dieser Interaktionseffekt ist mit $\chi^2(1) = 5.91$ auf dem 5%-Niveau signifikant.

O34 Direktion (inhibierte Macht)

Auch bei dieser Komponente kann die erwartete Persönlichkeits-Kontext-Hypothese nicht verifiziert werden. Daher wurden die Daten nachträglich auf mögliche Zusammenhänge hin untersucht. Eine Vermutung lag dabei nahe - es ist eine der zentralen Vorhersagen des 2. Kapitels, daß Nähe oder Wärme der Eltern eine motivationale Orientierung an den Vorstellungen und Normen von Anderen bewirken. Die Komponente O34 ist für die Überprüfung dieser Hypothese besonders aufschlußreich, da hier einerseits Macht eindeutig thematisiert, gleichzeitig dann aber auch wieder zurückgenommen oder sozial verträglich umgebaut wird. Es wird hier daher nachträglich angenommen, daß die Kombination aus geringer väterlicher Dominanz für den Aspekt der Machtthematik, die väterliche Wärme dagegen für dessen anschließende Inhibition prädiktiv sein sollte. Tabelle 3.3.19 macht deutlich, daß diese Hypothese empirisch bestätigt werden kann.

Tabelle 3.3.19: *Relative Häufigkeiten in % (Anzahl der Fälle) von Direktion-Scores (O34, "inhibierte Macht") in Abhängigkeit vom väterlichen Einfluß und der väterlichen Distanz in der Kindheit*

		väterlicher Einfluß	
väterliche Distanz		fehlt	vorhanden
gering	O34 NEIN	48.4 (N = 15)	70.2 (N = 47)
	O34 JA	**51.6** (N = 16)	29.8 (N = 20)
hoch	O34 NEIN	65.6 (N = 42)	56.8 (N = 79)
	O34 JA	34.4 (N = 22)	43.2 (N = 60)

Anmerkung: Fett gedruckte Werte kennzeichnen die Zelle, in der die höchste Auftretenswahrscheinlichkeit erwartet worden war; $\chi^2(1) = 5.64$; $p < .05$

Die Kombination aus geringem väterlichem Einfluß und hoher väterlicher Nähe sagt tatsächlich die Häufigkeit einer O34-Komponente vorher. Diese Befund paßt zwar nicht formal in das Hypothesengerüst, ist aber vor dem Hintergrund der in Abschnitt 2.4 dargestellten Annahme, daß ein hohes Maß an Wärme zu einer Inhibierung aggressiver Tendenzen und mithin einer sozial verträglichen Überformung des Machtmotivs führen kann, durchaus stimmig (s. hierzu auch die Interpretation des Befundes in Abschnitt 3.3.7 sowie die Diskussion in 4.4).

O35 Unterordnung

Hier wurde wie bei O34 postuliert, daß ein lageorientierter („wenig histrionischer“) Umgang mit geringem väterlichen Einfluß zu einem Bedürfnis nach Subdominanz führt. Diese Hypothese läßt sich jedoch nicht verifizieren. Auch durch nachträgliche Explorationen der Daten konnte hier keinerlei Zusammenhang gefunden werden.

3.3.7 Zusammenfassung und Interpretation der Ergebnisse zu den Entwicklungs-Bedingungen von impliziten Motiven

Es sollen noch einmal alle signifikanten Befunde des letzten Abschnittes in einer Überblickstabelle zusammengefaßt und die Interpretation angedeutet werden. Anschließend wird dann die prognostische Validität des OMT behandelt. Eine ausführliche Diskussion der Ergebnisse folgt dann in Abschnitt 4.

Tabelle: 3.3.20: *Signifikante Befunde zu den Entwicklungsbedingungen des Bindungsmotivs und ihre Kurzinterpretation*

OMT-Komponente	**Entwicklungskontext** → Interpretation	**Bedürfnisumsetzung** → Interpretation
O11 Intimität	Geringe Kohäsion in der Herkunftsfamilie → Bedürfnis nach Kohäsion und Zusammenhalt	Selbstsicher (PSSI) → Umsetzung durch positive Emotionen, intuitive Offenheit und Selbstausdruck
O12 Geselligkeit	Geringe Kohäsion in der Herkunftsfamilie → Bedürfnis nach Kohäsion und Zusammenhalt	„Weiblich" → Umsetzung durch Orientierung an weiblichen Rollenerwartungen
O13 Networking	Geringe Kohäsion in der Herkunftsfamilie → Bedürfnis nach Kohäsion und Zusammenhalt	Kein signifikanter Befund
O14 Anschluß	Geringe Kohäsion in der Herkunftsfamilie → Bedürfnis nach Kohäsion und Zusammenhalt	Eigenwillig-paranoid (PSSI) → Umsetzung durch kritisches Denken, „mißtrauische" Erwartungshaltung an andere
O15 Verbindlichkeit	Geringe Kohäsion in der Herkunftsfamilie → Bedürfnis nach Kohäsion und Zusammenhalt	Wenig eigenwillig-paranoid (PSSI) → Umsetzung durch passive Verträglichkeit

Fazit: Bei vier der fünf OMT-Bindungskomponenten zeigt sich die postulierte Wechselwirkung zwischen Entwicklungskontext und Umsetzungsstil. Nur bei der Komponente O13 konnte kein signifikanter Interaktionseffekt nachgewiesen werden. Inhaltlich läßt sich dieses Befundmuster so interpretieren: Der familiäre Kontext (in diesem Fall: geringe Kohäsion) regt ein Bedürfnis nach Geborgenheit und Nähe an. Dieser Haupteffekt des Kontextes ist statistisch aber nur auf der Gesamtmotivebene nachweisbar, also der Summe O11 bis O15 (s. Abbildung 14). Das Gesamtmotiv entspricht dem in der Einleitung definierten weiten Motivbegriff, welcher nach der vorliegenden Datenlage durch den familiären Kontext induziert wird und als Bedürfniskern das Verhalten orientiert und selektiert.

Motive, welche der engeren Definition in Abschnitt 1 entsprechen, und die durch die einzelnen Ebenen operationalisiert werden, sind nicht Produkt eines Haupteffektes des Kontextes sondern entstehen aus einer Wechselwirkung zwischen bedürfnisgenerierendem Kontext und bedürfnisumsetzendem Regulationsmechanismus. Sie treten nach der vorliegenden Befundlage dann mit erhöhter Wahrscheinlichkeit in Erscheinung, wenn Personen über einen spezifischen Regulationsmechanismus (operationalisiert über den PSSI) verfügen, mit dem auf die Kontextbedingungen wie bspw. die geringe familiäre Kohäsion reagiert und das Bedürfnis dadurch auch in Verhalten umgesetzt werden kann. Die vorgefundenen Interaktionseffekte interpretiere ich entsprechend als Hinweis auf ein affektiv-kognitives Netzwerk zwischen kontextuell induziertem Bedürfniskern und affektregulatorischen Umsetzungsstrategien. Der in der frühen Kindheit induzierte Bedürfniskern dürfte dabei Teil eines noetischen Repräsentationssystems sein, während die affektregulatorischen Umsetzungsstrategien durchaus auch von autonoetischen Erfahrungen geprägt sein dürften (s. Wheeler, Stuss, & Tulving, 1997).

Diese Interpretation einfacher Interaktionseffekte als „affektiv-kognitive Netzwerke“ ist sicherlich noch spekulativ. Dennoch ist es m.E. kaum möglich, das durchgehende Befundmuster in Abschnitt 3.3.2 anders zu begründen. Beim Bindungsmotiv zeigen Personen demnach bei 4 von 5 untersuchten Komponenten nur dann eine überzufällig hohe Auftretenswahrscheinlichkeit einer der OMT-Komponenten, wenn sie sowohl eine überdurchschnittliche Ausprägung auf dem entsprechenden PSSI-Stil aufweisen als auch die postulierte Kontextbedingung im FAST dargestellt haben. Tendiert bspw. jemand zu einem selbstsicheren, offenen und selbstbejahendem Stil, dann ist die Entstehung der Komponente O11 (persönliche Begegnung), also eine emotional positive und handlungsorientierte Bindungs-Bedürfnisumsetzung, dann wahrscheinlicher, wenn sie im FAST eine geringe familiäre Kohäsion dargestellt haben. Da alle drei Verfahren (FAST, PSSI und OMT) empirisch weitgehend unkorreliert sind und keine gemeinsame Methodenvarianz teilen, spricht dieser Befund für die Existenz eines kogntiv-affektiven Netzwerkes, welches um einen Bedürfniskern herum im Laufe der Ontogenese aufgebaut wurde, und welches die konzeptionelle Grundlage des engeren Motivbegriffs darstellt (s. dazu die 2. Definition eines Motivs von McClelland in Abschnitt 1).

Dieses assoziative Netzwerk besteht auf Ebene 2 nach meiner Interpretation nicht aus der Kopplung zwischen bedürfnisinduzierendem Kontext und affektregulierendem

Persönlichkeitsstil sondern zwischen Kontext und einer bestimmten Klasse von Rollenerwartungen, die an das Geschlecht geknüpft sind. Die Komponente O12 (Geselligkeit) tritt dann wahrscheinlicher auf, wenn Frauen in wenig kohäsiven familiären Kontexten aufgewachsen sind. Da es sich bei der Geschlechtszugehörigkeit nicht um einen Regulationsmechanismus handelt, welcher positive Emotionen aus dem Selbst generiert oder negative Emotionen herabreguliert und so das Extensionsgedächtnis aktiviert, kann diese Form der Bedürfnisumsetzung als extrinsisch interpretiert werden (s. Abschnitt 2.7.2) – es werden die Umsetzungsstrategien aktiviert, welche durch gesellschaftliche Normen oder verhaltensgenetisch kanalisierte Anreize bereits vorgegeben sind. Für Frauen ist es also a priori bereits eine wahrscheinlichere Option, ihr Bindungsbedürfnis (wenn es durch das familiäre Umfeld angeregt wurde!) durch geselliges Beisammensein zu befriedigen. Diese Umsetzungsstrategie steht natürlich auch Männern offen, wenn es bspw. durch das gesellschaftliche Umfeld erleichtert wird, wie dies offenbar in der ehemaligen DDR der Fall gewesen ist. Diese Interpretationen sind sicherlich zum jetzigen Zeitpunkt noch spekulativ. Sie sind jedoch in jedem Fall mit der grundsätzlichen Annahme vereinbar, daß es sich bei den Motiven der 2. Ebene nicht um selbstgesteuerte Bedürfnisumsetzungsstrategien handelt (dann hätte nach der hier verfolgten Logik ein Interaktionseffekt mit einem der PSSI-Skalen, die auf Selbststeuerung hinweisen, nachgewiesen werden müssen), sondern um extrinsische. Eine Umsetzungsstrategie, die sich an den gerade vorliegenden Anreizen im Umfeld orientiert (im Sinne von Jung also eine extravertierte Ausrichtung).

Bei Komponente O13 (Networking) konnte keine affektregulatorische Umsetzungsstrategie nachgewiesen werden. Hier war nur der Hauteffekt des Kontexts signifikant. Meine Interpretation dieses Befundes ist, daß in die Komponente O13 zu viele, heterogene Inhalte bei der Definition eingegangen sind. So wurde O13 bspw. bei so unterschiedlichen Themen wie „mutiges Zugehen auf fremde Menschen“ und auch „sich aus Überdruß abwenden“ kodiert. Ursprünglich schien diese Vielfalt an definierenden Inhalten theoretisch gerechtfertigt (s. dazu Abschnitt 3.2.1 und die Diskussion in 4.4). Das Ergebnis, daß bei O13 nur der Haupteffekt des Kontextes signifikant ist, spricht jedoch dafür, daß bei dieser Komponente zu viele heterogene Inhalte herangezogen wurden, so daß letztlich nur eine Untermenge des Gesamtmotivs (bzw. die weite und nicht die spezifische Bindungsmotivkonzeptualisierung) kodiert wurde. Insofern haben auch nicht-signifikante Befunde ihren Wert – die Komponenten müssen inhaltlich spezifischer definiert werden.

Ein gutes Beispiel für eine spezifische Definition einer Komponente ist O14 (Anschluß, s. 3.2.1). Entsprechend konnte bei dieser Komponente auch der erwartete Interaktionseffekt festgestellt werden: Personen, die anderen gegenüber zu Mißtrauen neigen bzw. einen überdurchschnittlich hohen Wert auf der eigenwillig-paranoiden Skala des PSSI aufweisen, tendieren zu einer höheren Auftretenswahrscheinlichkeit bei Komponente O14 (Anschluß), wenn sie wenig Kohäsion erlebt haben. Dies stützt die Hypothese, daß bei Ebene 4 das analytische Planungssystem, welches auf gehemmtem positivem Affekt aufbaut, die Bedürfnisumsetzung übernimmt (s. Abschnitt 2.7.2). Um einen aktiven Regulationsmechanismus handelt es ich bei A (+) laut PSSI-Theorie deswegen, weil damit das Aufsuchen einer Situation verbunden ist, die positiven Affekt und damit die Befriedigung des Bedürfnissen doch noch gestattet („Hoffnung auf Erfolg“, „Wunsch nach Erleichterung“).

Der Befund, daß Komponente O15 (Verbindlichkeit) signifikant mit der Interaktion aus unterdurchschnittlich ausgeprägtem eigenwillig-paranodien Stil und wenig Kohäsion assoziiert ist, war zwar in dieser spezifischen Form nicht erwartet worden, paßt aber zu der obigen Interpretationslinie – wenn die Hemmung von positivem Affekt nicht zu einer hartnäckigen Suche nach einer erleichternden Situation führt (was man bei einer wenig eigenwilligen Person sicherlich annehmen darf), dann ist die Wahrscheinlichkeit einer Assoziation von Bedürfnis und positivem Affekt reduziert, was als Grundlage der fünften Ebene angenommen wurde (das Bedürfnis perseveriert, weil es nicht oder zu selten befriedigt werden konnte).

Der interindividuell variierende Regulationsstil spezifiziert also das noch recht undifferenzierte, vom Kontext induzierte Bindungsbedürfnis. Dies ist die Basis für die in der Einleitung vorgestellte Trennung zwischen einem engen und weiten Motivbegriff, der nun für das Bindungsmotiv eine empirische Grundlage aufweist.

Dieses Gesamt-Bild konnte auch für das Leistungsmotiv bestätigt werden, wie die nächste Tabelle zeigt.

Tabelle 3.3.21: *Signifikante Befunde zu den Entwicklungsbedingungen des Leistungsmotivs und ihre Kurzinterpretation*

OMT-Komponente	**Entwicklungskontext** → Interpretation	**Bedürfnisumsetzung** → Interpretation
O21 Flow	Dyadische Beziehung zur Mutter ist durch Unabhängigkeit gekennzeichnet (geringe Hierarchie, geringe Nähe) → „Independence training“ und maximale Kontingenzerfahrungen	Wenig still-depressiv (PSSI) → Umsetzung durch Mobilisierung von Interesse, Neugier „diversive Exploration“
O22 Gütemaßstab	Dyadische Beziehung zur Mutter: Wenig Hierarchie *aber* große Nähe → „Independence Training“ *aber* mit Rückversicherung	Sorgfältig-zwanghaft (PSSI) → Umsetzung durch Normorientierung „spezifische Exploration“
O23 Gütemaßstab	Kein signifikanter Befund	Kein signifikanter Befund
O24 Leistungsdruck	Hohe Hierarchie zur Mutter „Achievement training“	Fremdbestimmt PSSI) → Umsetzung durch Anpassung an die Anforderungen anderer
O25 Selbstkritik	Geringe familiäre Kohäsion → Bedürfnis nach Kohäsion und Zusammenhalt	„Depressiv“ (PSSI) → durch Leistung Bindung herstellen

Fazit: Auch beim Leistungsmotiv zeigt sich die erwartete interaktive Beziehung zwischen Entwicklungskontext und Regulationsstil. Die Leistungsmotivkomponenten des OMT entstehen jedoch anders als das Bindungsmotiv offenbar in heterogenen, zum Teil gegensätzlichen Entwicklungskontexten. Die Komponenten O21 (Flow) und O22 (Gütemaßstab) wurden dabei wie erwartet gehäuft bei Personen angetroffen, die die Beziehung zur eigenen Mutter als nicht hierarchisch angegeben hatten. Einen solche Beziehung läßt sich dahingehend interpretieren, daß dadurch ein Bedürfnis beim Kind geweckt werden kann, erste Aufgaben und Entwicklungsschritte selber zu meistern.

Die Entwicklungskontexte der beiden Komponente unterscheiden sich aber in der angegebenen Nähe zur Mutter, die bei O21 relativ gering bei O22 dagegen hoch war. Dieser Unterschied läßt sich als ein verschieden stark ausgeprägtes Ausmaß an Rückversicherungsmöglichkeiten deuten. Eine hohe Distanz und gleichzeitig geringe Hilfe

von der primären Bezugsperson bedeutet sehr geringe Rückversicherungsmöglichkeiten und steigert demnach die empfundene „Erregung“ des Kindes (Bischof, 1985; 1993), die nur dann zu diversiver Exploration führt, wenn der Sollwert für Erregung („Unternehmungslust“) hoch ist. Höhere Distanz und Unabhängigkeit erfordern also gleichermaßen eine positive Regulationskompetenz beim Kind, um die Erregung in Exploration statt in Furcht umzuformen. Die Anforderung an Selbstständigkeit und damit auch die Möglichkeiten, Kontingenz in bezug auf das Selbst zu erleben, wären aus dieser Sicht bei der Entwicklungsbedingung O21 (geringe Beeinflussung von und hohe Distanz zu der primären Bezugsperson) maximal.

Um diese hohe „Erregungsstimulation“ auszuhalten, muß ein überdurchschnittlich ausgeprägter, dispositionell angelegter Regulationsstil vorliegen. Erst dann, so die Annahme kann O21 überzufällig oft bei den Antworten einer Person kodierbar sein. Wie vermutet ist das Auftreten von O21 tatsächlich dann wahrscheinlicher, wenn ein handlungsorientierter, aktiver also wenig depressiver Stil vorliegt, und so das Bedürfnis nach diversiver Exploration und, darauf aufbauend, eigenständiger Leistung durch die Mobilisierung von selbstreguliertem, positiven Affekt umgesetzt werden kann. Im Sinne eines engen Motivbegriffs entspricht also die Motivkomponente O21 einer Assoziation aus einem Wunsch, Dinge selbst zu meistern und dieses Meistern kontingent zurückgemeldet zu bekommen mit einer aktiven und intuitiven Herangehensweise an Probleme. Diese Interpretation erscheint zulässig, da wenig depressive Personen als unternehmungslustig, neugierig und intrinsisch motiviert gelten können (Kuhl & Kazen, 1997). Dieser Regulationsstil erleichtert es ihnen, auch bei geringer Unterstützung von anderen und weitgehend ohne Rückversicherungsmöglichkeit Explorations- und Leistungsbereitschaft zu zeigen und so im Laufe der Ontogenese ein stabiles, intrinsisches Leistungsmotiv zu entwickeln.

Dieses „extreme“ Maß an Affektregulation ist bei der Komponente O22 wahrscheinlich deswegen nicht nötig, weil durch die Nähe zur vertrauten Bezugsperson die Erregung gedämpft wird (Bischof, 1985). Aus diesem Grund muß auch kein handlungsorientierter Affektregulationsmechanismus bei der Motivmodulation angenommen werden. Der extrinsische Aspekt von O22 zeigt sich nach meiner Interpretation darin, daß hier statt dessen mit dem gewissenhaft-zwanghaften Stil eine lageorientierte Affektregulation greift. Personen, die durch diesen Stil gekennzeichnet sind, orientieren sich beim Coping laut PSI-Theorie (s.

Abschnitt 2.7.2) aber auch laut klassisch psychoanalytischer Lesart an einem besonders ausgeprägten Normbewußtsein bzw. einem starken „Überich“. Da dieses „Überich“ internalisiert worden ist, also eigentlich eine von der Umwelt stammende Instanz darstellt, erscheint es gerechtfertigt, hier von einer subtilen Form der extrinsischen Orientierung zu sprechen. Die Interpretation dieses Befunds folgt daher dem gleichen Schema wie bei O12 und O32: Die Motivumsetzung wird durch die Orientierung an vorgegeben Normen (in diesem Fall Gütestandards) gesteuert. Die positiven Anreize für die Bedürfnisumsetzung werden also nicht (vollständig) durch das Selbst generiert, sondern werden von außen vorgegeben (durch introjizierte Standards und/oder eine stets nahe Bezugsperson). In psychoanalytischer Terminologie steuert also nicht das Selbst das Motiv sondern das Überich. Bischofs Motivations-Modell (1985) würde diese Steuerung von Exploration als „spezifisch“ (versus „diversiv“) einordnen. Die ontogenetische Vorform von O21 wäre aus dieser Sicht die diversive Exploration, die von O22 eine spezifische Exploration.

Bei der Komponente O23 konnte kein signifikanter Effekt nachgewiesen werden. Auch hierfür könnte, wie schon bei O13, eine zu große Heterogenität der definierenden Inhalte verantwortlich sein. Bspw. wurden O13-Kodierungen sowohl bei einer eher „lustvollen“ Problemlösungsbeschreibung wie auch bei einer schon fast „verzweifelten“. Beim Kodieren ist es auch oft schwer zu entscheiden, ob eine positive oder eine leistungsdruckbezogene Lernorientierung den Geschichten zugrunde liegt. Vielleicht sollten in Zukunft zwei Problemlösekomponenten definiert werden – eine unter emotional positiven Vorzeichen (die dann das intendierte A(-)-Pendant von Flow definieren würde) und eine unter Streß (die dann einer abgemilderten Variante von O25 entspräche). Die bisherige Kodierung hat eher letztere Variante begünstigt, so daß auch der Befund erklärbar ist, daß O23 wie O24 und O25 eine hohe Hierarchie zur Mutter als Entwicklungshintergrund aufweist.

Bei O24 wurde dieser Entwicklungskontext eines hoch-hierarchisches Verhältnis zur Mutter ebenfalls beobachtet, allerdings kam dann auch ein signifikanter Interaktionseffekt mit einem fremdbestimmten Stil im PSSI dazu, so daß wir hier per definitionem von einer spezifischen Motivkomponente sprechen können. Hieran zeigt sich zum einen, daß mit einer spezifischeren Definition des Inhaltsschlüssels auch die erwarteten Interaktionseffekte auftreten. Zum anderen, daß Entwicklungskontexte (hier eine hohe Hierarchie zur Mutter) recht breite, undifferenzierte Bedürfnisse induzieren können. Denn wie anders soll man den Befund interpretieren, daß sowohl viel als auch wenig Hierarchie zu einer gehäuften Nennung

von Leistungsthemen führen kann, wenn ein geeigneter, modulierender Regulationsstil vorliegt?

Das gemeinsame Merkmal aller Ebenen des Leistungsmotivs ist es ja, eine bestimmte Leistung bringen zu wollen. Offenbar kann dies sowohl durch wenig Unterstützung und Einflußnahme durch die primäre Bezugsperson als auch durch starke Unterstützung erreicht werden. Der spezifische Inhalt unterscheidet sich jedoch deutlich zwischen den Ebenen, was aus Sicht der vorliegenden Datenlage als ein Interaktionseffekt zwischen Entwicklungsbedingung und Regulationsstil erklärt werden kann.

Bei O24 entsteht der Leistungsbezug offenbar durch eine Verknüpfung zwischen einflußnehmender Unterstützung von seiten der Mutter mit einem wenig selbstbestimmten, also eher lageorientierter Stil, der auch selbstentfremdetes Handeln zuläßt. Aus dieser Kombination erscheint es nicht zu weit hergeholt, Inhalte, die um Leistungsdruck und Durchhalten auch bei sehr schwierigen oder aversiven Aufgaben kreisen, abzuleiten. M.E. ist der Bezug zu dem postulierten Mechanismus A(+) mit dem Befund vereinbar: Gerade im Leistungsbereich ist ein gewissen Ausmaß an Entfremdung und das Ertragen von „spaßfreiem Schuften“ häufig die Voraussetzung, schließlich doch Erfolg und positiven Affekt zu erleben. Dies deutet darauf hin, daß zum Leistungsmotiv auch lageorientierte Bedürfnisumsetzungsstrategien dazugehören.

Die Komponente O25 schließlich fällt vom Entwicklungskontext her gesehen ganz aus dem erwarteten Rahmen heraus. Hier ist es nämlich offenbar die geringe Kohäsion in der Familie, die hier das Leistungsbedürfnis weckt, das dann durch einen still-depressiven Stil umgesetzt wird. Dieser Befund war nicht erwartet worden und muß daher sehr vorsichtig interpretiert werden. Es lassen sich aber zwei Dinge an ihm verdeutlichen: Ein Entwicklungskontext wie geringe Kohäsion wirkt unspezifisch bedürfnisinduzierend – neben unterschiedlichen Beziehungs- und Bindungswünschen können offenbar auch Leistungsbedürfnisse geweckt werden, welche allerdings auch als Beziehungsaspekt interpretiert werden können. Eine Form von Bindung kann man ja dadurch herstellen, daß man sich durch seine Leistungen nützlich oder gar unentbehrlich macht (Atkinson & O’ Connor, 1966). Der still-dperessive Stil ermöglicht es dem Individuum dabei, auch selbstentfremdete Tätigkeiten zu verrichten, solange dies eine gewisse Nähe zu anderen bedeutet. Insbesondere durch die Bitte nach Hilfe

und Unterstützung in Leistungssituationen läßt sich, so eine mögliche Interpretationslinie, diese durch den Kontext induzierten Wünsche nach Nähe und Zuwendung erreichen.

Trotz dieser nachträglich formulierbaren theoretischen Stimmigkeit der Ergebnisse muß man aber vor allem für das Leistungsmotiv noch weitere Untersuchungen fordern, welche die Entwicklungsbedingungen dieses Motivs zum Gegenstand haben. Eine wichtige Fragestellung könnte dabei sein, ob es angesichts der komplementären Kontextbedingungen von den erfolgaufsuchenden (O21 und O22) und mißerfolgsvermeidenden (O24, O25 und – nach bisheriger Kodierpraxis auch O23) OMT-Komponenten Sinn macht, von *einem* Grundmotiv auszugehen.

Möglicherweise läßt sich die Hierarchie der Mutter zu ihrem Kind als eine Art Schalter bezeichnen, welcher je nach makrokontextuellen Ausgangsbedingungen die Weichen für eher individualistische oder interdependente Ausformungen des ursprünglichen Kompetenzmotivs stellt, welche im Laufe der Ontogenese thematisch immer stärker divergieren. Wie in Abschnitt 3.3.8 deutlich wird, scheint den mißerfolgsvermeidenden Komponenten tatsächlich eine völlig andere Funktionalität zuzukommen als den erfolgsaufsuchenden.

Schon vom Entwicklungshintergrund her gesehen einheitlicher fallen da die Befunde zum Machtmotiv aus wie die folgende Tabelle verdeutlicht.

Tabelle 3.3.22: *Signifikante Befunde zu den Entwicklungsbedingungen des Machtmotivs und ihre Kurzinterpretation*

OMT-Komponente	**Entwicklungskontext** → Interpretation	**Bedürfnisumsetzung** → Interpretation
O31 Führung	Fehlender Einfluß des Vaters → Bedürfnis nach Gewinn von eigenem Einfluß	Wenig still-depressiv (PSSI) → Umsetzung durch Intuition, Interesse an anderen und spontaner Begeisterungsfähigkeit
O32 Anerkennung	Fehlender Einfluß des Vaters → Bedürfnis nach Gewinn von eigenem Einfluß	„männlich" → Orientierung an männlichen Rollenerwartungen
O33 Selbstbehauptung	Fehlender Einfluß des Vaters → Bedürfnis nach Gewinn von eigenem Einfluß	Liebenswürdig-Histrionisch (PSSI) → Umsetzung durch Reaktanz und Selbstbehauptung
O34 Direktion (Inhibierte Macht)	Fehlender Einfluß des Vaters → Bedürfnis nach Gewinn von eigenem Einfluß *und* gleichzeitiger Harmonie	Kein signifikanter Befund
O35 Unterordnung	Kein signifikanter Befund	Kein signifikanter Befund

Fazit: Jeweils in Kombination mit einem bestimmten Umsetzungsstil konnte ein Entwicklungshintergrund der Machtmotivkomponenten des OMT klar identifiziert werden: Die relative Schwäche des Vaters, angezeigt durch einen gegenüber der Mutter reduzierten Einfluß im FAST. Nur bei O35 (Unterordnung) zeigte sich kein solcher Interaktionseffekt. In Nachbefragungen zu den Gründen für den relativ geringen Einfluß des Vaters geben Probanden sehr oft an, daß dieser selten anwesend war und die Mutter daher den bestimmenden Einfluß innehatte. Besonders Männer tendieren dabei dazu, diesen fehlenden Einfluß des Vaters auch als dessen mangelnde Durchsetzungskraft und emotionale Schwäche zu benennen. Meine Interpretation, daß aus diesem als Defizit empfundenen väterlichen „Machtvakuum" zumindest bei Männern ein Wunsch erwächst, möglichst schnell und viel eigenen Einfluß zu gewinnen, baut auf den kulturvergleichenden Befunden von Draper und Harpending (1982) auf. Auch aus familienpsychologischer Sicht wurde argumentiert, daß ein fehlender Einfluß des Vaters als „Defizit" zu interpretiert werden kann, aus dem ein

Bedürfnis entspringt, selbst später im Leben stärker Macht auf andere ausüben zu können als dies bei dem eigenen Vater erlebt wurde (Biller, 1993).

Auf Ebene 1 bei der Komponente Führung wird, darauf deutet die signifikante Interaktion zwischen Kontext und einem wenig depressiven Stil im PSSI hin, dieses Bedürfnis durch die Mobilisierung von positiven Affekten und einer intuitiven Handlungsbereitschaft umgesetzt. Das Bedürfnis nach Gewinn von Einfluß konnte, so meine Interpretation dieses Befundes, auf eine emotional positive Art befriedigt werden, d.h. andere konnten mit Begeisterung und Optimismus angesteckt werden (ein wesentliches Merkmal der intuitiven Handlungsausführung, die man gerade bei nicht-Depressiven durchaus erwarten kann). Mit der Zeit kann sich so ein intrinsisches Machtmotiv entwickeln; die Beeinflussung von anderen wird *an sich* genossen, wobei die Bedürfnisse der anderen berücksichtigt werden können, so daß man hier auch von einer prosozialen Form der Machtanwendung sprechen darf.

Dieser intrinsische Bezug fehlt bei der 2. Ebene (Anerkennung). Die Argumentation der signifikanten Interaktion mit dem Geschlecht ist analog zu der von O12: Das Streben nach Aufmerksamkeit und Status ist eine in vielen Gesellschaften vor allem beim Mann akzeptierte und kanalisierte Umsetzungsform des Machtmotivs. Entsprechend erfordert sie keine besonderen psychischen Regulationsmechanismen; es reicht, sich an den in der Gesellschaft vielfältig vorhandenen Anreizen zu orientieren (bspw. „Macht“ durch eine Uniform, durch Prestigeobjekte wie große Autos oder viele Kreditkarten).

Die Interaktion zwischen dem liebenswürdig-histrionischen Stil und dem bedürfnisgenerierendem Kontext fehlender väterlicher Macht entspricht der in Abschnitt 2.7.2 aufgestellten Hypothese. Um den postulierten Mechanismus A(-) als Umsetzungsform anzuwenden, muß zunächst negativer Affekt auftreten, der dann aktiv bewältigt wird. Es entspricht durchaus den in der Literatur beschriebenen Wesensmerkmalen einer „histrionischen“ Persönlichkeit, sich mit dominanten Personen anzulegen, und diese Konfrontation mit Stärkeren oder „Autoritätspersonen“ geradezu zu suchen (Comer, 1995). Aus der Systemperspektive der PSI-Theorie brauchen Personen dieses Stils das Angegriffen-werden, um ihren bevorzugten Regulationsmechanismus (die Bewältigung von negativem Affekt) einsetzen zu können. Dies entspricht auch exakt der inhaltlichen Definition von Komponente O33, bei der das Machtmotiv durch Selbstbehauptung in Konfliktsituationen aktualisiert wird.

Die inhaltlich breiteste Komponente des OMT ist O34 (Direktion). Dies mag ein Grund dafür sein, daß die Befundlage hier nicht hypothesenkonform ausfiel. Andererseits kann auch dieser Befund recht gut in das angenommene theoretische Modell integriert werden. Die signifikante Interaktion zwischen der vertikalen und der horizontalen Distanz zum Vater deutet jedenfalls auf eine Umsetzungsform hin, die dem angenommenen Mechanismus A(+) entsprechen könnte: Das durch den geringen Einfluß des Vaters induzierte Bedürfnis nach Hierarchie wird durch die emotionale Nähe zum Vater kompensiert. Interpretieren ließe sich dieser Befund u.U. so, daß Kinder, deren Väter nur wenig Einfluß ausüben, die emotionale Nähe zu ihm nutzen, um so seine Aufmerksamkeit und Beeinflussung zu spüren.

Dies entspricht in gewisser Hinsicht der von Kuhl & Kazen (1999) implizierten Funktionalität von A(+), in schwierigen (das Absichtsgedächtnis aktivierenden) Umständen auf eine günstige Situation zu warten, in der doch noch positiver Affekt ausgelöst werden kann. Übertragen auf unseren Befund könnte man folgern, daß eine große Nähe zum Vater dessen aktive Einflußnahme permanent ankündigt, er also nicht „nur" Nähe sondern auch Direktion und Führung gibt. Oft mag sich diese Hoffnung jedoch nicht erfüllen, so daß der Vater in der retrospektiven Aufzeichnung der frühen Kindheit durch den FAST symbolisch blaß bleibt, keinen Status zugewiesen bekommt und (aus Sicht des Probanden) buchstäblich im Schatten einer vielleicht übermächtigen Mutter steht[7].

Allgemein anzumerken ist dabei noch, daß das im FAST dargestellte Bild sicherlich viel statischer als die Wirklichkeit ist. Es ist vielleicht vergleichbar mit einem „Snap Shot", der repräsentativ für die *modale* Situation ist, aber keineswegs andere Szenen ausschließt. Väter mit wenig Hierarchie dürften sich daher durchaus auch mal stark profiliert haben, nur geschah das aus Sicht ihrer Kinder wohl zu selten oder zu wenig energisch. Biller (1993) weist darauf hin, daß die Kombination aus großer Nähe aber geringer Einflußnahme durch den Vater für das Kind besonders ungünstig ist, weil es einem halbherzigen Versprechen gleichkommt. Es könnte durchaus sein, daß diese durch gleichzeitige Nähe aber mangelnde Hierarchie ausgedrückte Ambivalenz bezüglich Macht eine ontogenetische Wurzel des ja ebenfalls sehr

[7] Auffällig ist in Einzelfallanalysen, daß die Personen mit extrem hohen Machtmotivausprägungen ihrem Vater oft nicht nur fast keinen Einfluß zubilligen, sondern ihre Mutter zum Teil auf fünf oder mehr Türme stellen. Hier müssen weitere Analysen mit dem 15-Bilder-OMT, der weitaus bessere Verteilungseigenschaften aufweist als der 7-Bilder-OMT, sowie Tiefeninterviews wichtige, bislang nicht erforschte Prozesse klären helfen. Interessante Hypothesen lassen sich dabei aus der kürzlich von Bischof (1996) vorgelegten entwicklungspsychologischen Perspektive ableiten, die hier aus Platzgründen leider nicht näher ausgeführt werden konnte.

ambivalenten Inhalts, der O34 definiert, darstellt. Weitere Untersuchungen müssen aber folgen, um auch den vermittelnden Regulationsstil noch zu identifizieren.
Bei der letzten Komponente des Machtmotivs O35 (Unterordnung) konnte kein signifikanter Interaktionseffekt festgestellt werden. Es könnte sein, daß sich die Definition dieser Komponente inhaltlich zu weit vom Machtmotiv entfernt hat. Während bei allen anderen Machtmotivkomponenten zumindest ein Versuch einer Einflußnahme geschildert wird, gehen in die Definition von O35 auch Geschichten ein, die unterwürfige Handlungen schildern. Im nachhinein betrachtet wäre es vielleicht sinnvoller gewesen, nur Geschichten zur Definition zuzulassen, die zunächst einen Beeinflussungsversuch schildern, welcher dann jedoch scheitert. Auch zu dieser Komponente sind weitere Untersuchungen dringend erforderlich.

Alles in allem sind jedoch die meisten der in 2.7.2 aufgestellten Hypothesen verifiziert worden. Damit steht der OMT auf einer konzeptionell gut abgesicherten Basis: Die Inhalte, die Probanden als Interpretation der Bilder nennen (und welche wiederum ihre stabilen Motive operationalisieren sollen), können zum Teil durch eine Interaktion zwischen ihren Kindheitserinnerungen und grundlegenden Regulationsmechanismen erklärt werden. Damit erscheint die konzeptionelle Basis des OMT gegenüber der des TAT sogar überlegen: Ein Instrument, das beansprucht stabile, schon in vorsprachlichen Entwicklungsabschnitten entstehende Motive zu messen, sollte eher auf entwicklungspsychologisch abgeleiteten Inhalten beruhen und nicht (nur) auf solchen, die aus aktualgenetischen experimentellen Situationen gewonnen wurden.

Eine entwicklungs- und persönlichkeitspsychologische Fundierung ist zwar für ein gutes Motiv-Meßinstrument eine notwendige Voraussetzung, garantiert aber natürlich noch keine gute Validität des Instruments. Da gerade hier die besonderen Stärken des TAT liegen, ist es notwendig, den OMT auch auf seine prognostische und Übereinstimmungsvalidität hin zu überprüfen. Dies soll im folgenden Abschnitt dargestellt werden.

Anzumerken ist zum folgenden Abschnitt, daß die hier vorgestellten Befunde auf verschiedenen Stichproben beruhen. Die Befunde zum *finanziellen Einkommen*, *Alter bei der ersten festen Beziehung, dem ersten Geschlechtsverkehr und der Geburt des ersten Kindes sowie zur Partnerwahl* stammen aus der gleichen DFG-Stichprobe, in der auch die Entwicklungsbedingungen bestimmt wurden. Die *Zusammenhänge der OMT-Komponenten mit dem CPI, einem Intelligenztest* sowie die *multiplen Korrelationen mit*

Vorgesetztenurteilen wurden in einer Stichprobe, die sich aus Führungsnachwuchskräften verschiedener Unternehmen im Raum Hamburg zusammensetzte (die „Nordakademie-Stichprobe“) erhoben. Die Befunde zur Vorhersage der *Studienleistung und der Durchsetzungsfähigkeit in einem Assessment Center aufgrund des OMTs* wurden in Stichproben an der Universität der Bundeswehr mit Offizieren gewonnen.

Um halbwegs den Überblick über diese Stichproben zu gewährleisten, werden die Befunde in der eben gegebenen Reihenfolge vorgestellt.

3.3.8 Prognostische Validität des OMT

In diesem Abschnitt wird es darum gehen, einen ersten Überblick über die Relevanz der OMT-Komponenten für alltägliches Verhalten zu geben. Die Befunde dieses Abschnitts beruhen wie erwähnt auf drei recht verschiedenen Stichproben. Die Befunde zum *finanziellen Erfolg, Alter bei der ersten festen Beziehung, Alter bei der Geburt des ersten Kindes und zur Partnerwahl* stammen alle aus der eingangs beschriebenen „großen“ Stichprobe aus dem DFG-Projekt. In dieser Stichprobe wurden die interessierenden abhängigen Variablen gleichzeitig erhoben, so daß es sich hier um die sog. *Übereinstimmungsvalidität* handelt. Um die gleiche Validitätsform handelt es sich auch bei den Befunden zum Zusammenhang zwischen OMT und Intelligenz sowie OMT und dem CPI. Hierbei handelt es sich aber um eine Stichprobe aus Führungsnachwuchskräften, die an der Nordakademie – Hochschule der Wirtschaft – in Elmshorn erreicht wurde. Diese Stichprobe setzt sich aus Frauen und Männern im Alter zwischen 22 und 31 Jahren zusammen, die an der Nordakademie studieren und gleichzeitig als Führungsnachwuchskräfte in verschiedenen internationalen und regionalen Unternehmen arbeiten.

Die Befunde, die danach vorgestellt werden, beruhen auf Stichproben, die gezielt selektiert wurden, um auch die *Vorhersagevalidität* des OMT zu prüfen. Diese Form der Validität gibt aufgrund der zeitlich späteren Erhebung des Kriteriums auch Auskunft über die zeitliche Stabilität des Prädiktors (hier OMT). Hierbei handelt es sich um Männer zwischen 22 und 31 Jahren, die als Offiziere an der Universität der Bundeswehr studieren.

Ebenfalls aus der Bundeswehr-Universität stammen die verschiedenen Stichproben zur Etablierung der Konstruktvalidität. Die *konvergente Validität* wird anhand des Zusammenhangs zwischen OMT und TAT bestimmt, die *diskriminante Validität* anhand des Zusammenhangs zwischen OMT und expliziten Motiv-Inventaren.

Zunächst aber die Befunde aus der DFG-Stichprobe, in welcher ja auch die Persönlichkeits-Kontext-Hypothesen überprüft wurden.

Finanzielles Einkommen

Eine Möglichkeit, die Validität von Komponenten des Leistungs- und des Machtmotivs explorativ zu erforschen, ist es, das finanzielle Einkommen als abhängige Variable zu untersuchen. Bekanntermaßen ist das Nettoeinkommen einer Person nicht unbedingt ein reliabler Hinweis auf deren Leistungsfähigkeit, da über dessen Höhe viele verschiedene Faktoren mitentscheiden (bspw. Familienstand, Steuern, Kranken- und Lebensversicherungen, Einkommensart usw.). Aus diesem Grund kann das hier verwendete Maß für finanziellen Erfolg sicherlich nur eine Annäherung an die wahren Verhältnisse darstellen. Es berücksichtigt aber sowohl die subjektive Einschätzung sowie ”objektive” Schätzungen der eigenen finanziellen Leistungsfähigkeit in DM.

Folgende vier Items gingen in den Summen-Score ”Finanzielle Leistungsfähigkeit” ein: i) die Frage nach der relativen finanziellen Leistungsfähigkeit (”1” = sehr viel schlechter als von anderen bis ”5” = sehr viel besser); ii) die Frage nach der aktuellen finanziellen Situation (”1” = sehr schlecht bis ”5” = sehr gut); iii) die Frage nach dem Netto-Einkommen des Haushaltes in DM sowie iv) die Frage danach, wieviel Geld für den persönlichen Bedarf zum Ausgeben übrigbleibt.

Das monatliche Durchschnittseinkommen der Haushalte der DFG-Stichprobe betrug 3480 DM mit einer mit einer Standardabweichung von 1973 DM (Minimum 400 DM, Maximum 15000 DM). Zum Ausgeben übrig hatten die Personen im Durchschnitt 1515 DM, wobei hier die Standardabweichung besonders groß ausfiel (1319 DM) - nicht wenige gaben an, nichts zum Ausgeben übrig zu haben. Die zwei subjektiven Einschätzungen auf den Skalen bewegten sich genau um den erwarteten Mittelwert (2.5 und 2.8). Die vier Variablen korrelierten in mittlerer Höhe miteinander (r = .32 zwischen Netto-Einkommen und

subjektiver Einschätzung der momentanen finanziellen Situation, sowie r = .66 zwischen Netto-Einkommen und Netto-Ausgeben). Die folgende Tabelle stellt nun den multiplen Zusammenhang zwischen OMT-Komponenten und der über die vier beschriebenen Variablen bestimmten finanziellen Situation dar.

Tabelle 3.3.23: *Multiple Regression (Methode Backward) mit den 15 OMT-Komponenten sowie Geschlecht, Geburtsjahr, und Landesteil als Prädiktoren und finanzielle Leistungsfähigkeit als Kriterium*

	Beta	t-Wert	p
Geburtsjahr	-.25	-4.6	.001
O21 (Flow)	.12	2.2	.03
O32 (Status)	.09	1.7	.09

Anmerkungen: R = .29, R^2 = .08, F =9.34, p = .001, N = 318 (nur signifikante Prädiktoren werden dargestellt)

Sowohl die Komponente O21 als auch O32 dürfen demnach neben dem Lebensalter als signifikanter Prädiktor von finanziellem Erfolg angesehen werden und zwar in beiden Landesteilen (Halle und Osnabrück) und bei Männern wie Frauen. Der Zusammenhang ist aber gering, was sicherlich auch auf die Ungenauigkeit der Meßmethode des finanziellen Einkommens zurückzuführen sein dürfte.

Alter bei der ersten festen Beziehung, dem ersten Geschlechtsverkehr und der Geburt des ersten Kindes

Da das Bindungsmotiv mit einer intensiven Suche nach Kontakt assoziiert ist, läßt sich argumentieren, daß das Alter, in dem jemand das erste mal eine feste Beziehung eingeht und/oder das erste Mal Geschlechtsverkehr hat, auch von der Ausprägung des Bindungsmotivs abhängt (McClelland, 1987). In der DFG-Stichprobe wurden die TeilnehmerInnen auch gefragt, in welchem Alter sie das erste mal sexuelle und eine auf Dauer angelegte, Partnerbindung eingegangen waren. Das Durchschnittsalter beim ersten Geschlechtsverkehr betrug 18 Jahre und variierte zwischen 12 und 29). Das Durchschnittsalter bei der Partnerbindung betrug 23.3 Jahre. 10 Jahre war die jüngste Person

als sie erstmals eine feste Beziehung einging, 41 Jahre die älteste. Beide Variablen korrelieren mit r = .20 zwar signifikant, aber nicht hoch miteinander.

Tatsächlich sind die Zusammenhänge zwischen einem hohen Bindungsmotiv und dem ersten Geschlechtsverkehr sowie einer früheren Bindung an den Lebenspartner auf dem 5%-Nievau signifikant, mit r(300) = -.12 und r(324)= -.13 jedoch von geringer Stärke. Immerhin kann damit das Bindungsmotiv bei Männern und Frauen als ein Faktor für eine frühe sexuelle und Partnerbindung gelten. Interessanterweise ist dieser Zusammenhang besonders stark bei den *vor 1949* geborenen Personen (r(109) = -.23 und r(103) = -.20). Ist in dieser Kohorte Varianz innerhalb des Zeitpunkts ersten sexuellen und partnerschaftlichen Kontakts stärker durch Motive aufklärbar, weil *eigenständige* Entscheidungen schwerer durchsetzbar waren als heute, also höhere Motivation erforderten? Diese Argumentation wird durch den Befund gestützt, daß wir die höchste Korrelation zwischen Bindungsmotiv und dem Alter beim ersten Geschlechtsverkehr bei Frauen, die vor 1945 geboren wurden, finden (r(62) = -.35; p = .006).

Eine vielschichtigere Analyse des Zusammenhanges zwischen Motiven und den beiden Variablen ermöglicht die Betrachtung der 15-OMT-Komponenten. Um den Zusammenhang mit den OMT-Komponenten zu überprüfen, wurde getrennt für die beiden Geschlechter eine multiple Regression gerechnet, in die neben den 15 OMT-Komponenten noch das Geburtsjahr der Person sowie der Landesteil als Variable beigefügt wurde. Das Ergebnis dieser Regression ist bei den Männern nicht unerwartet so, daß neben dem Geburtsjahr (Beta = -.27, p <.01) nur die Komponente O11 (Begegnung) für den Zeitpunkt einer festen Bindung prädiktiv ist (Beta = -.21, p <.05). D.h., Männer gehen heute in höherem Alter Bindungen ein als früher, sie tun dies aber unabhängig von ihrer Kohortenzugehörigkeit dann in jüngerem Alter, wenn sie ein hohes Begegnungsmotiv haben. Bei den Frauen gibt es einen unerwarteten Effekt: Hier ist zum einen der Landesteil prädiktiv (Beta = .29, p <.01) zum anderen die Komponente O31 (Beta = .30, p <.01). Frauen in Ostdeutschland gehen also früher eine feste Beziehung ein. In beiden Landesteilen tun Frauen dies später, wenn sie ein hohes Führungsmotiv (O31) haben!

Die Validität der Variable „erste feste Beziehung“ wird übrigens dadurch deutlich, daß sie in einer weiteren Regression, bei der diese zusätzlich zu den eben verwendeten Variablen verwendet wird, mit einem Beta von .76 das Alter der Frau bei Geburt des ersten Kindes vorhersagt – Frauen, die sich früher binden, haben also mit höherer Wahrscheinlichkeit auch

früher Kinder. Das Durchschnittsalter bei der Geburt des ersten Kindes betrug in dieser Stichprobe 25.21 Jahre mit einer Standardabweichung von 4.88 Jahren. Das jüngste vorkommende Alter betrug 16, das älteste 44 Jahre.

Interessant ist nun, daß der neben der Frühzeitigkeit der Partnerbindung einzige andere signifikante Prädiktor für das Alter bei Geburt des ersten Kindes mit einem Beta -.14 ($p < .05$) die Komponente O14 ist. Für das Alter bei Geburt des 2. Kindes ist dagegen die Komponente O15 prädiktiv (Beta = -.19, p .05). Dies gilt aber nur für die Frauen. Bei den Männern ergibt sich wiederum ein anderes motivationales Profil: Neben dem Alter bei der ersten festen Beziehung (.64) ist auch hier wieder O11 (-.18), aber auch O22 (-.22) und O25 (-.22) prädiktiv. Dieser Befund gilt fast genauso auch für die Vorhersage des Alters bei Geburt des zweiten Kindes, wobei hier jedoch überraschend hoch die Komponente O24 mit einem Beta von .45 hinzukommt. Damit ist die Komponente „Leistungsdruck" genauso prädiktiv wie die Variable „Alter bei der festen Beziehung", indem hohe Werte mit einem späteren Alter des zweiten Kindes korrelieren.

Partnerwahl

Wenn die OMT-Motive auf grundlegenden Bedürfnissen und Interessen aufbauen und etwas damit zu tun haben, in welche Lebensbereiche eine Person bevorzugt ihre Zeit und Energie investiert, dann sollte man annehmen, daß diese Motive bei der Partnerwahl eine gewisse Rolle spielen. Man kann erwarten, daß sich Personen eher zu solchen Menschen hingezogen fühlen, die ähnliche grundlegende Interessen haben wie man selbst. In der DFG-Stichprobe nahmen 40 Ehepaare teil, so daß sich der Zusammenhang in der Motivstruktur bei Ehepartnern abschätzen läßt.

Tabelle 3.3.24: *Korrelationen der OMT-Grundmotive zwischen Ehepartnern*

	Partner 2		
	Bindung	*Leistung*	*Macht*
Partner 1			
Bindung	.34 (p = .03)	-.10	-.18
Leistung	-.20	.35 (p = .03)	-.01
Macht	-.06	-.22	.19 (p = .20)

Die Korrelationen zwischen den Grundmotiven bei Lebenspartnern ist beim Bindungs- und Leistungsmotiv signifikant. Beim Machtmotiv ist der Zusammenhang immerhin positiv. Dieses Korrelationsmuster ist unabhängig vom Alter und vom Bildungshintergrund der Paare.

Recht interessant ist auch, daß Partner beim anderen zwar das gleiche Grundbedürfnis zu schätzen scheinen, nicht aber die gleiche Ebene dieses Bedürfnisses. So korrelieren zwischen den Partnern die Komponenten O12 und O11 (r = .40) sowie O12 und O15 (r = .36) signifikant. Dieser Befund erinnert auffällig an das Kollusions-Konzept von Jürg Willi, nach der Partner beim anderen Unterschiedliches vom Gleichen suchen (s. Kriz, 1983). Nur die Komponente O14 korreliert mit r = .38 innerhalb der gleichen Komponente signifikant. Das gleiche gilt für die beiden anderen Grundmotive: O23 korreliert mit O25 (r = .37); O31 mit O35 (r = .36) und O31 mit O33 (r = .35).

Es scheint also ob Partner sich aufgrund *ähnlicher* Grundmotive bei gleichzeitig *unterschiedlicher* Umsetzung dieser Motive gegenseitig anziehen („Unterschiedliches vom Gleichen zieht sich an“).

Zusammenhänge der OMT-Komponenten mit dem CPI

Als nächstes soll dargestellt werden, wie die Validität des OMT bezüglich des beobachtbaren Verhaltensstils aus der Sicht anderer Personen ausfällt. Wie im Methodenteil beschrieben, mißt der CPI das *Fremdbild* einer Person, d.h., die Art und Weise wie sie im alltäglichen Leben auf andere, die sie gut kennen, wirkt. Die folgende Tabelle informiert über signifikante Korrelationen der OMT-Motive mit den Skalen des CPI. Sie wurde einer Untersuchung an der Nordakademie mit 58 Führungsnachwuchskräften weiblichen und männlichen Geschlechts entnommen.

Tabelle 3.3.25: *Signifikante Korrelation ($p < .05$) zwischen OMT-Motiven und CPI-Skalen. N = 58*

	DO	EP	GK	SA	SJ	EG	MF	VE	SO	SB	GUE	KO	WO	TOL	LA	LU	EI	PF	FL	R/I
O11														.32	-.26					
O12		-.28					-.31				-.28				-.37					
O13																				
O14																				
O15	-.35						-.29													
O21																.24			.38	
O22			-.28											.27	-.28	.28				
O23																				
O24																				
O25																				
O31	.42	.27	.47						.28						.27					
O32	.27								.28											-.29
O33									-.30											
O34	.32	.29		.41		.31	.35										.26			
O35									.29			-.29								

DO: Dominanz
EP: Erfolgspotential
GK: Geselligkeit
SA: Soziales Auftreten
SJ: Selbstbejahung
EG: Eigenständigkeit
MF: Mitgefühl
WO: Wohlbefinden
VE: Verantwortlichkeit
SO: Sozialisation
SB: Selbstbeherrschung
GUE: Guter Eindruck
KO: Konventionalität
TOL: Toleranz
LA: Leistung durch Anpassung
LU: Leistung durch Unabhängigkeit
EI: Einsatz von Intelligenz
PF: Psychologisches Feingefühl
FL: Flexibilität
R/I: Rationalität vs. Intuition

Schon auf den ersten Blick fällt auf, daß Personen, die ein hohes Bindungsmotiv haben, auf andere eher negativ wirken. Alleine die Komponente O11 (Begegnung) verbucht mit einem signifikant höheren Wert auf der *Toleranz*-Skala des CPI einen positiven Fremdeindruck. Wie erwartet zeigen die Komponenten O21 und O22 eine positive Korrelation mit der Skala „*Leistung durch Unabhängigkeit*". O22 weist zusätzlich noch eine negative Korrelation mit der Skala „*Leistung durch Anpassung*" auf. Interessant ist auch die Korrelation von O21 mit der *Flexibilitäts*-Skala. Besonders stark ist offenbar das Machtmotiv für das Fremdbild prädiktiv. Personen mit hohen Werten bei der Komponente O31 wirken dabei dominant, ehrgeizig, extravertiert, streßresistent und rational. Auch Personen mit hohen Werten bei der Komponente O34 können offenbar ein starkes soziales Auftreten an den Tag legen; bei ihnen kommen jedoch die Aspekte des Mitgefühls und des Einsetzens von Intelligenz hinzu. Interessant ist bei Komponente O33 die negative Korrelation mit der *Sozialisations*-Skala, die auf unbeherrschte, renitente und antisoziale Tendenzen einer Person hinweisen kann.

Verbale Intelligenz

Draper & Harpending (1982) haben einen Zusammenhang zwischen väterlicher Abwesenheit und verbaler Intelligenz bei Männern postuliert. Wenn die in Abschnitt 2.4.1 vermutete Verbindung zwischen den von Draper und Harpending dargestellten Konsequenzen väterlicher Abwesenheit und dem impliziten Bindungsmotiv existiert, müßte das OMT-Bindungsmotiv und verbale Intelligenz bei Männern korrelieren. Auch diese Annahme konnte in der Stichprobe von 58 Führungsnachwuchskräften einem ersten empirischen Test unterworfen werden; die Korrelation zwischen dem Bindungsmotiv und dem verbalen IQ beim IST 2000 von Amthauer beträgt $r = .37$ ($N = 33$, $p = .03$) bei Männern. Bei Frauen besteht dagegen kein Zusammenhang zwischen dem Bindungsmotiv und verbaler Intelligenz. Bei Männern und Frauen bestehen keine bivariaten Zusammenhänge zwischen den OMT-Motiven und numerischer oder figuraler Intelligenz.

Zusammenhänge zwischen OMT-Komponenten und Vorgesetztenurteilen

Besonders relevant ist sicherlich das Bild, welches sich Vorgesetzte über eine Person machen, da es über den beruflichen Werdegang mitentscheidet. Im Rahmen der Untersuchung mit Führungsnachwuchskräften konnten wir bei 27 der 58 StudentInnen der Nordakademie Vorgesetztenurteile ca. sechs Monate nach Erhebung des OMT erhalten. Diese Urteile

spiegeln signifikante Entscheidungsprozesse wieder, da sie die Basis für die Übernahme der StudentInnen durch den Betrieb, und/oder die zugewiesene Funktion (Marketing, Vertrieb, Logistik, Controlling, Entwicklung etc.) beeinflussen. Zur Erfassung der Urteile wurde ein international anerkanntes Verfahren, die 360-Grad-Berurteilung *Benchmarks* verwendet (s. Abschnitt 3.2.4). Dieses Instrument erfaßt die drei für die Führungskräftetätigkeit wichtigsten Bereiche im Umgang mit beruflichen Herausforderungen, der *Umgang mit den Anforderungen der Führungskräftetätigkeit* (wie Einfallsreichtum, Lernfähigkeit und Entschlossenheit), das *Führen von Mitarbeitern* (Schaffen eines Entwicklungsklimas, Umgang mit schwierigen Mitarbeitern und Teamorientierung) sowie den Bereich der *Selbstorganisation und Beziehungen zu anderen* (bspw. Aufbau und Verbesserung von Beziehungen, Mitgefühl und Sensibilität, Freundlichkeit und Wärme etc.). Tabelle zeigt die Zusammenhänge zwischen diesen drei Bereichen und den 15 OMT-Kategorien. Da die Intelligenz als bester Prädiktor beruflichen Erfolges gilt (Schmidt, Ones & Hunter, 1992) wird diese Variable mit in die Regression aufgenommen.

Tabelle 3.3.26: *Multiple Regression (Methode Backward) mit den 15 OMT-Komponenten sowie dem Intelligenz-Quotienten(IST-2000) und Vorgesetztenurteile als Kriterium*

	Umgang mit Anforderungen	Führen von Mitarbeitern	Selbstorganisation und Beziehungen zu anderen
O11	-.44*		
O12	.47*		-.44*
O13		.39*	.36*
O21		.45*	
O22	.56**	.82***	
O24	.51**	.62***	
O31	.33+	.73***	.30+
O32			-.51**
O33		-.53**	-.42*
O34	.48**		
IQ			.42**
R	.76	.80	.81
F	4.66**	5.80***	5.12**

Anmerkungen: Es werden nur signifikante Beta-Gewichte für die Prädiktoren, die multiple Korrelation R sowie deren F-Werte für die drei Kriterien-Bereiche dargestellt; N = 27
+ p <.10; * p <.05; ** p <.01; *** p <.001

Die Varianzaufklärung der Vorgesetztenurteile durch den OMT ist erstaunlich hoch. Überraschend ist dabei, daß der IQ nur bei dem Bereich *Selbstorganisation und Beziehungen zu anderen* zur Vorhersage mit Beta = .44 beiträgt. Aufgrund der kleinen Stichprobe müssen diese Ergebnisse mit Vorsicht interpretiert werden. Eine Replikations-Studie ist bereits vorbereitet.

Dennoch geben diese Befunde einen ersten Eindruck, welchen impliziten Prozessen Vorgesetzte bei der Bewertung von Führungsnachwuchskräften besondere Bedeutung zumessen. Beim *Umgang mit den Anforderungen der Führungskräftetätigkeit* gehen positive Bewertungen besonders mit einem rigidem Leistungswillen (O22: Beta = .56; O24: Beta = .51) der Person einher. Aber auch eine gewisses Bindungsmotiv-Muster ist für gutes Abschneiden prädiktiv. Personen, die eine oberflächliche Geselligkeit (O12; Beta = .47), nicht aber intime, tiefergehende Beziehungen (O11; Beta = -.44) anstreben, schneiden bei ihren Vorgesetzten gut ab. Auch das Machtmotiv scheint für diesen Bereich nicht unwichtig zu sein, allerdings ist es wohl eher die inhibierte Form des Machtmotivs (O34; Beta = .48), welche hier besonders zielführend ist. Die multiple Korrelation mit diesem Bereich beträgt R = .76. Die Höhe dieses Zusammenhanges könnte aber aufgrund der kleinen Stichprobe (N = 27) bei16 Prädiktoren deutlich überschätzt ausfallen.

Im Bereich *Führen von Mitarbeitern* ist wie erwartet die Komponente O31 hochgradig prädiktiv (Beta = .73). Die Höhe dieses Zusammenhanges muß, wie erwähnt, aufgrund der kleinen Stichprobe, mit Vorsicht gesehen werden. Überraschend ist, daß die Komponente O33 das Führungsverhalten in diesem Umfeld negativ zu beeinflussen scheint (Beta = -.53), und daß das Leistungsmotiv insgesamt entscheidender ist als das Machtmotiv. Gleich drei Komponenten tragen hier signifikant zur Vorhersage bei (O21; Beta = .45; O22; Beta = .82; O24; Beta = .62). Interessant ist weiterhin, daß auch die Komponente O13 positiv zum Führungserfolg beiträgt (Beta = .39). Insgesamt ist der multiple Zusammenhang hier mit R = .80 sehr hoch.

Der Bereich *Selbstorganisation und Beziehungen zu anderen* („kluges Handeln im Umgang mit anderen“) schließlich wird zu einem wesentlichen Teil durch den IQ aufgeklärt (Beta = .42). Aber auch die Komponente O13 (Beta = .36) und O31 (.30) spielen eine Rolle. Negativ gehen in die Gleichung die Komponenten O12 (Beta = -.44), O25 (Beta = -.32), O32 (Beta = -

.51) und O33 (Beta = -.42) ein. Diese Motiv-Komponenten scheinen also den klugen Umgang mit anderen eher zu verhindern. Die multiple Korrelation beträgt mit diesem Bereich R = .81.

Die im folgenden vorgestellten Befunde stammen alle aus Stichproben an der Universität der Bundeswehr in Hamburg. Hier konnte ein relativ hoher zeitlicher Abstand zwischen der Prädiktor- (OMT) und der Kriterienmessung sichergestellt werden, so daß signifikante Zusammenhänge auch einen indirekten Hinweis auf die Stabilität des OMT liefern.

Studienleistung

Das Leistungsmotiv soll mit selbstgesetzten Arbeitsstandards, Fleiß und Ausdauer zusammenhängen. Aus dieser Sicht erscheint es plausibel anzunehmen, daß die Komponenten des OMT-Leistungsmotivs einen Beitrag bei der Vorhersage von Studienleistungen liefern können. Allerdings muß man dabei nicht erwarten, daß dies alle Komponenten tun, da es auch auf den Anregungsgehalt des Leistungsumfeldes ankommen dürfte, welche Form der Leistungsmotivation funktional ist Entwisle (1972).

An der Universität der Bundeswehr ergab sich die Möglichkeit, die Zwischennoten von den Studenten einzusehen, die 12 Monate vorher den OMT ausgefüllt hatten. Das Zwischenzeugnis ist deswegen von Interesse, weil sich vor allem hier entscheidet, wer das Studium besteht oder nicht. Bei der Zwischenprüfung, die in Form von Klausuren vorgenommen wird, fällt ein nicht unerheblicher Teil der Studenten durch (bis zu 60% in den naturwissenschaftlichen Fächern).
Die Zwischenprüfung findet aus diesem Grund unter einem erheblichem Druck (auch Zeitdruck) statt. Es müssen bis zu 15 Klausuren in relativ kurzer Zeit geschrieben werden. Die Studienbedingungen sind außerdem stark strukturiert (Trimester-Betrieb, weitgehende Anwesenheitspflicht, Schwerpunkt von Mathematik).Vor diesem Hintergrund liegt es nahe anzunehmen, daß die Komponenten des *Leistungsmotivs durch Anpassung* für die Zwischenprüfung prädiktiv sein müßten. Insbesondere sollte dies für die Komponenten O23 und O24 gelten, denn es kommt für den Studienerfolg aus motivationstheoretischer Sicht vor allem darauf an, unter Zeitdruck und klaren Vorgaben arbeiten und aufgrund der hohen Durchfallquote in einzelnen Fächern schnell Mißerfolge wegstecken zu können.
Die Noten der vorliegenden Untersuchung kommen von Studenten der Fächer *Wirtschaftsingenieurswesen, Maschinenbau, Elektrotechnik, VWL, BWL* und

Politikwissenschaft. Aufgrund des starken Anteils von Mathematik, Rechnungswesen und Statistik bei den Betriebs- und Volkswirten, sind die Klausuren mit Ausnahme von denen im Bereich Politik als relativ mathematisch-naturwissenschaftlich anzusehen. Um die Noten für die verschiedenen Fakultäten vergleichbar zu machen (im Schnitt 8 Fächer), wurden zunächst für jedes Fach eine Durchschnittsnote errechnet, und diese innerhalb eines Faches jeweils z-standardisiert. Diese z-standardisierte Durchschnittsnote wurde dann mit dem OMT-Leistungsmotiv in Beziehung gesetzt, indem eine multiple Regression gerechnet wurde. Die Stichprobe besteht aus 110 Studenten der Universität der Bundeswehr, die alle männlichen Geschlechts und im Schnitt 23 Jahre alt sind. Die folgende Tabelle zeigt die Regressionsanalyse mit den fünf OMT-Leistungsmotivkomponenten als Prädiktoren des Studienerfolgs.

Tabelle 3.3.27: *Regressionsanalyse mit der z-standardisierten Durchschnittsnote aus fünf verschiedenen Fakultäten (Wirtschaftsingenieurswesen, Maschinenbau, Elektrotechnik, VWL und BWL) als Kriterium und den Leistungsmotiv-Komponenten des OMT als Prädiktoren*

	Beta	t-Wert	p
O21 (Flow)	-.01	-.01	.99
O22 (Gütemaßstab)	-.08	-.75	.46
O23 (Mißerfolgsbewältig.)	-.23	-2.31	.02
O24 (Leistungsdruck)	-.22	-2.01	.04
O25 (Selbstkritik)	-.05	0.46	.65
Anmerkungen: *R = .31, R² = .10, F =1.98, p = .09*			

Die Komponenten O23 und O24 zeigen wie erwartet signifikante Zusammenhänge mit der z-standardisierten Durchschnittsnote. Da bei diesen eine 1 „sehr gut" bedeutet und eine 5 „nicht ausreichend", zeigt das negative Vorzeichen vor den Beta-Gewichten an, daß ein hoher Score bei O23 und O24 mit besseren Noten assoziiert ist. Die multiple Korrelation von R = .31 ist nicht sehr hoch, was aufgrund der vielfältigen Determinanten der Studienleistung auch nicht anders zu erwarten gewesen ist.

Durchsetzungsfähigkeit in einem Assessment Center

Eine Möglichkeit zur Validierung des Machtmotivs ergab sich im Rahmen einer Beobachtungs- und Beurteilerschulung, die wir er Universität der Bundeswehr mit erfahrenen Assessment-Center-Beobachtern durchführten. Für diesen Zweck wurde an zwei Tagen eine besondere Form von Beobachtungs-Skalen entwickelt, welche sich für die Beurteilung von

Personen in verschiedenen Verhaltensbereichen gut bewährt hat. Es handelt sich dabei um die sog. "*Behavior Expectation Scale*"-Methode, die erstmals von Smith & Kendall (1963) beschrieben wurde.

Die „Behavior Expectation Scales" sind Beobachtungsskalen, die anhand konkret beobachtbarer, „kritischer" Verhaltensweisen verankert sind, wobei die verschiedenen Verhaltensweisen auf unterschiedliche „Gütegrade" hinweisen. Die Verhaltensweisen, die zum Rating herangezogen werden, müssen aus einem großen „Pool" von Beispielen in einem Verfahren ausgewählt werden, wobei nur die Verhaltensweisen bzw. Items selektiert werden, die einen maximalen Konsens aller an dem Verfahren beteiligter Skalenkonstrukteure widerspiegeln (ausführlicher Weinert, 1998).

In diesem Fall wurde das Konstrukt „*Führungsfähigkeit, wie es in einem AC beobachtbar ist*" operationalisiert. Es konnten dabei 5 Unterkomponenten bzw. Facetten definiert werden, die alle auf Führungsfähigkeit in einer Assessment Center Übung (führerlose Gruppendiskussion) hindeuten. In der folgenden Tabelle werden die fünf Unterkomponenten und die Verhaltensweisen, welche auf hohe Ausprägungen bei den Komponenten hinweisen, aufgelistet.

Tabelle 3.3.28: *Fünf Facetten beobachtbaren Verhaltens in einer AC-Übung, welches auf „Führungsfähigkeit" hindeutet*

Skala (Wertebereich 1 – 4)	Verhaltensbeispiel
Frustrationstoleranz	„Person bleibt ausgeglichen bei Kritik"
Verbalität	„vermag Aufgabenstellungen schnell zu erfassen, sie widerspruchsfrei darzulegen und verfügt über eine gute sprachliche Gewandtheit"
Durchsetzungsfähigkeit	„ist auch gegen Widerstände argumentativ in der Lage, gruppendynamische Prozesse zielgerichtet zu lenken"
Soziale Kompetenz	„zeigt sich kooperativ und mitbestimmend"
Antrieb	„zeigt Engagement und vertieft sich in die Aufgaben"

Insgesamt nahmen 16 Studenten in drei Gruppen mit 4 bis 8 Teilnehmern an der AC-Übung teil. Jeder Gruppe wurde ein anderes Diskussionsproblem aus den Bereichen Wirtschaft, Gesellschaft und Universität vorgegeben, welches sie führerlos innerhalb von 25 Minuten diskutieren und lösen sollten.

Die Interaktionen der Gruppenteilnehmern wurden dann von drei Beobachtergruppen auf den Skalen festgehalten. Die Beobachtergruppen bestanden dabei aus jeweils 30 Beobachtern. Diese hohe Zahl sollte sicherstellen, daß individuelle Beobachtungs-Tendenzen (bspw. „Milde- und Strenge-Effekte", „Sympathie" usw.) herausgemittelt werden können und so die Skalierung des „wahren Wertes" für jede beobachtete Person ermöglicht wird. Die folgende Tabelle 3.3.29 zeigt die Korrelation dieses über alle Beobachter gemittelte Endergebnisses mit den Machtkomponenten des OMT.

Anzumerken ist noch, daß zwischen Ausfüllen des OMT und der Teilnahme an der Übung 10 Monate lagen, so daß Korrelationen zwischen beiden Verfahren auch einen indirekten Hinweis auf die Stabilität der OMT-Motive geben können. Tabelle 3.3.29 zeigt die Korrelationsmatrix zwischen OMT-Komponenten und den Facetten der Führungsfähigkeit. Aufgrund der geringen Teilnehmerzahl von 16 wurde in diesem Fall auf eine Regressionsanalyse verzichtet.

Tabelle 3.3.29: *Korrelationen zwischen den Machtmotiv-Komponenten des OMT und den Behavior-Expectation-Skalen (BES)*

	OMT				
	O31	O32	O33	O34	O35
BES-Skalen					
Frustrationstol.-	**.65****	-.34.	.31	-.25	.19
Ausdruck	**.57****	-.40	.39	-.29	.23
Durchsetzung	**.69****	-.26	.27	-.23	.15
Soziale Kompetenz	**.63****	-.24	-.31	.19	-.12
Antrieb	**.49***	-.25.	**.57***	-.38	.13
Summenscore	**.66****	-.32	.28	-.23	.16

Anmerkungen: Die BES-Skalenwerte beruhen auf den über 30 Beurteilern gemittelten Werte von 16 Beurteilten, signifikante Korrelation sind fett gedruckt, * $p < .05$, ** $p < .01$,

Alle Korrelationen zwischen der Komponente O31 und den BE-Skalen sind substantiell und signifikant. Ansonsten korreliert nur die Komponente O33 signifikant mit der BE-Skala „Antrieb“.

3.3.9 Konvergente und diskriminante Validität des OMT

Zur weiteren Etablierung der Konstruktvalidität des OMT werden zwei Aspekte als wesentlich erachtet: Zum einen soll der OMT einen impliziten „Unterbau“ besitzen, was durch signifikante Korrelationen mit dem TAT zum Ausdruck kommen müßte (konvergente Validität). Zweitens sollten die Zusammenhänge mit expliziten Motivmaßen nicht signifikant sein (diskriminante Validität).

Zusammenhang zwischen dem OMT mit einem klassischen impliziten Motivmaß – dem TAT (Winter-Schlüssel)

Die historische Wurzel des OMT liegt ohne Frage in den Arbeiten mit dem TAT begründet. Daher sollte der Zusammenhang zwischen dem OMT und einem projektiven Motivmaß (dem TAT von Winter, 1994) signifikant sein. Dies ist auch deswegen wünschenswert, weil so die wichtigen Validitätsmerkmale des TAT im OMT enthalten sein würden. Um diese Hypothese zu überprüfen, wurde eine Untersuchung mit 53Studenten der Universität der Bundeswehr durchgeführt[8], die als erstes den OMT bearbeiteten und 3 Monate später den TAT, der ihnen per Standardinstruktion vorgegeben wurde (s. Smith, 1992). Die TAT-Protokolle wurden von mir nach dem in Abschnitt 3.2.4 kurz beschriebenen Winter-Schlüssel (1994) ausgewertet, nachdem ich eine Auswertungsübereinstimmung von größer als .85 mit dem „Calibration-Set“ des Winter-Manuals erreicht hatte. Zusätzlich wurden die TAT-Protokolle auch von Dr. Eichstaedt kodiert, der ebenfalls die geforderte Auswertungsübereinstimmung von mehr als .85 nachgewiesen hat. Die Übereinstimmung zwischen beiden Auswertern betrug .91. Diskrepanzen bei der Kodierung wurden im Konsens bereinigt. Die sich so ergebende Anzahl der Motiv-Kodierungen im TAT wurde für jedes der drei Grundmotive von der Anzahl der Worte im Protokoll durch eine Regressionsanalyse bereinigt und mit dem Residium weitergerechnet.

[8] Ich danke Dr. Jan Eichstaedt für die Möglichkeit der Auswertung dieser Daten

Die folgende Tabelle zeigt zunächst die bivariaten Zusammenhänge zwischen den drei Grundmotive aus den beiden Verfahren, die folgenden drei Tabellen stellen dann den multiplen Zusammenhang zwischen TAT und OMT dar, wobei aus den TAT-Werten wie gesagt die Worthäufigkeit herauspartialisiert wurde.

Tabelle 3.3.30: *Bivariate Zusammenhänge zwischen den drei Grundmotiven Bindung, Leistung und Macht, gemessen durch den TAT und den OMT*

	OMT-Bindung	OMT-Leistung	OMT-Macht
TAT-Bindung	.31*	-.02	.04
TAT-Leistung	-.09	.47***	-.09
TAT-Macht	.05	-.16	.47***

Anmerkung: * p < .05; ** p < .01; *** p < .001; N = 53

Mit einer Korrelation von jeweils .47 fällt der Zusammenhang zwischen TAT und OMT beim Leistungs-und beim Machtmotiv in der erwarteten Höhe aus. Deutlich geringer als erwartet ist dagegen die Korrelation zwischen den Bindungsmotiven beider Verfahren mit .31. Mögliche Gründe hierfür lassen sich evtl. bei einer Analyse der multiplen Korrelation zwischen den fünf OMT-Komponenten eines Motivs mit dem entsprechenden TAT-Motiv herausfinden. Für das Bindungsmotiv ist diese multiple Korrelation in der nächsten Tabelle 3.3.31 dargestellt.

Tabelle 3.3.31: *Regressionsanalyse mit dem TAT-Bindungsmotiv (Winter-Schlüssel) als Kriterium und den Bindungsmotiv-Komponenten des OMT als Prädiktoren*

	Beta	t-Wert	p
O11 (Begegnung)	.20	1.52	.14
O12 (Geselligkeit)	-.11	-0.84	.40
O13 (Networking)	.30	2.28	.03
O14 (Anschluß)	.45	3.37	.002
O15 (Verbindlichkeit)	.08	0.59	.56

Anmerkungen: *R = .53, R^2 = .28 (adj .20), F = 3.57, p = .008, N = 53*

Besonders die Komponenten O13 und O14 erweisen sich als gute Prädiktoren des TAT-Bindungsmotivs. Auch die Begegnungskomponente korreliert mit dem Winter-Schlüssel, allerdings ist dieser Zusammenhang nur tendenziell signifikant. Zum Teil könnte dies an der geringen Auftretenswahrscheinlichkeit dieser Kategorie liegen. Die beiden anderen Komponenten (O12 und O15) korrelieren dagegen nicht signifikant mit dem TAT-Bindungsmotiv (wobei die Komponente O12 sogar ein negatives Vorzeichen aufweist). Diese geringen (und z.T. sogar gegenläufigen) Korrelationen zwischen O12 und O15 mit dem TAT erklären die mit r = .31 schwache bivariate Korrelation zwischen OMT und TAT. Substantiell erscheint aber die multiple Korrelation R = .53. Adjustiert man diesen Wert auf Multikollinearitätseffekte, dann bleibt noch eine Varianzaufklärung von 20% über. Bedenkt man die geringe Reliabilität und Stabilität des TAT, die typischerweise nicht über .50 hinausgeht (s. Smith, 1993), dann ist ein Zusammenhang von .53 nach drei Monaten zwischen zwei Verfahren schon als hoch einzuschätzen. Bemerkenswert ist übrigens noch, daß die Beta-Gewichte aller anderen 10 OMT-Komponenten nicht signifikant sind.

Da sowohl der Winter-Schlüssel als der OMT alle drei Motive zur gleichen Zeit erfassen kann, wurde in der gleichen Stichproben auch der Zusammenhang zwischen den Leistungs- und Machtmotiven beider Verfahren berechnet.

Tabelle 3.3.32*: Regressionsanalyse mit dem TAT-Leistungsmotiv (Winter-Schlüssel) als Kriterium und den Leistungsmotiv-Komponenten des OMT als Prädiktoren*

	Beta	t-Wert	p
O21 (Flow)	.17	1.36	.18
O22 (Gütemaßstab)	.45	3.40	.001
O23 (Mißerfolgsbewältig.)	.05	038	.70
O24 (Leistungsdruck)	.42	3.14	.003
O25 (Selbstkritik)	.13	1.01	.32

Anmerkungen: *R = .54, R^2 = .29 (adj. .21), F =3.57, p = .008, N = 53*

Beim Leistungsmotiv korrelieren zwei der fünf OMT-Komponenten – O22 und O24 – signifikant und substantiell mit dem TAT-Leistungsmotiv. Die Komponenten O23 und O25 verfehlen deutlich das Signifikanzniveau von .05, weisen aber immerhin noch positive Beta-

Gewichte auf. Die Komponente O21 ist bei einseitiger Testung tendenziell signifikant. Die multiple Korrelation ist mit R = .54 von etwa gleicher Stärke wie beim Bindungsmotiv.

Wie Tabelle 3.3.32 verdeutlicht, besteht auch zwischen dem TAT-Machtmotiv und den fünf Machtmotiv-Komponenten des OMT i ein Zusammenhang: Die Regressionsgleichung ist signifikant (R =.53, F = 3.72, p = .006. Bis auf O33 gehen alle Komponenten signifikant in die Gleichung ein.

Tabelle 3.3.33*: Regressionsanalyse mit dem TAT-Machtmotiv (Winter-Schlüssel) als Kriterium und den Machtmotiv-Komponenten des OMT als Prädiktoren*

	Beta	*t-Wert*	*p*
O31 (Führung)	*.29*	*2.32*	*.03*
O32 (Status)	*.27*	*2.20*	*.03*
O33 (Selbstbehauptung)	*.08*	*0.68*	*.50*
O34 (Direktion)	*.22*	*1.78*	*.08*
O35 (Unterordnung)	*.32*	*2.54*	*.01*

Anmerkungen: *R = .53, R^2 = .28 (adj. .21), F =3.72, p = .006, N = 53*

Im Kontext der anderen Komponenten leistet O35 einen überraschend hohen Beitrag zur Aufklärung des TAT-Machtmotivs, welcher sogar etwas größer ist als der von O31. Die multiple Korrelation liegt wieder in vergleichbarer Höhe wie bei den beiden anderen Regressionsgleichungen.

Zusammenfassend kann daher festgehalten werden, daß der erwartete mittelhohe Zusammenhang zwischen OMT- und TAT-Machtmotiven verifiziert werden konnte. Berücksichtigt man die eher geringe Reliabilität des TAT (Smith, 1992), dann erscheinen die Zusammenhänge sogar stark, so daß es sicherlich gerechtfertigt ist, von einer konvergenten Konstruktvalidierung des OMT zu sprechen.

Zusammenhänge des OMT mit expliziten Motivmaßen („Werten")

In einer anderen Stichprobe mit ursprünglich 122 Offizieren an der Universität der Bundeswehr ist der OMT mit drei als sehr etabliert geltenden expliziten Motivmaßen (dem BIP von Hossiep & Paschen (1996), dem Inventar Persönlicher Motive von Hogan & Hogan, (1996) sowie der Adjective Check List von Gough & Heilbrun (1980) in Beziehung gesetzt worden. Dies geschah im Rahmen von Lehrveranstaltungen, wobei als erstes der OMT und im Abstand von je einer Woche die drei expliziten Motiv-Maße verteilt wurden. Die Anzahl der Teilnehmer ist daher unterschiedlich hoch.

Es wurde die Hypothese aufgestellt, daß sich die Unabhängigkeit von impliziten und expliziten Motivmaßen auch mit dem OMT untermauern läßt.

Es findet sich nur eine (!) signifikante Korrelation zwischen den 5 OMT-Machtmotivkomponenten und den insgesamt 4 Skalen im BIP, IPM und der ACL. Es ist dies die signifikante Korrelation von r = .27 zwischen O35 (Unterordnung) und dem Führungsmotiv im BIP. Eine signifikante Korrelation kann man bei 20 Korrelationen und einem Signifikanzniveau von 5% auch zufällig erwarten.

Nicht signifikant sind alle Korrelationen zwischen den OMT-Leistungsmotiven und den entsprechenden Skalen bei den expliziten Motivmaßen.

Den einzigen, dafür aber sehr signifikanten und substantiellen Zusammenhang findet man zwischen den OMT-Bindungsmotiven und dem expliziten Anschlußkennwert im IPM. Die multiple Korrelation beträgt hierbei $R = .47$ ($p < .05$). Dieser signifikante Zusammenhang ist besonders auf die Komponenten O12 und O14 zurückzuführen. Erwähnenswert ist noch eine signifikante positive Korrelation zwischen dem IPM-Ästhetikmotiv und der Komponente O21 (Flow). Ansonsten sind alle anderen Zusammenhänge zwischen expliziten und impliziten Kennwerten nicht signifikant.

Damit ist insgesamt die Hypothese bestätigt, daß es keinen oder nur einen sehr geringen Zusammenhang zwischen OMT-Motiven und Fragebogenkennwerten gibt, selbst wenn die Skalen gleiche Inhaltsbereiche erfassen sollen.

4. Diskussion und Ausblick

In dieser Arbeit ist versucht worden, die Entstehung impliziter Motive als Interaktion zwischen zwei Komponenten frühkindlicher Umwelten und grundlegenden volitionalen Persönlichkeitsstilen (Regulationsmechanismen) theoretisch zu begründen und empirisch zu verifizieren. Inwieweit dieser Versuch als gelungen gelten kann, soll nun aus zwei Perspektiven diskutiert werden.

Aus einer *methodologisch-diagnostischen Perspektive* darf man wohl konstatieren, daß mit dem OMT die Konstruktvalidität impliziter Motivmaße verbessert wurde. Bspw. ist die Annahme, daß die Motivgenese sich als eine Interaktion aus frühen Kontexterfahrungen und volitionalen Steuerungsmechanismen verstehen läßt, bei der Konstruktion des bis heute etabliertesten Verfahren zur Messung impliziter Motive (dem TAT) nicht berücksichtigt worden. Andererseits ist aufgrund der retrospektiven Erfassung der frühkindlichen Erfahrungen in dieser Arbeit klar, daß es sich hierbei lediglich um einen ersten Schritt hin zu einem vertieften Verständnis der Motivgenese handeln kann, da sich Ursache-Wirkungs-Beziehungen eindeutig nur in Längsschnittuntersuchungen nachweisen lassen. Aus einer solchen *Perspektive der Grundlagenforschung* ist die Befundlage daher kritischer zu beurteilen.

Die folgende Diskussion will beide Aspekte berücksichtigen. Zunächst soll einmal in Abschnitt 4.1 aus einer diagnostischen Sichtweise argumentiert werden, daß die Befunde dieser Arbeit die Konstruktvalidität impliziter Motivmaße erhöhen. Diese eher optimistische Perspektive wird aber dann ab Abschnitt 4.2 durch einige kritische Hinweise relativiert. Unser Verständnis über die Entstehung und Wirkung von impliziten Motiven ist noch immer sehr begrenzt, insbesondere ihre kulturvergleichenden Implikationen. Einige neue Ansatzpunkte zu einem tieferem Verständnis sind aber m.E. durchaus vorhanden.

4.1 Zur Konstruktvalidität impliziter Motivmaße

Was sind die wichtigsten Forderungen bezüglich Konstruktvalidität an einen Test, der implizite Motive messen soll? In Abschnitt 1 ist gesagt worden, daß ein Kernstück der Konstruktvalidität impliziter Motivmaße ihre Verbindung mit frühkindlichen Erfahrungen ist (McCleland et al., 1989). Denn auf der Annahme, daß implizite Motive bereits in einer vorsprachlichen bzw. noetischen Bewußtseinsphase entstehen, beruht ja die Begründung, daß man implizite Motive nicht durch explizite (Bewußtsein voraussetzende) Verfahren wie Fragebögen messen kann, sondern auf sog. operante Methoden angewiesen ist. Letztlich können Kritiker operanter Meßmethoden dies aber wohl erst dann akzeptieren, wenn gezeigt werden kann, daß Motive tatsächlich in der frühen Kindheit entstehen und dieser vorsprachliche Unterbau das ganze Leben weitgehend parallel neben expliziten Zielen existiert.

Mit dem OMT liegt nun ein Motivschlüssel vor, der auf theoretisch abgeleiteten früh-kindlichen familiären Kontexten („Anregungsbedingungen“) aufbaut. Die verschiedenen TAT-Schlüssel wurden dagegen als Reaktionen von Probanden auf aktualgenetische Varianz konstruiert, so daß man ihre entwicklungspsychologische Fundierung kritisch hinterfragen muß. Kritikern operanter Methoden macht man es durch den laxen Umgang bei der entwicklungspsychologischen Fundierung des TAT leicht, denn operante Verfahren weisen mit ihren im Vergleich zu Fragebögen geringeren Objektivität und Reliabilität gravierende Nachteile auf, die nur dann hingenommen werden können, wenn ihre Anwendung aus theoretischer Sicht zwingend erforderlich erscheint (s. dazu Abschnitt 2.2.).

Beim OMT liegt diese entwicklungspsychologische Fundierung nun vor, auch wenn man an den zugrundeliegenden Modellen und der verwendeten Methode sicherlich Kritik üben kann (s. dazu Abschnitt 4.2ff). Sie ist eingebettet in ein übergreifendes Entwicklungsmodell, welches evolutionsbiologische und kulturvergleichende Perspektiven mit Befunden aus der Kleinkindforschung integriert (Keller, 2000). Diese Fundierung beruht auch auf Ergebnissen der Bindungsforschung (Ainsworth, 1967; Bowlby, 1982) und kulturanthropolgischen Arbeiten (Draper & Harpending, 1982).

Ein aus dieser entwicklungspsychologischen Fundierung resultierender Nebeneffekt betrifft die Reliabilität operanter Verfahren, die immer wieder heftig kritisiert worden ist (Entwisle,

1972): Der OMT weist nach dem revidierten Schlüssel, welcher aus den Befunden dieser Arbeit abgeleitet worden ist, bei der Verwendung von 15 Bildern eine innere Konsistenz (Cronbachs Alpha) von .70 für jedes der drei Grundmotive aus. Ein Wert der bei systematischer Item- bzw. Bildselektion wahrscheinlich sogar noch übertroffen werden kann. Damit ist die Reliabilität des OMT gegenüber der des TAT deutlich erhöht. Und als eine Ursache hierfür kann die entwicklungspsychologische Konstruktvalidierung des Inhaltsschlüssels in dieser Arbeit gelten, denn ein Motivmaß dessen definierende Inhalte auf frühkindlicher Varianz aufbauen, kann als stabiler und reliabler gelten als ein Verfahren wie der TAT, dessen Inhaltsschlüssel als Reaktion auf aktualgenetische Varianz gewonnen wurden.

Welcher weitere Aspekt der Konstruktvalidität erscheint bei impliziten Motiven unerläßlich? Der Begriff des Motivs wird obsolet, wenn damit nicht eine Auseinandersetzung mit und Überwindung von Hindernissen und Widrigkeiten gemeint ist. Dies gilt natürlich nicht nur für die aktualgenetische Motivation, sondern auch für die Entwicklung der stabilen Disposition, d.h. für die Motivgenese. Aus dieser Sicht ist der in der klassischen TAT-Forschung verfolgte Ansatz erneut zu kritisieren: Zwar wurde auch hier fast ausnahmslos die Annahme zugrundegelegt, daß deprivierende Situationen bei der Motivgenese entscheidend sind (Atkinson & McClelland, 1948; Bischof, 1975; Lewin, 1926), der Effekt einer deprivierenden Situation erzeugt jedoch noch kein Motiv sondern zunächst nur ein Bedürfnis. Dieses Bedürfnis ist unspezifisch in dem Sinne, daß damit noch gar keine Umsetzungsstrategien assoziiert sein müssen. Ein Motiv im engeren oder spezifischeren Sinn ist jedoch Bedürfnis plus Umsetzungsstrategie (Kuhl, 2001).

Zur Etablierung von Konstruktvalidität gehört daher nicht nur der Nachweis, daß ein frühkindlicher, deprivierender Entstehungshintergrund existiert, sondern zusätzlich, daß dieser erst durch spezifische Regulations- und Umsetzungskompetenzen eines Individuums einen motivationalen und damit konstruktiven Gehalt bekommt. Bereits bei der aktualgenetischen Reaktion auf deprivierende Situationen ist diese interaktive Sicht in der klassischen TAT-Forschung nicht berücksichtigt, geschweige denn ein Entwicklungsmodell formuliert worden.

Der OMT soll diesen, in Abschnitt 1 vorgestellten, spezifischen Motivbegriff operationalisieren, indem hinter jeder der 15 Komponenten ein spezifisches

Entwicklungsmodell steht (die Persönlichkeits-Kontext-Hypothesen). Durch die fünf Ebenen werden spezifische Formen der Affektregulation bei der Motivgenese berücksichtigt, welche über die klassische Unterteilung zwischen „Hoffnung auf Erfolg“ und „Furcht vor Mißerfolg“ hinausgehen. Der untersuchte Motivbegriff wird dadurch sehr viel genauer: Nicht nur der zugrundeliegende Bedürfniskern wird erfaßt, sondern auch die affektiv-kognitive Steuerungsform der Bedürfnisbefriedigung. Aus diagnostischer Sicht ist es ohne Zweifel informativ zu erfahren, ob ein Individuum bspw. Macht intuitiv und affektiv optimistisch anstrebt, auf extrinsische Anreizesteuerung angewiesen ist, zunächst herausgefordert werden muß oder analytisch-planend vorgeht (s. Tabelle 1: O31 bis O34). Auch hier wird man also durchaus vertreten können, daß die Validität impliziter Motive durch den in dieser Arbeit verfolgten Ansatz erweitert werden konnte.

Daß der OMT, trotz dieser Unterschiede, eine klare konvergente Validität mit dem TAT aufweist (s. Tabellen 3.3.1-3) zeigt, daß es gelungen ist, eine erfolgreiche Forschungstradition weiterzuführen und zu beleben, ohne deren validitätsstiftenden Grundelemente zu verlieren. Die multiplen Korrelation zwischen den fünf OMT-Komponenten eines Grundmotivs und den drei Grundmotiven des TAT (Winter-Schlüssel) liegen über .50, so daß es genügend gemeinsame Varianz („Verwandtschaft“) zwischen TAT und OMT gibt, um noch von einer Methodenfamilie sprechen zu können. Wie in Abschnitt 4.6.3 angedeutet wird, könnte der OMT jedoch neben dem Bedürfniskern auch die damit assoziierten affektiv-kognitiven Netzwerke messen, die bspw. im Focus vom sog. *Implicit Association Test (*„IAT“, Greenwald, A.G., McGhee, D.E. & Schwartz, J.L., 1998) liegen, aber im TAT nicht genügend berücksichtigt werden.

Die Messung affektiv-kognitiver Netzwerke, welche man sich vielleicht als eine „Corona“ um den Bedürfniskern des Motivs vorstellen kann, wurde als die konzeptionelle Grundlage für die zweite in Abschnitt 1 vorgestellte Definition von impliziten Motiven bezeichnet. Konstrukte, die auf der Messung solcher impliziten Netzwerke beruhen, dürften eine noch höhere prognostische Validität aufweisen als die klassischen TAT-Messungen, da bei letzteren gerade die affektiven Assoziationen bei der Kodierung nicht von der Bedürfnismessung getrennt werden (vgl. dazu den Winter-Schlüssel in Abschnitt 3.2.4 mit dem OMT-Schlüssel in Abschnitt 3.2.1). In Abschnitt 3.3.8 konnten erste Belege für die hohe prognostische Validität des OMT vorgestellt werden.

Alle diese Argumente können herangeführt werden, um zu begründen, daß die entwicklungs- und persönlichkeitspsychologische Fundierung impliziter Motivmaße durch den OMT aus diagnostischer Sicht wichtig und vielversprechend erscheint. *Der OMT besitzt nach der vorliegenden Befundlage eine gute Konstruktvalidität.* Das bereits jetzt große Interesse bei Forschern wie Praktikern an der Verwendung des OMT bestärkt mich in dieser Einschätzung.

Die aus diagnostischer Sicht entscheidende Befundlage soll nun noch einmal zusammengefaßt werden:

1. Die im OMT gemessenen Motive beruhen offenbar auf frühen, familiären Umwelten („Anregungsbedingungen"), welche im Komponenten-Modell von Keller (2000) expliziert wurden.
2. Sie entstehen aus einem Wechselspiel zwischen diesen Umwelten und differentiellen, afektiv-volitionalen Modulationsmechanismen, welche aus der PSI-Theorie (Kuhl, 2000) abgeleitet wurden.
3. Der OMT korreliert mit dem TAT zu ca. R = .53.
4. Der OMT korreliert nicht mit expliziten Motivmaßen.
5. Der OMT ist motiv- und komponentenspezifisch valide, wie die folgenden Beispiele aus Abschnitt 3.3.8 illustrieren. Bindungsmotivierte haben früher Geschlechtsverkehr und binden sich früher (S. 241ff). Leistungsmotivierte sind finanziell und im Studium erfolgreicher (Tab. 3.3.23 u. 3.3.27). Machtmotivierte setzen sich in einem Assessment Center stärker durch (Tab. 3.3.8). Vorgesetzte zeichnen von ihren Unterstellten ein differenziertes Bild über die Determinanten von Erfolg (s. Tab. 3.3.26): Komponenten aller drei Motive sagen eine bessere Einschätzung des beruflichen Erfolgs durch Vorgesetzte vorher. Keinerlei signifikante Vorhersage leistet der OMT jedoch bei der Vorhersage des *selbsteingeschätzten* beruflichen Erfolges! Dieser Befund illustriert besonders eindrucksvoll, was der OMT leistet. Er operationalisiert Motiv-Dispositionen, die einem selbst nicht bewußt sind, die aber anderen auffallen, und die diese wichtig finden und für signifikante Entscheidungen (z.B. Verwendung im Betrieb, Beförderung etc.) verwenden.

Aus dieser eher allgemeinen, diagnostischen Sicht ist die Befundlage daher m.E. positiv zu beurteilen. Dieses Sicht wird jedoch relativiert, wenn man nur die Entwicklungshypothesen betrachtet, der ja das eigentliche Augenmerk dieser Arbeit galt. Die Überblickstabelle in

Abschnitt 3.3.7 zeigt nämlich, daß längst nicht alle in Abschnitt 2.7 formulierten Annahmen verifiziert werden konnten.

Um genau zu sein, es konnten nur acht der 15 aufgestellten Entwicklungshypothesen (Persönlichkeits-Kontext-Annahmen) empirisch bestätigt werden. Diese insgesamt gemischte Befundlage bei der Überprüfung der Persönlichkeits-Kontext-Annahmen bildet die Basis der nun folgenden Ergebnis-Diskussion, in der auf Lücken bei der theoretischen Herleitung wie auch auf Schwächen bei den für die Operationalisierung verwendeten Verfahren (insbesondere auch des OMT) hingewiesen wird. Die Validitätsbefunde aus Abschnitt 3.3.8 werden an verschiedenen Stellen aufgegriffen, um einige Argumente abzustützen. Dennoch wird man mit Blick auf die spezifischen Entwicklungshypothesen nicht umhin können, die Vorläufigkeit einiger im theoretischen Teil hergeleiteten Modellvorstellungen festzustellen. Die folgende kritische Diskussion der Befunde dient daher auch dem Ziel, in späteren Untersuchungen dort präzisere und stimmigere Hypothesen aufstellen zu können, wo die Annahmen nicht bestätigt werden konnten. Dies sollte selbstverständlich auch mit einer Veränderung des OMT-Schlüssels verbunden werden, wie an verschiedenen Stellen des folgenden Abschnitts angedeutet wird. Die entwicklungs- und persönlichkeitspsychologische Fundierung des OMT wird kaum jemals „fertig“ sein – sie muß zu einer stetigen, „evolutionären“ Veränderung des OMT-Schlüssels führen, wobei, so ist jedenfalls zu hoffen, das Wechselspiel aus Theorie und Empirie zu einer immer treffsichereren Definition der Grundmotive und ihrer Komponenten führen wird.

Zunächst werden die Ergebnisse zu den Motiven der ersten Ebene (Begegnung, Flow und Führung) etwas ausführlicher besprochen, da hier die Hypothesen verifiziert werden konnten und so die wichtigsten Annahmen dieser Arbeit noch einmal besonders gut deutlich gemacht werden können. Die anderen 12 Komponenten werden anschließend diskutiert, wobei hier auch kritisch auf einige kulturvergleichende Implikationen kritisch eingegangen werden soll.

4.2 Ebene 1: Die „intrinsischen“ Motive

Die theoretischen Grundannahmen dieser Arbeit konnten auf der 1. Ebene des OMT (Begegnung, Flow und Führung) bestätigt werden. Der postulierte Entwicklungskontext des Motivs und ein dazu passender modulierender Persönlichkeitsmechanismus verursachen (so die Interpretation) gemeinsam eine höhere Auftretenswahrscheinlichkeit der jeweiligen

Motivkomponente: Die Komponente O11 (Begegnung) ist dann mit signifikant höherer Wahrscheinlichkeit im OMT einer Person enthalten, wenn diese im FAST die familiäre Situation in den ersten sieben Lebensjahren als wenig kohäsiv darstellt und gleichzeitig im PSSI selbstkritische Items mehrheitlich verneint, d.h., im Sinne der theoretischen Herleitung in Abschnitt 2.7 über einen robusten Selbstwert und eine gute Fähigkeit zur Regulierung von positivem und negativem Affekt verfügt. Im Rahmen der PSI-Theorie bestätigt dieser Befund die Selbstentwicklungsannahme (Kuhl, 2000): Die mit niedriger Selbstunsicherheit verbundene Fähigkeit, positiven Affekt aus dem Selbst zu generieren, führt in Verbindung mit einem aufgrund der wenig kohäsiven familiären Situation stark ausgeprägten Bindungsbedürfnis zu der Form von „emotionaler Dialektik“, die eine Integration von Emotionen und Bedürfnissen und der mit ihnen assoziierten Einzelerfahrungen (aus dem „Objekterkennungssystem“) in das integrierte Selbst begünstigt. Die Integration des Bindungsbedürfnisses in das positiv valenzierte, integrierte Selbst ist gemäß der PSI-Theorie die funktionale Grundlage für das auf persönliche Begegnungen ausgerichtete intrinsische Bindungsmotiv (s. Abschnitt 2.7).

Die Komponente O21 (Flow) ist mit erhöhter Wahrscheinlichkeit bei einer Person anzutreffen, wenn sie die Beziehung zu ihrer Mutter in der Kindheit im FAST als frei von Beeinflussung und Hierarchie und als relativ distanziert darstellt und gleichzeitig im PSSI Items, die auf depressiv-stille Tendenzen hindeuten, mehrheitlich verneint, d.h., über einen starken Antrieb und gute Fähigkeiten zur Regulierung von positivem und negativem Affekt verfügt. Dieses Befundmuster ist gut vereinbar mit der Art von emotionaler Dialektik, die als Voraussetzung für die positiv valenzierte Integration des Leistungsbedürfnisses in das Selbstsystem zu erwarten ist: Beim Leistungsmotiv sollte die Fähigkeit, den bei Konfrontation mit Schwierigkeiten reduzierten positiven Affekt (A(+)) wieder heraufzuregulieren, besonders relevant sein. Genau diese Fähigkeit ist bei einem niedrigen Depressivitäts-Wert zu postulieren, da Depression mehr mit gehemmtem positiven Affekt als mit erhöhtem negativen Affekt assoziiert ist (Watson & Tellegen, 1985). Die bei erhöhten Flow-Werten beobachtete größere Distanz zur Mutter kann als Determinante des für die Anregung der Leistungsmotivation notwendigen Neigung zur Hemmung von positivem Affekt („Frustrations- und Schwierigkeitstoleranz“) angesehen werden.

Die Komponente O31 (Führung) schließlich ist dann mit erhöhter Wahrscheinlichkeit innerhalb der sieben Bilder des OMT zu erwarten, wenn eine Person im FAST den Einfluß

des Vaters relativ zu dem der Mutter als gering darstellt und gleichzeitig wenig still-depressive Tendenzen ausdrückt.

Die gute Übereinstimmung der empirischen Befunde mit den theoretischen Annahmen setzt sich auch bei der prognostischen Validität fort. Die Komponenten der 1. Ebene (O11, O21 und O31) zeigen durchgängig die eindeutigsten Übereinstimungs- und Vorhersagevaliditäten – klar ausgeprägtes Führungsverhalten und Dominanz bei O31, Flexibilität und ein hohes Haushaltseinkommen bei O21, Toleranz und eine frühe Bindung an den Lebenspartner bei (O11).

Diese hohe Validität der Komponenten der ersten Ebene verdeutlicht, daß es potentiell sehr lohnend ist, über Motiv-Inhaltsschlüssel zu verfügen, welche auf einer klaren, entwicklungspsychologisch und persönlichkeitspsychologisch fundierten Konzeptualisierung beruhen. Interessant ist dabei m.E. besonders, daß der inhaltliche Gehalt einer Kategorie die zugrundeliegenden Entwicklungsbedingungen nicht eindeutig enthält und daher nicht rational hergeleitet sondern auf der Basis einer Theorie empirisch bestimmt werden muß. Es ist ja keineswegs selbstverständlich, daß Personen, die distanzierte familiäre Beziehungen in der Kindheit im FAST zum Ausdruck bringen, im OMT viel über Nähe, Begegnung oder Liebe schreiben. Naheliegend wäre die umgekehrte Beziehung gewesen. Diesen zunächst kontraintuitiven Befund kann man allerdings gut einordnen, wenn man statt eines linearen Entwicklungsmodells ein transaktionales annimmt (Kuhl & Völker, 1998): Der OMT operationalisiert aus dieser Modellperspektive implizites Wissen über transaktionelle Zusammenhänge zwischen frühen herausfordernden Situationen im Leben, die durch eine handlungsorientierte Affektsteuerung bewältigt werden konnten.

Die erste Ebene des OMT ist besonders gut dazu geeignet, die wesentlichen Modellvorstellungen noch einmal zu beleuchten, und die postulierte Entwicklung von impliziten Motiven vor dem Hintergrund der Befundlage zu skizzieren.

4.2.1 Begegnung (O11)

Wie alle Komponenten des Bindungsmotivs baut auch diese intrinsische Komponente, die nur bei Vorliegen eindeutig positiver Inhalte kodiert wird, auf einer geringen familiären Kohäsion im FAST auf. Die Richtung dieses Zusammenhangs soll kausal interpretiert werden –

Bindungsmotivierte geben nicht deswegen eine geringe Kohäsion Im FAST an, weil sie bindungsmotiviert sind und daher vielleicht Mitleid erregen wollen. Die umgekehrte Beziehung ist richtig. Dies kann man mit dieser Bestimmtheit behaupten, weil McAdams und seine Mitarbeiter (McAdams, 1982; McAdams, Hoffman, Mansfield & Day, 1996) in einer Serie von Experimenten gezeigt haben, daß Begegnungsmotivierte signifikant öfter über positive, kohäsive Beziehungserlebnisse berichten als über negative oder distanzierte. Wenn der FAST von Begegnungsmotivierten in einer Richtung verzerrt dargestellt gewesen sein sollte, dann müßte dies in Richtung *höherer* Kohäsion sein.

Deutlich wird hieran auch, daß der FAST ein valides Instrument zu Erfassung retrospektiver Repräsentationen ist, welches zudem von den Probanden bewußt nicht steuerbar zu sein scheint (zumindest was die familiären Beziehungen als Ganzes angeht, s. Gehring, 1993). Damit wurde erstmals mit einem retrospektiven biographischen Verfahren der in verschiedenen Untersuchungen (McClelland & Pilon, 1983; Youngleson, 1973) aufgezeigte Befund bestätigt, daß das Bindungsmotiv in all seinen Facetten auf geringer Kohäsion aufbaut, also seine Wurzeln in einem ungestillten Bedürfnis ("Hunger") nach Nähe hat.

Diese Auffassung paßt auch gut in die ethologische Bindungstheorie, nach der das Bindungsverhaltenssystem (resp. das Bindungsmotiv) nur dann aktiviert zu werden braucht, wenn der Verlust von Nähe und Sicherheit droht (Ainsworth et al., 1974; Bowlby, 1982). Die Arbeiten dieser Autoren legen übrigens nahe, daß die eigentliche Wurzel eines jeden Motivs ein angeborenes Bedürfnis bzw. ein „Erwartungswert“ ist. Diese Sicht findet sich auch bei McClelland (1987) wieder, der Motive als Bedürfnis nach „natürlichen Verstärkern“ angesehen hat.

Wenig ausgesagt hat McClelland jedoch über die konkrete Natur dieser Verstärker. Für das Bindungsmotiv nahm er hier die Variable „Kontakt“ an. Meiner Überzeugung nach liefern die aus dem Zwei-Komponenten-Modell abgeleiteten Hypothesen zusammen mit dem Ergebnis im FAST eine wesentlich präzisere – wenn auch keineswegs ausreichende - Beschreibung dieses natürlichen Verstärkers des Bindungsmotivs. Es ist dies die Kohäsion und Wärme in Familien, die man in kollektivistischen Kulturen findet, und die in individualistischen Kulturen vermißt und daher angestrebt wird. Gestillt werden kann dieses Bedürfnis nach Kohäsion durch das Bindungsmotiv jedoch wohl nicht. In individualistischen Kontexten führt eine ego-zentrische Assertion der eigenen Bedürfnisse zu einer zwischenpersönlichen

Distanz, die durch das Bindungsmotiv nur einseitig, nämlich in Bezug zu *einzelnen* Personen, verringert werden kann. Auch ein noch so starkes Bindungsmotiv führt also nicht zu Harmonie und Gleichklang auf der Ebene des Kollektivs sondern zu einer exklusiven (und daher gegenüber Außenstehenden oft ungerechten) Bindung an eine einzelne Person. Daß dieser Wunsch nach exklusiver Bindung egoistisch ist und auf kollektiver Ebene Konflikte auslösen kann, ist vielleicht der Preis für eine intime Beziehung.

Am wenigsten deutlich ist dieser egoistische Aspekt sicherlich bei O11 (Begegnung). Er ist aber theoretisch stimmig. Für die Kodierung dieser Komponente bedeutet dies, daß man in Zukunft noch stärker darauf achten muß, nur „ego-focused" positive Emotionen wie „Glück", „Freude" *nicht aber* „other-focused" Emotionen wie „Sympathie" für die Kodierung von O11 heranzuziehen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Auch ohne ein Defizit an Kohäsion in der Kindheit (z.B. in kollektivistischen Kulturen) kann es nach dieser Interpretation durchaus starke Bindungsbedürfnisse geben. Hierfür spricht schon der starke Geschlechtseffekt auf das Bindungsmotiv, der auch als indirekter Hinweis auf eine angeborene Komponente des Bindungsbedürfnisses gelten kann. Es muß jedoch vermutet (und empirisch untersucht) werden, daß ohne Kohäsionsdefizit keine Motive auf einer der fünf Ebenen des OMT entstehen, da es sich ja bei allen fünf Ebenen um Umsetzungsformen zur Defizitbewältigung handelt (die Definition von Motiven im spezifischen Sinn, s. Abschnitt 1). Nur bei einer Defizitbewältigung kann man jedoch im Rahmen der PSI-Theorie von Motiven auf der Ebene des Extensionsgedächtnisses ausgehen, welche ja auf die aktive, gestaltende Bewältigung von negativem Affekt bzw. Defiziten spezialisiert ist.

Daß eine geringe familiäre Kohäsion der Entwicklungskontext des Bindungsmotivs ist, kann auch deswegen mit hoher Sicherheit angenommen werden, weil dieser Befund über alle fünf Ebenen repliziert werden konnte. Ein genaueres Verständnis dieses Entwicklungskontextes kann sicher nur in Längsschnittstudien mit hoher Auflösung erfolgen. Die retrospektive Sichtweise stellt aber immerhin eine gute Annäherung an die Merkmale dieses Entwicklungskontexts dar. Das ist auch von praktischem Nutzen, denn es bedeutet ein erstes Wissen darüber, wie das Bindungsmotiv ein- und wieder ausgeschaltet werden kann.
Hier einmal die Beschreibung auf der bislang angenommenen theoretischen und empirischen Basis:

Auslöser des Bindungsmotivs ist eine Beziehungs-Konstellation, die durch geringen Zusammenhalt gekennzeichnet ist. In der sich die primäre Bezugsperson nur unzureichend um das Individuum kümmern kann, weil sie wenig Unterstützung durch Partner hat. Und in der das Individuum auch bei sekundären Bezugspersonen kaum Aufmerksamkeit erhält, weil diese selten anwesend sind.
Ziel des Bindungsmotivs ist eine Beziehungs-Konstellation, in der andere für das Individuum sorgen, sich exklusiv um es kümmern und bevorzugt behandeln.
Strategien zu Erreichung dieses Ziels ist im Falle der intrinsischen Variante ein selbstbewußtes Sich-Öffnen gegenüber anderen, verbunden mit der Fähigkeit Kritik und Ablehnung zu bewältigen und positive Beziehungen aufzubauen.

Betrachtet man die Bindungsmotivgenese im Sinne von Whiting (1963) auch aus einer erweiterten kontextuellen Perspektive, so läßt sich folgendes skizzieren:

Abbildung 16: *Entwicklung des intrinsischen Bindungsmotivs aus einer erweiterten kontextuellen Perspektive*

Makrokontext	**Familiärer Kontext**	**Persönlichkeit**
- Sozio-ökonomische Rahmenbedingungen		- Angeborener „Erwartungswert“ nach Sicherheit und Geborgenheit
- Kulturelle Werte	- Mitlaufende Pflege - Fehlende sekundäre Bezugspersonen Geringe familiäre Kohäsion	- Regulation von negativem Affekt - Mobilisierung von positivem Affekt - hoher Selbstwert
→ Intrinsisches Bindungsmotiv		

Das Zusammenwirken der verschiedenen Einflußfaktoren der Motivgenese (angeborene Stärke des Bedürfnisses, kulturelle und familiäre Kontext- sowie Persönlichkeitsfaktoren) ist in einem dynamischen Sinne zu verstehen: Je öfter in der Ontogenese ein im Kontext geweckte Bedürfnis nach Zuwendung mit der Mobilisierung von positivem Affekt und der

Herabregulierung von negativem Affekt assoziiert wird, desto leichter bildet sich das intrinsische Motiv. Bei einem sehr starken angeborenen Bedürfnis nach Zuwendung mögen bereits wenige dieser Sequenzen ausreichen, um den Wahrnehmungsapparat des Individuums nachhaltig auf „Bindungssuche“ zu prägen. Ist dieses angeborenen Bedürfnis hingegen schwach, wird das Individuum u.U. sogar bei einem chronisch geringem Zusammenhalt in der Familie kein intrinsisches Bindungsmotiv entwickeln. Auch die makrokontextuellen Rahmenbedingungen dürften eine wichtige Rolle spielen: Je bedeutender persönliche Beziehungen für das Überleben, den wirtschaftlichen und/oder reproduktiven Erfolg in einer Gesellschaft sind, desto stärker könnten familiäre Strukturen und Interaktionen auf die Induktion eines Bindungsbedürfnisses beim Individuum angelegt sein. Es bleibt eine höchst interessante, im Rahmen dieser Arbeit letztlich nicht zu beantwortende Frage, ob das Bindungsmotiv eher für interdependente oder individualistische Kulturen adaptiv ist.

4.2.2 Flow (O21)

Auch für die Komponente „Flow“ gilt, daß sie phänotypisch nur kaum mit dem Entwicklungshintergrund dieser Motiv-Komponente übereinstimmt. Im OMT wird nämlich fast nie geschrieben, etwas alleine und ohne Beeinflussung durch andere tun zu wollen. Tatsächlich wird O21 ja dann kodiert, wenn über Interesse, Neugier, Aufgehen in einer Tätigkeit etc. geschrieben wird. Die Befunde zu dieser Komponente zeigen nun, daß diese durch ein interaktives Phänomen entsteht, wenn nämlich die Mutter das Kind nicht beeinflußt, so die Erfahrung selbstgenerierter Effekte erst möglich wird und vom Kind kontingent erfahren werden können.

Auch hier zeigt sich m.E. der heuristische Wert der Übertragung des Zwei-Komponenten-Modells auf die Motivgenese. Dieser liegt darin, daß das Wissen über den Kontext, in dem das intrinsische Leistungsmotiv entsteht und über den Kontext, auf den es zielt, erweitert wird. Bischof (1985) und McClelland (1987) sehen als Auslöser und Verstärker dieses Motivs die „dosierte Neuartigkeit“ an. Die Ergebnisse mit dem FAST deuten vor dem Hintergrund des Zwei-Komponenten-Modells auf Aspekte früher Erfahrungen hin, welche diese Variable „dosierte Neuartigkeit“ spezifizieren. Es könnte sein, daß die Strukturierung des Face-to-Face-Kontextes durch die Mutter entscheidend ist. Wichtig erscheint dabei vor allem, daß sich die Mutter jeglicher direkter Beeinflussung des Kindes enthält, also nicht die eigenen

Vorstellungen und Werte in den Vordergrund stellt, sondern sich intuitiv verhält und nur auf die eigenständigen Handlungen des Kindes *reagiert* (Keller, 1997).

Diese nicht beeinflussende, reaktive Haltung der Mutter ermöglicht dem Kind erst die eigenständige Exploration. Auf affektiver Ebene können so zum ersten Mal innere Attribute erlebt werden, da die Mutter diese zurückspiegelt. Wie in Abschnitt 2.7.1 begründet wurde, ist für das Leistungsmotiv wichtig, daß die mit Schwierigkeiten verbundene Hemmung positiven Affektes ausgehalten werden aber auch zum richtigen Zeitpunkt gegenreguliert werden kann (Selbstmotivierung). Gemäß dem Systemkonditionierungsmodell wird die Selbstmotivierungskompetenz durch ermutigende Reaktionen auf Selbstäußerungen von Schwierigkeiten verstärkt (Kuhl & Völker, 1998). Solche Selbstäußerungen setzen ihrerseits wiederum voraus, daß eigenständige Bewältigungsversuche überhaupt möglich sind (d.h., daß die Mutter Unabhängigkeit gewährt).

Diese erste Erfahrung von Unabhängigkeit angesichts auftauchender Schwierigkeiten beinhaltet für das Kind wohl einerseits ein Element der Eigenständigkeit und des Stolzes, Probleme alleine lösen zu können. Andererseits kann man aber auch annehmen, daß damit auch Erfahrungen der Furcht angesichts einer als zu groß empfundenen Neuartigkeit verbunden sein können (Bischof, 1985). Diese Neuartigkeit dennoch anzustreben, ist so eine prägende Wirkung eines Kontingenz-ermöglichenden Kontextes, der damit gleichzeitig auch einen Geborgenheit oder Sicherheit *deprivierenden* Hintergrund impliziert.

Im FAST könnte dieser Kontext durch ein gleichrangiges hierarchisches Verhältnis bei gleichzeitiger Distanz zur Mutter dargestellt werden. Inhaltlich kann ein solcher Kontext wie folgt interpretiert werden: Die Mutter tendiert dazu, sich bei auftretenden Schwierigkeiten zurückzuhalten bzw. nicht helfend einzugreifen. Daß eine Enthaltung von Hilfestellung als ein Mangel an Hierarchie interpretiert werden kann, ist motivationstheoretisch gut begründbar (Helfen ist ein Aspekt des Machtmotivs, s. die Definition von O31). Die geringe Nähe dürfte dabei die beim Kind entstehende Unsicherheit noch verstärken (Bischof, 1985). Diese Interpretation ist etwas spekulativ, entspricht jedoch gut den Annahmen anderer Motivationsmodelle wie dem Zürcher Modell von Bischof (1975; 1985; 1993). Es sei aber noch einmal betont, daß mit dem FAST nicht Kontingenz als *Mechanismus* operationalisiert werden kann, sondern lediglich ein dyadischer Beziehungskontext, welcher Kontingenzerfahrungen potentiell erleichtert. Ohne Frage ist der FAST nicht geeignet,

komplexe interaktive Mechanismen wie Kontingenz zu erfassen. Dennoch kann man aber m.E. trotz dieser Beschränkungen des FAST auch auf der Ebene von *Kontexten* Schlüsse aus den Befunden ziehen.

Erinnern wir uns noch einmal an die Definition von implizitem Wissen von Berry und Broadbent (1987) und Reber (1989) als Repräsentation von nicht-salienten Kontextstrukturen, welche zwar nicht artikuliert jedoch durch einen Ausschnitt dieser Erfahrung jederzeit reaktiviert werden kann. Die signifikante Verbindung zwischen OMT-Motiven und dem FAST könnte man in diesem Sinne als nicht-salienter Kontextstrukturen interpretieren, die durch einzelne in den Bildern enthaltenen Aspekte reaktiviert werden. Über detaillierte Mechanismen wie Kontingenz ist damit nichts gesagt – aber das erscheint auch nicht unbedingt nötig. Als „Flow-motiviert" wird jemand bezeichnet, der in einem Bild die *Möglichkeit* entdeckt, etwas Interessantes zu erfahren oder eine Sache um ihrer selbst willen zu tun. Dazu muß die Bildvorlage in der Person etwas wachrufen, was mit Unabhängigkeit und diversiver Exploration zu tun hat. Zwei in den Bildvorlagen enthaltenen Merkmale müssen dabei erkannt werden: 1. Unabhängigkeit von anderen (keine Vorgaben, Handlungsanweisungen) und 2. Distanz, denn die Exploration von Dingen erfordert eine Abwendung von Personen.

Die Beantwortung einer OMT-Bildvorlage könnte also eine *strukturelle Kontinuität* ausdrücken (Keller, 1997c). Frühe Kontingenzerfahrungen drücken sich demnach in verschiedenen Altersstufen unterschiedlich aus, verweisen dabei jedoch aufeinander. Zunächst ist es der Ausdruck von Affekt, der durch Spiegeln erste Attribute des Selbst erlebbar macht; darauf baut im Kleinkindalter die räumliche Exploration auf, womit wohl erstmals die „Welt der Objekte" eigene Attribute (Fähigkeiten, Ängste, Interesse) erfahrbar macht. Aber diese Objektwelt ist indirekt sozial vorgegeben, schließlich läßt die Mutter das Kind explorieren und enthält sich der permanenten Einflußnahme. Diese soziale Struktur erlebt man mehr oder weniger auch als Erwachsener. Läßt einen der „Chef" die Dinge selbst ausprobieren? Wieviel Eigenständigkeit und Risiko ist erlaubt? Menschen mit einem starken Flow-Motiv wünschen sich diese Eigenständigkeit. Und darum „sehen" sie in Bildvorlagen (und wohl auch in echten sozialen Interaktionen) diese Möglichkeiten, obwohl die meisten Menschen diese Aspekte nicht erkennen.

Illustriert sei dies an Bild 1 des OMT („Prüfungssituation“). Eine O21-Kodierung bekommen Personen hier, wenn sie bspw. antworten, daß sie ein Gedicht erfinden und ganz in dieser Tätigkeit aufgehen. Man muß sich einmal darüber klar werden, welcher eindeutige Anforderungsgehalt der Situation hier überwunden werden muß, um eine solche Antwort zu geben! Vielleicht wird hier verständlich, daß die prägenden Kindheitserfahrungen einer solche Person durch Unabhängigkeit, durch das Zulassen von eigener Aktivität, jedenfalls nicht durch Druck oder vorgegebenen Erwartungen dominiert gewesen sein muß.

So betrachtet mag es plausibler klingen, warum ich den Entwicklungshintergrund des Flow-Motivs als Kontingenzkontext interpretiere – ich verstehe darunter einen Kontext, der nicht durch klare Erwartungshaltungen von Seiten anderer gekennzeichnet ist, in dem daher das Selbst, die eigenen Möglichkeiten und Interessen ausprobiert werden können. Das früheste Paradigma dieses Kontextes ist die Face-to-Face-Situation zwischen Mutter und Kind, in der die Mutter frei von kognitiven Überformungen auf das Kind reagiert. Ein Paradigma; keineswegs die einzig denkbare Situation. Im Laufe der Entwicklung wird das Kind mit ganz anderen Kontingenzkontexten konfrontiert, die u.U. dann kaum mehr Ähnlichkeit mit dem Face-to-Face-Kontext aufweisen. Eine Gemeinsamkeit aber dürften alle diese Kontexte haben – sie maximieren im Sinne von Rosen Und D`Andrade das „Independence Training“ nicht aber das “Achievement Training“. Aus kulturvergleichender Sicht ist das Flow-Motiv damit ein lupenreines Beispiel einer unabhängigen, individualistischen Selbstkonstruktion – „*Striving for excellence necessarily involves some distancing or seperating from others“* (Markus & Kitayama, 1991, S. 241).

Ein indirekter Hinweis auf die Angemessenheit der Interpretation, daß ein geringer Einfluß der Mutter im FAST, einen Zusammenhang mit Kontingenz aufweist, wurde in Abschnitt 3.2.2 vorgestellt: Kinder, deren Mütter einen liebenswürdig-histrionischen Stil aufweisen, stellen diese retrospektiv als hoch einflußreich dar. Wir wissen aber aus einer empirischen Untersuchung, daß histrionische Mütter sich gegenüber ihren Kindern überstimulierend verhalten, was wiederum *negativ* mit Kontingenz assoziiert ist (Scheffer, Keller, Kuhl & Völker, in Vorb.). D.h. das Gegenteil von Kontingenz ist eine ständige „Eingreifbereitschaft“ der Mutter, die durchaus hilfreich und liebevoll gemeint sein kann, jedoch die eigenständige Lösung von Problemen und damit die Lernerfahrung des Kindes, gehemmten positiven Affekt auszuhalten und selbst heraufzuregulieren, verhindert. Wenn z.B. die Mutter unabhängig von den aktuellen Selbstäußerungen des Kindes positive Stimmung inszeniert („Show“, S.

Scheffer, 1996), dann verzichtet sie damit auf die kontingente Beantwortung von Selbtsäußerungen des Kindes. Hieraus läßt sich analog zum Bindungsmotiv ableiten, wie das intrinsische Leistungsmotiv aktiviert und wieder deaktiviert wird.

Auslöser der Leistungsmotivs ist ein Kontext, in dem von Seiten der primären Bezugsperson keine Erwartungshaltung vorgegeben ist; in der das Individuum aus sich heraus explorieren und Schwierigkeiten meistern kann, ohne daß ein fremdgesteuerter Aufforderungsgehalt dies nahe legt.
Ziel des Leistungsmotivs ist ein Kontext, in dem die durch Exploration gemachten neuartigen Erfahrungen und Erfolge kontingent erlebt und integriert werden können. Hierzu dürfte die Gewährung von Autonomie von Seiten der Umwelt entscheidend sein.

Strategien zur Erreichung dieses Ziels im Falle des intrinsischen Leistungsmotivs ist ein affektiv-volitionaler Mechanismus, der negativen Aspekten wie Gefahr, Frustration, möglichem Scheitern etc. durch Mobilisierung von positivem Affekt positive Seiten abgewinnt („Erregung", „Unternehmungslust", s. Bischof, 1985).
Aus diesen Überlegungen läßt sich nun wiederum die Motivgenese in einem erweiterten Kontext ableiten, wobei auch hier ein angeborenes Bedürfnis nach (im einfachsten Sinne) „Erkenntnis" und dem Meistern von Dingen angenommen werden kann (s. White, 1959).

Abbildung 17: *Entwicklung des intrinsischen Leistungsmotivs aus einer erweiterten kontextuellen Perspektive*

Makrokontext	**Familiärer Kontext**	**Persönlichkeit**
- Sozio-ökonomische Rahmenbedingungen		- Angeborenes Bedürfnis nach Selbstwirksamkeit
- Kulturelle Werte	- Betonung von Autonomie, Distanz, "independence training"	Mobilisierung von positivem Affekt
	-Kontingenz	- aktive Exploration

⟶ Intrinsisches Leistungsmotiv

Eine zurückhaltende, reaktive Haltung der Mutter, verbunden mit einer Betonung von Autonomie („independence training"), ermöglicht Kontingenzerfahrungen; eine stark

involvierte verhindert diese. Aus der reaktiven, Eigenständigkeit erwartenden Haltung der Mutter können Kontingenzerfahrungen bzw. Erfahrungen des Selbst als Agens beim Kind erwachsen, da es sich selbst beweisen muß. Diese frühesten Gefühle potentieller Wirksamkeit sollten jedoch nur dann als angenehm empfunden und zu einem Motiv (bspw. O21) fixiert werden, wenn sie häufig mit einer „Handlungsorientierung" des Kindes assoziiert sind, d.h., nicht mit negativen oder fremdzentrierten („other-focused") Affekten wie Scham oder Schuld gekoppelt werden. Der persönlichkeitsspezifische Anteil wird vor dem Hintergrund dieses *kontingenzermöglichenden* Kontextes zwingend notwendig: Ein solcher Kontext *ermöglicht* die Erfahrung des Selbst, fördert sie aber nicht - was ja genau genommen auch ein Widerspruch wäre (wie die Aufforderung: „sei spontan"). Es ist daher selbstgesteuerter positiver Affekt von Seiten des Kindes notwendig, um Kontingenz überhaupt erleben zu können. Aus der Sicht der PSI-Theorie ist diese Steuerung von Affekt aber bereits ein Kern von *Persönlichkeit.* Der Entstehungshintergrund der Komponente Flow eignet sich also besonders gut, um den hier vertretenen konzeptionellen Ansatz darzustellen.

Zusammenfassend fördert die zurückhaltende Haltung der Mutter (geringe Beeinflussung und geringe Wärme) die Erfahrung von Frustration, die für die Konfrontation mit Schwierigkeiten relevant ist. Die kontingente Reaktion auf Selbstäußerungen des Kindes ermöglicht die Entwicklung der Fähigkeit, Schwierigkeiten und Unbekanntes nicht nur aufzusuchen, sondern auch deren Bewältigung und Verarbeitung kraftvoll zu gestalten. Auch hier dürfte ein angeborenes Bedürfnis nach *mastery* (White, 1959) bei der Motivgenese von Bedeutung sein. Ebenso makrokontextuelle Bedingungen, welche eine frühe Unabhängigkeit und Selbstwirksamkeit von Kindern erfordern, so wie man das für viele individualistische Kulturen annehmen kann (Keller, 2000).

4.2.3 Führung (O31)

Am schwersten in das Zwei-Komponenten-Modell einordnen läßt sich sicherlich die Variable „relativer Einfluß" des Vaters, welche nach der vorliegenden Untersuchung den Entwicklungs-Kontext des Machtmotivs bestimmt. Wie die Faktorenanalyse der FAST-Variablen in Abschnitt 3.2.2 zeigt, sind der Einfluß der Mutter und der relative Einfluß des Vaters hoch negativ miteinander korreliert. Anders ausgedrückt: In Familien, in denen der Einfluß des Vaters auf das Kind gering ist, erhöht sich automatisch der Einfluß der Mutter. Eine geringe Beeinflussung des Kindes durch die Mutter wird dann praktisch nie mehr

dargestellt (weniger als 5%). Insofern könnte man auch behaupten, daß ein geringer Einfluß des Vaters *indirekt* mit wenig Kontingenz in dyadischen Mutter-Kind-Interaktionen assoziiert sein müßte. Diese Überlegung wird von Untersuchungen von Biller (1993) und Conger et al. (1992;1993) gestützt, welche zeigen, daß ein geringer Einfluß des Vaters in der Familie sich indirekt über die Reaktionen der Mutter auf das Kind auswirkt: So äußert sich der Rückzug des Vaters aus der Familie den Kindern u.U. primär durch Frustration und erhöhten depressiven Affekt der Mutter, was zu geringerer Responsivität der Mutter gegenüber ihren Kindern führt, und erst sekundär durch die mangelnde Erfahrung des Vaters durch die Kinder.

Auch ein in Abschnitt 2.3.2 dargestellter Befund aus der vorliegenden Untersuchung stützt diese Interpretation: Personen, die einen geringen Einfluß des Vaters im FAST ausdrückten, haben signifikant häufiger Mütter mit hohen Werten bei der *eigenwillig-paranoiden* Skala. Eigenwillig-paranoide Mütter wiederum verhalten sich ihren Kindern gegenüber tendenziell autonomiemißachtend, was wiederum Kontingenzerfahrungen des Kindes erschwert (Scheffer, et al., in Vorb.).

Die Wirkung eines geringen Einflusses des Vaters auf das Machtmotiv könnte demnach auch eine indirekte sein: Durch die mangelnde Unterstützung des Vaters könnte die Mutter weniger Gelegenheit (oder Motivation) haben, dem Kind in Face-to-Face- und Explorations-Situationen Kontingenzerfahrungen zu ermöglichen. Dadurch wird das Leistungsmotiv nicht angeregt, und es bleibt Raum für die Entwicklung eines (evtl. kompensatorischen) Machtmotivs.

Meine Interpretation der Befunde zur Machtmotivgenese ist jedoch eine etwas andere (wobei aber auch beide gleichzeitig zutreffen könnten). Wie in Abschnitt 2.4.1 dargelegt wurde, kann man Kohäsion sowohl auf einer horizontalen als auch auf einer vertikalen Ebene betrachten. Väter, die sich aktiv und involviert in die Erziehung des Kindes einmischen, schaffen auf der vertikalen Ebene der Familie einen Zusammenhalt. Nicht alleine die Mutter ist zuständig sondern genauso der Vater. Dies soll sich ja übrigens laut Biller (1993) oberflächlich in einer etwas erhöhten Darstellung des Einflusses vom Vater auf das Kind manifestieren. Auch Elders (1974) Interpretation mütterlicher Dominanz gegenüber dem Vater als Reaktion auf ungünstige ökonomische Zustände deutet darauf hin.

Die beiden Variablen *mütterliche Dominanz gegenüber dem Kind* und *mütterliche Dominanz gegenüber dem Vater* beinhalten aus dieser Sicht unterschiedliche Informationen: Väter, die in der Familie wenig Verantwortung übernehmen, verringern den vertikalen Zusammenhalt innerhalb der Familie, und dies wirkt sich negativ auf die *Selbstwirksamkeitsgefühle der Kinder* aus und erzeugt so ein gesteigertes Bedürfnis nach Macht und Einfluß. Diese Interpretation weist eine gewisse Ähnlichkeit mit den Vorstellungen von Adler (1927) auf.

Eine hohe Hierarchie der Mutter gegenüber dem Kind vermittelt dagegen eine andere Information: *Achievement Training* ist wichtig. Empirisch ist diese unterschiedliche Bedeutung beider Variablen wie beschrieben recht gut abgesichert: Die Involviertheit der *Mutter* durch helfen, unterstützen, bestrafen etc. ist als achievement training für die Entwicklung des mißerfolgsvermeidenden Leistungsmotivs entscheidend – die Involviertheit des Vaters scheint hingegen mit einer allgemeinen Übernahme von Normen und Verhaltensregulationen zu tun zu haben und zwar insbesondere in den Bereichen Sexualität und Aggressivität (Biller, 1993; Draper & Harpending, 1982; Elder, 1974; Rosen & D'Andrade, 1959; s. auch Abschnitt 2.4).

Eine tiefere theoretische Erklärung bietet wiederum die evolutionäre Psychologie an. Die Bedeutung des väterlichen Einflusses in der Familie ist schon deswegen eine fundamental anderer, weil sie untrennbar mit der *Vaterschaftsunsicherheit* verbunden ist, die im Vergleich zur Mutterschaftsunsicherheit relativ hoch sein kann (Chasiotis & Voland, 1998; MacDonald, 1988). Hierin könnte die ultimate Ursache liegen, daß ein geringer väterlicher Einfluß sich motivational in einem anderen Bereich auswirkt (nämlich Sexualität und Macht) als ein geringer mütterlicher Einfluß, welcher eben mit viel geringerer Wahrscheinlichkeit im Sinne von „vernachlässigend" oder „desinteressiert" ausfallen dürfte als der geringe Einfluß des Vaters, der sich seiner Vaterschaft nicht so sicher sein kann und deswegen tendenziell weniger in die Kinder investiert.

Es liegt nun in der Natur der Motiv-Dialektik begründet, daß in einem solchen Kontext reduzierter externer Investition spezifische Bedürfnisse und damit Motivation angeregt werden.[9] Die durch den Kontext geringer väterlicher Investition implizierten Ziele liegen auf der vertikalen Ebene - die Beeinflussung von anderen. Zum einen zielt diese Beeinflussung

evtl. auf die Mutter, welche sich in dieser Konstellation schlechter gegen ihre Kinder durchsetzen kann (Lytton, 1979). U.U. wirkt sich dies besonders auf das ungehemmtere Äußern von Aggressivität und Sexualität beim Kind aus, was zumindest die Befunde von McClelland und Pilon (1982) in Abschnitt 2.1.5 andeuten. Nicht selten mag es aber auch um den Versuch gehen, den Vater zu mehr Involviertheit zu bewegen, ihn zu beeindrucken oder auch zu bekämpfen.

Die Qualität dieser Widerstands- und Bewältigungsversuche sind abhängig vom Persönlichkeitsstil. Wichtig erscheint jedoch immer eine gewisse Robustheit und Energie, welche affektiv-volitionale Mechanismen bereitstellen müssen, damit überhaupt ein Motiv entstehen kann. Beim intrinsischen Machtmotiv ist dies nach der vorliegenden Befundlage die antriebsstarke, handlungsorientierte Persönlichkeitsdisposition, also der gleiche Stil wie beim Leistungsmotiv. Dieser Befund unterstreicht die Ansicht von Veroff (1982), daß es sich bei beiden Motiven um „assertive" Tendenzen handelt. Das Leistungsmotiv entspricht aber eher der „Expertenmacht", das Machtmotiv dagegen der „charismatischen Macht oder Überzeugungskraft".

Aus diesen Überlegungen ergibt sich die folgende Beschreibung der auslösenden und abschaltenden Kontexte des Machtmotivs:

Das Machtmotiv wird eingeschaltet durch einen Kontext, der sich durch eine unausgewogene Verteilung des Einflusses zwischen primärer und sekundärer Bezugsperson auszeichnet. Die sekundäre Bezugsperson (in der Regel der Vater) entzieht sich ihrer Verantwortung oder hat keine Möglichkeit, Einfluß auszuüben.
Das Machtmotiv zielt auf einen Kontext, in dem dieses Fehlen an wichtigem Einfluß wettgemacht wird. Man selbst strebt nach Führungsverantwortung, Durchsetzungskraft und Einfluß auf andere.
Strategie zur Ereichung dieses Ziels ist beim intrinsischen Machtmotiv die Mobilisierung von positivem Affekt und die Reduktion von negativem Affekt. Durch den so ermöglichten Zugang zum Extensionsgedächtnis wird nicht nur ein angeborenes Bedürfnis nach Geltung aufrechterhalten, sondern auch mit vielen anderen Aspekten des Selbst in Beziehung gesetzt. Dies erklärt auch den oft altruistischen, sehr konstruktiven Gehalt des intrinsischen

[9] Dieser allgemeine Zusammenhang ist übrigens auch in Wirtschaftsunternehmen beobachtet worden: je höher die Investition in die Mitarbeiter in Form von monetären Anreizen, desto geringer wird die intrinsische

Machtmotivs (wie Gerechtigkeit, anderen Helfen usw.). Abschließend nun noch eine Skizze des Zusammenspiels der unterschiedlichen Faktoren bei der Machtmotivgenese.

Abbildung 18: *Entwicklung des intrinsischen Machtmotivs aus einer erweiterten kontextuellen Perspektive*

Makrokontext	**Familiärer Kontext**	**Persönlichkeit**
- Sozio-ökonomische Rahmenbedingungen		- Angeborenes Bedürfnis nach klarer Hierarchie zu beiden (!) Elternteilen
- Kulturelle Werte	- geringer Einfluß des Vaters "der wird nicht gebraucht" oder „der kümmert sich nicht"	- Mobilisierung von positivem Affekt - aktives Streben nach Macht

⟶ Intrinsisches Machtmotiv

Auch hier wird man wieder neben den in dieser Arbeit untersuchten Variablen weitere Faktoren postulieren können, welche die Motivgenese beeinflussen. Zum einen ist ein genetischer Einfluß denkbar, zum anderen dürften makrokontextuelle Rahmenbedingungen das Machtmotiv mitgestalten. Je wichtiger die persönliche Macht für den Aufstieg in einer Gesellschaft ist, desto stärker könnten familiäre und instititutionelle Strukturen auf die Induktion eines Machtbedürfnisses ausgerichtet sein. Bspw. kommen hierfür „flache" oder informelle Hierarchien als Strukturmerkmale in Frage. Je weniger Macht zentralisiert ist, je vielfältiger die Stimmen im Konzert der Einflüsse sind, desto wichtiger ist ein individuelles Machtmotiv. Kann man daraus schließen, daß viele machtbewußte Menschen geradezu eine Voraussetzung für eine funktionierende Demokratie sind? Wenn man den vermittelnden Mechanismus zwischen familiärem Kontext und Motivgenese aus der Sicht von Belsky, Steinberg und Draper (1991) betrachtet, dann sicherlich nicht. Diese Autoren nehmen als vermittelnden Mechanismus einfaches Modellernen an: Kindern schauen sich in der Familie

Motivation dieser Mitarbeiter (Spangler, 1999).

ab, wie man andere (Väter und daraus generalisierend - Männer) behandeln sollte. Die Botschaft, die eine familiäre Struktur vermittelt aus der das Machtmotiv erwächst, könnte man vielleicht so explizieren: „Behandele andere und vor allem auch Respektpersonen respektlos, traue ihnen nichts zu (schon gar keine Verantwortungsübernahme), halte sie von entscheidenden Dingen fern.“ Auf einer solchen Botschaft, sollte man sicherlich kein Gesellschaftsmodell aufbauen, selbst wenn damit „Untertanengeist“ vermieden werden kann. Deutlich wird hieran, daß unterschiedliche Annahmen über Vermittlungsmechanismen – linear wie Belsky et al. (1991) vs. transaktional wie Kuhl und Völker (1997) – zu unterschiedlichen Interpretationen des Machtmotivs führen können. Die PSI-Theorie bietet eine wesentlich konstruktivere Interpretation des intrinsischen Machtmotivs an, weil nach dem dort vertretenen Entwicklungsmodell, negative Erfahrungen nicht einfach linear auf alle anderen Lebenssituationen generalisiert, sondern durch aktive Bewältigung in das Extensionsgedächtnis integriert werden.

4.2.4 Eine verhaltensökologische Interpretation

Aus einer verhaltensökologischen Sicht sind alle drei motivgenerierenden Kontexte unabhängig von ihrer normativen Bewertung als funktional anzusehen, da sie die individuelle Motivation (Zeit und Energie) differentiell in adaptive Bereiche lenken. Die Beziehungen im Familiensystem können dabei als Signale dafür angesehen werden, wie günstig oder ungünstig die makrokontextuellen Rahmenbedingungen für das Erreichen wichtiger adaptiver Ziele sind (Chasiotis, 1998). Die An- oder Abwesenheit des Vaters (physisch und emotional) ist bspw. ein sehr informatives Signal; informativer als die An- oder Abwesenheit der Mutter, weil es erheblich mehr variiert als die mütterliche Verfügbarkeit (Biller, 1993).

Vaterabwesenheit und wenig kohäsive Familienstrukturen könnten als ein Signal für harsche, wenig vorhersagbare Kontextbedingungen angesehen werden. Dies dürfte aus mehreren Gründen gelten: Sind die sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen ungünstig, dann reagiert darauf viel eher der Vater als die Mutter mit Rückzug (Workoholismus, Delinquenz, Auswanderungen, Alkohol- und Drogenkonsum sind männliche Domänen, s. auch Elder, 1974; Conger et al., 1992; 1993). Aber auch in einer begüterteren Mittelschicht kann das Signal väterlicher Anwesenheit noch als Indikator auf die Günstigkeit des Makrokontextes angesehen werden. Wenn die Arbeitswelt hart ist und man nur durch extremen Einsatz Erfolg

haben oder halten kann, dann ist es wiederum stärker der Mann als die Frau (zumindest traditionell), der dementsprechend wenig zugänglich oder involviert ist.

Aus evolutionsbiologischer Sicht ist die Information über die Beschaffenheit der Welt „draußen" für das Kind reproduktsstrategisch bedeutsam. Durch väterliche Abwesenheit oder mangelnde Involviertheit bekommt das Kind die Information, daß die Welt „draußen“ nicht sehr vertrauenswürdig, die soziale Manipulation mithin sehr wichtig ist (auch das Bindungsmotiv ist eine Form von Manipulation!). Auch Exploration und Neugier erscheinen in diesem Umfeld adaptiv, lassen sie doch das Individuum den Sprung zu neuen Ufern resp. die Besetzung neuer ökologischer Nischen wagen.

Aus philosophischer Sicht mag man hier evtl. einen Widerspruch feststellen. Kann man „intrinsische“ Motive als eine *Anpassung* an die Umwelt auffassen? Aus der Sicht der PSI-Theorie beinhaltet diese Auffassung keinen Widerspruch. Die Motive der ersten Ebene des OMT können als intrinsisch bezeichnet werden, weil sie durch Persönlichkeitsstile gesteuert werden, die nicht nur einzelne Aspekte der Person oder des Selbst in den Dienst der Anpassung stellen, sondern das ganze Selbst. Anpassung ist auf dieser Ebene eine Passung zwischen den Bedürfnissen des Selbst und den Anforderungen der Umwelt. Motive der ersten Ebene ermöglichen im Sinne von Holland (1985) eine hohe Kongruenz zwischen Person und Umfeld.

4.3 Ebene 2: „extrinsische Motive“

Die Kongruenz zwischen Selbst und Umfeld ist bei den Motiven der zweiten Ebene aus der Sicht der PSI-Theorie nicht gegeben. Die Befunde hierzu scheinen diese Annahme zu stützen: Bei keiner der drei Motive dieser Ebene ist ein Persönlichkeitsstil beteiligt, welcher im STAR-Modell in Abschnitt 2.6.3 mit dem Zugriff zum Extensionsgedächtnis und damit einer breiten Beteiligung aller Selbstaspekte in Verbindung gebracht wird. Im Sinne von Deci & Ryan (1991) könnte dies bedeuten, daß Personen die von diesen Motiven angetrieben werden, in der Gefahr stehen, sich zunehmend von ihren wahren Bedürfnissen zu entfremden. Ohne Beteiligung eines Systems, welches einen Überblick über alle Bedürfnisse, Werte und andere Aspekte des Selbst vermittelt, muß die Befriedigung eines Bedürfnisses zwangsläufig auf Kosten anderer Bedürfnisse gehen. Dieser negativen Interpretation läßt sich allerdings auch eine ganz andere Sichtweise gegenüberstellen: Daß das Extensionsgedächtnis, welches ein

Teil des Selbst ist, diese Motive nicht moduliert, könnte man auch als Hinweis auf die kollektivistische Wurzel dieser Motive deuten. Mit Entfremdung brauchen sie dann in keiner Weise in Verbindung gebracht werden. Vielmehr wird der kulturelle Bias westlicher Modelle und Theorien erkennbar, welche wie selbstverständlich dem Selbst die Rolle des Agens der Motivation zuweist. Im kollektivistischen Kontext dürfte das Extensionsgedächtnis allerdings nicht einseitig das Selbst sondern den sozialen (normativen) Rahmen repräsentieren. In diesem Fall würde die Abkopplung vom Extensionsgedächtnis auf Ebene 2 auch in einer kollektivistischen Kultur zu einer egozentrischen Verengung auf einzelne, gerade verfügbare Anreize bewirken. Welche der Ebenen tatsächlich auch kollektivistische Tendenzen repräsentiert, bleibt aber in jedem Fall eine offene Frage, da hierzu bisher keine Daten vorliegen.

4.3.1 Geselligkeit

Die Entstehung dieser Form des Bindungsmotiv stellt sich als eine Interaktion aus geringer Kohäsion und der weiblichen Geschlechtszugehörigkeit dar. Dieser Befund bedeutet entweder, daß das Geselligkeitsmotiv als eine Anpassung an weibliche Rollenwertwartungen gewertet werden kann oder daß dieses Motiv verhaltensgenetisch kanalisiert ist.

Unabhängig davon, welcher der beiden Annahmen man den Vorzug gibt, sprechen beide für die extrinsische Qualität dieser Motivkomponente. Faßt man sie als eine Übernahme von gesellschaftlich geteilten Rollenerwartungen auf, dann ist es nicht die Bindung selbst, die angestrebt wird, sondern eben die Nicht-Verletzung von vorgegebenen Verhaltensnormen. Favorisiert man eher die zweite Hypothese, dann wird deutlich, daß die Eigenschaft „weiblich“ nur ein Ausschnitt des Selbstkonzeptes sein kann, welche lediglich einen kleinen Teil der im Extensionsgedächtnis repräsentierten Bedürfnislandschaften abdeckt.

Der Kern dieses Motivs ist jedenfalls kein persönliches, differentielles Attribut (das „Selbst“). Vielmehr scheinen Eigenschaften an diesem Motiv beteiligt, die man als personenübergreifend interpretieren kann. Interessant sind die hoch signifikanten Unterschiede bei dieser Komponente zwischen Ost- und Westdeutschland. Haben Ostdeutsche hier so viel höhere Werte, weil Geselligkeit integraler Bestandteil der „Nischengesellschaft“ in der ehemaligen DDR gewesen ist, wie einige Autoren dies nahelegen (Brähler & Richter, 1991; Wagner, 1996)?

4.3.2 Status

Eine ähnliche Argumentation wie bei O12 läßt sich auch für die Genese der zweiten Ebene des Machtmotivs (O32) anbringen, die aus einer Interaktion aus machtgenerierendem Entwicklungskontext (d.h. fehlender Hierarchie des Kindes zum Vater) und männlicher Geschlechtszugehörigkeit zu entstehen scheint. Status ist ein "typisch männlicher" Zugang zum Machtmotiv, der durchaus erfolgreich sein kann, wie der Befund in Abschnitt 3.3.8 zeigt (die Komponente O32 ist mit einem signifikant höheren Einkommen assoziiert). Dennoch wird man der Ansicht zustimmen können, daß es sich dabei um einen wenig integrierten, ziemlich einseitigen Weg handelt, Macht anzustreben.

Der extrinsische Charakter zeigt sich auch bei der Definition dieses Motivs. Nicht der Einfluß an sich wird genossen und damit angestrebt, sondern die Bestätigung dieses Einflusses durch andere. Im Sinne von Holland (1985) handelt es sich hierbei um einen unvollständigen „Fit" zwischen Person und Umfeld: Nur ein Teil der Interessen und Bedürfnisse werden vom Umfeld befriedigt. Die Bestätigung durch andere ist ja kein vollständiger Ersatz für tatsächlichen Einfluß, der die Gesamtheit eigener Bedürfnisse und Werte im Abgleich mit dem sozialen Kontext durch echte Einflußnahme auf andere verwirklicht. Dies ist hier mit dem Ausdruck „extrinsisch" gemeint.

Aus kulturvergleichender Sicht ist es allerdings fraglich, ob es sich bei diesem Motiv um eine extrinsische Orientierung handelt. Für kollektivistische Kulturen ist es bezeichnend, daß Macht über Status ausgeübt wird, wobei Status wiederum oft durch Alter und Geschlechtszugehörigkeit zugewiesen wird (Kashima & Callan, 1994). Variablen wie Alter und Geschlechtszugehörigkeit erscheinen m.E. im Vergleich zu Variablen wie „Selbstbewußtsein", „Tüchtigkeit" u.ä. weniger selbstbezogen – sie sind wohl eher ein wesentlicher Bestandteil einer kollektivistischen als einer individualistischen Identität. Im kollektivistischen Kontext können Alter und Geschlecht leichter als im individualistischen Kontext in das Extensionsgedächtnis integriert sein, wenn das Extensionsgedächtnis in ersterem stärker das soziale Umfeld abbildet.

Möglicherweise unterscheiden sich Kulturen auch darin, in welchen *Lebensbereichen* sie mehr oder weniger stark kollektivistisch oder individualistisch sind. Die anhaltende Diskussion in der Öffentlichkeit über die Beförderung von Beamten und Angestellten nach

Leistung und nicht nach Jahren der Betriebszugehörigkeit verdeutlicht, daß sich auch in manchen Bereichen der deutschen Kultur durchaus kollektivistische Spuren finden lassen, die nur sehr langsam verdrängt werden. Interessant ist hierbei noch, daß Westdeutsche signifikant höhere Werte bei O32 aufweisen als Ostdeutsche. Warum dies so ist, darüber kann man nur spekulieren. Macht scheint mir jedoch in der alten Bundesrepublik in hohem Maße formalisiert gewesen zu sein. D.h. der Grad an Einfluß hing dort vor allem von der Zugehörigkeit zu bestimmten Berufs- und Parteigruppen ab. In einer Diktatur wie der ehemaligen DDR war formale Macht zentralistisch konzentriert und daher für die meisten Bürger nicht erreichbar. Machtstreben in der ehemaligen DDR war aber zumindest die letzten Jahre vor dem Mauerfall für viele mit einer Opposition gegen das bestehende gesellschaftliche System assoziiert, mit spontanen Versammlungen, kreativen Formen des Protests, mutiger Konfrontation und Hoffnung auf Veränderung. In einem solchen Kontext dürften intrinsische Motive wie das Führungsmotiv sehr wirkungsvoll sein und tatsächlich haben Personen, die mehr als 10 Jahre nach der Gründung 1949 in der ehemaligen DDR geboren wurden, deutlich höhere Werte bei O31 (Führung) als ihre westdeutschen Altersgenossen (Scheffer, Chasiotis, Restemeier, Keller & Schölmerich, 1999).

4.3.3 Gütemaßstab (O22)

Die potentielle Funktionalität extrinsischer Motive wird besonders bei der Komponente O22 deutlich. Die Einschätzungen von Führungsnachwuchskräften durch ihre Vorgesetzten belegen, daß diese Motivdisposition Verhaltensweisen begünstigen kann, die zu Erfolg führen. Trotzdem deutet der an dieser Leistungsmotiv-Komponente beteiligte sorgfältig-zwanghafte Persönlichkeitsstil auf ihre extrinsische Qualität hin. Der sorgfältig-zwanghafte Stil ist laut dem STAR-Modell mit einem reduzierten Zugang zum Extensionsgedächtnis assoziiert. Dies wird auch in den Antworten, die als O22 kodiert werden, deutlich. Thematisiert wird nicht die Freude an der Leistung an sich oder die Neugier, wie Dinge funktionieren, sondern nur der Aspekt der Bewertung der Leistung, also ein äußerer Gütemaßstab.

Auch wenn es sich bei diesem Gütemaßstab um einen inneren (introjizierten) handelt, erscheint die Interpretation dieser Komponente als extrinsisch gerechtfertigt. Es ist ein ganz bestimmter Einzelaspekt, nämlich der von anderen definierte Gütemaßstab („Erfolg“) und nicht das Selbst, welcher den Zugang zu diesem Motiv eröffnet. Daß dieser extrinsische

Zugang u.U. sogar in vielen Situationen erfolgsversprechender sein könnte als der intrinsische ist eine interessante Möglichkeit, die sich aus der Befundlage in Abschnitt 3.3.7 schließen läßt.

Nimmt man den gesamten Entwicklungs-Kontext dieser Komponente, erscheint dies auch nicht unplausibel. Personen, die dieses Motiv aufweisen, sind von ihrer Mutter wenig beeinflußt worden, haben diese aber im Gegensatz zu Personen mit der Flow-Komponente nicht als distanziert sondern als sehr nahe dargestellt (s. Tab. 3.3.6-8). Wenn wir uns die im Zwei-Komponenten-Modell angenommene Wirkung von Nähe und Wärme vergegenwärtigen, ergibt sich daraus folgendes Bild: Personen mit hohen Werten bei der Komponente O22 sollten in erhöhtem Maße dazu bereit sein, sich den Zielen und Normen der Gruppe anzupassen, diese dann jedoch eigenständig umzusetzen. Unterstützt wird diese Tendenz dann sogar noch durch den beteiligten sorgfältigen Stil, welcher als einer der besten Prädiktoren beruflichen Erfolgs gilt (Schmidt, Ones & Hunter, 1992). Damit erscheinen Personen, deren Leistungsmotiv auf der zweiten Ebene angesiedelt ist, ideal für viele verantwortungsvolle Positionen in der Verwaltung und Wirtschaft geeignet. Ob dies auch auf Dauer so ist, oder ob diese Motivdisposition nicht zu einer zunehmenden Verschüttung der eigenen Bedürfnisse und dadurch zu einer Leistungsbeeinträchtigung führen kann, ist ungewiß. Beachtenswert ist jedoch der in Abschnitt 3.3.8 vorgestellte Befund, daß wohl die Komponente O21, nicht aber die Komponente O22 signifikant mit einem höherem Einkommen assoziiert ist. Vielleicht ist eine intrinsische Leistungsmotivation auf die lange Sicht auch wirtschaftlich erfolgsversprechender.

Andererseits ist es wiederum möglich, daß bei dieser negativen Interpretation von der Komponente O22 einer kultureller Bias erkennbar wird. In individualistischen Kulturen ist die Betonung der Eigenständigkeit so stark ausgeprägt, daß die Orientierung an Zielen anderer als wenig selbstbewußt und erfolgversprechend angesehen wird. Dies wird auch in der Zielsetzungstheorie als Motivationsmodell von Locke und Latham (1990) deutlich: Die Ziele des Unternehmens alleine gelten nämlich nicht als motivierend. Vielmehr muß ein ganz individuelles „Commitment“ erzeugt werden, nicht selten über sehr differenzierte und vor allem individuelle Belohnungsvereinbarungen. Und die Ziele müssen schon herausfordernd und optimal anregend sein, damit sie motivatorisch wirken. Diese Theorie ist also offenbar wie viele westliche Job-Charakteristika-Modelle stark einer individualistischen Orientierung verpflichtet, indem sie den individuellen Eigennutz und das Flow-Motiv im Visier hat

(Scheffer, 2001). Erez (1994) hat verdeutlicht, daß die individualisierte Zielsetzungstheorie in kollektivistischen Umfeldern nicht funktioniert.

In kollektivistischen Ländern wird es als ein Merkmal von Reife und Selbstbewußtheit angesehen, die Ziele und Erwartungen anderer zu erreichen, auch wenn diese nicht Flow-auslösend oder finanziell lohnend sind. Strebt eine Person nach Leistung, dann wird auch eine kurzfristige Distanzierung und Individualisierung von anderen in Kauf genommen, wobei jedoch die Rückbindung an die Gruppe bestehen bleibt (Markus & Kitayama, 1991). Trotz ihrer Unabhängigkeit im Leistungsstreben würden Menschen aus kollektivistischen Ländern diese Motivation wohl nicht als Auseinandersetzung mit einem „inneren" Gütemaßstab beschreiben. Vielmehr würden sie es als Erfüllung einer Rolle innerhalb der Gemeinschaft ansehen. Ursache des Antriebs sind also keine inneren Attribute des Individuums, sondern Rollen-Erwartungen, kurzum – eine extrinsische Motivation. Aus westlicher Sicht mag dies als ambivalent oder sogar „schwach" bewertet werden. In kollektivistischen Ländern wird es als ein Ausdruck von Stärke angesehen. Anzumerken ist jedoch, daß Rollenerwartungen selbstverständlich auch in das Extensionsgedächtnis integriert sein können, so daß man die Berücksichtigung fremder Bedürfnisse nicht ohne weiteres als „fremdgesteuert" oder „extrinsisch" nennen dürfte, d.h. eine kollektivistische Motivation durchaus auch auf Ebene 1 angesiedelt sein könnte.

4.4 Die dritte und vierte Ebene: „Mischtypen"

Angesichts der vielen nicht bestätigten Hypothesen in der dritten und vierten Ebene ist klar, daß entweder die Operationalisierung durch den OMT in seiner jetzigen Form oder die theoretischen Annahmen zu diesen Ebenen revidiert werden müssen. Teils tendiere ich zu der ersten, teils auch zu der zweiten Konsequenz. Das soll in den nun folgenden Abschnitten näher erläutert werden.

4.4.1 Selbstbehauptung

Die Hypothesen zu dieser Form des Machtmotivs konnten bestätigt werden. Die Verknüpfung von einem geringen Einfluß des Vaters mit einer liebenswürdig-histrionischen Persönlichkeit führt zu einer erhöhten Auftretens-Wahrscheinlichkeit von O33. Dieses durch Ärger, Impulsivität, Durchhaltevermögen und auch Charme gekennzeichnete Motivsystem paßt auch

gut zu dem beteiligten Persönlichkeitsstil und entspricht in Bezug zu der angenommenen Rolle des Vaters geradezu klischeehaft den Aussagen, die psychoanalytisch orientierte Kliniker in „histrionischen assertiven“ Neigungen sehen (Davison & Neale, 1996).

Als „Mischtypus“ kann man diese Motivkomponente deswegen bezeichnen, weil der modulierende histrionische Stil zwar mit einer sehr guten Fähigkeit, positive Energie und Optimismus zu mobilisieren (A+) einhergehen dürfte (Kuhl, 2001, Kap. 16). Der andere Aspekt der Handlungsorientierung, also der Zugang zum Extensionsgedächtnis (A(-)), ist jedoch wahrscheinlich geringer ausgeprägt (s. auch Davison & Neale, 1996). Empirisch zeigt sich dies an der gegenüber O31 (Führung) offenbar reduzierten Verhaltensbreite und Effektivität von O33 – Personen mit diesem Motiv werden von anderen als nicht besonders durchsetzungsfähig, dafür aber als unkontrolliert und sogar leicht „antisozial“ wahrgenommen (s. Abschnitt 3.3.7). Genau dieses Fremdbild konnte man jedoch theoretisch bei der Kombination von A+ & A- postulieren.

Daß diese Hypothesen in der dritten Ebene jedoch nur beim Machtmotiv verifiziert werden konnten, ist vielleicht auf Fehler bei der Operationalisierung der dritten Ebene durch den OMT zurückzuführen. Verdeutlicht sei dies anhand der Komponente O13 (Networking). In diese Komponente wurde ein Element aufgenommen, welches Bischof (1985) als „Überdruß“ bezeichnet hat. D.h., O13 wurde u.a. dann kodiert, wenn eine Person sich von anderen abwendet. Diese Tendenz, andere bei wahrgenommenen Hindernissen sofort „abzustoßen“ erscheint durchaus begründbar als ein Aspekt einer stark impulsiven Bindungsmotivation. Sie hat jedoch offenbar wenig mit einem Versuch zu tun, Hindernisse bei der Kontaktnahme zu überwinden, denn hierbei fehlt meistens der impulsive Charakter. Hierauf müßte in zukünftigen Untersuchungen stärker geachtet und diese beiden Facetten u.U. getrennt erfaßt werden. O13, so wie sie theoretisch postuliert wurde, sollte wie O33 nur dann kodiert werden, wenn deutliche Anzeichen von Herausforderung, also in diesem Fall Ablehnung oder Schwierigkeiten bei der Kontaktaufnahme die Inhalte bestimmen.

Aus den nicht signifikanten Persönlichkeits-Kontext-Befunden zu diesen beiden Komponenten der dritten Ebene lassen sich daher für die Kodierung nicht unwichtige Spezifizierungen ableiten.

4.4.2 Anschluß

In der vierten Ebene war es nur die Bindungskomponente, bei der die erwartete Persönlichkeits-Kontext-Hypothese bestätigt werden konnte. Das Zusammenspiel aus geringer familiärer Kohäsion und einem eigenwillig-paranoiden Stil erhöht die Wahrscheinlichkeit dieser Form des Bindungsmotivs signifikant. Dies war auch so postuliert worden, denn der in den Inhalten dieser Kategorie dominierende Stil ist durch ein starkes, hartnäckig aufrechtgehaltenes Bedürfnis nach Bindung und Geborgenheit einerseits und einer wahrgenommenen Schwierigkeit bei der Umsetzung dieses Bedürfnis andererseits gekennzeichnet. Der erste Aspekt wurde aufgrund des beim eigenwillig-paranoiden Stil angenommenen intakten Zugangs zum Extensionsgedächtnis erklärt, der zweite aufgrund der reduzierten intuitiven Handlungsbereitschaft.

Besonders die hohen Korrelationen dieser Komponente mit dem TAT Bindungsmotiv beweisen die Validität dieses Motivs. Und sie verdeutlichen einen bemerkenswerten Umstand: Daß ausgerechnet diese durch Mißtrauen und Zweifel an der Zuverlässigkeit der anderen geprägte Form des OMT-Bindungsmotivs die meiste Varianz des TAT-Bindungsmotivs aufklärt, ist auffällig. Eine Erklärung liegt hier nahe – die experimentelle Manipulation, welche für die Konstruktion des TAT-Schlüssels gewählt worden ist, hat einen bestimmten Aspekt des Bindungsmotivs besonders stark induziert. Hieran wird deutlich, wie leicht eine „objektive“ Konstruktion durch sozialpsychologische Experimente, die auf der Manipulation situativer, aktueller Varianz aufbaut, spezifische Aspekte eines Motivs einseitig akzentuieren kann. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß auch beim Leistungsmotiv die vierte Ebene am konsistentesten mit dem TAT korreliert. Aus Sicht der PSI-Theorie wäre auch dies erklärbar: Wenn man das Leistungsmotiv (wie bei der Ermittlung der TAT-Inhaltsschlüssel geschehen) durch die Rückmeldung nach unten manipulierter IQ-Test-Ergebnisse anregt, dann muß es einen nicht verwundern, daß die anschließend häufiger geäußerten Inhalte im TAT besonders mit Leistungsdruck und inhibierter positiver Emotionalität assoziiert sind.

4.4.3 Leistungsdruck

Die Persönlichkeits-Kontext-Hypothese zu dieser Komponente konnte nicht bestätigt werden. Es wurde jedoch nachträglich ein Ergebnis festgestellt, welches zwar so nicht erwartet worden war, dennoch aber interessant und theoretisch stimmig erscheint.

Zunächst einmal zu dem kontextuellen Hintergrund dieses Motivs: Es wurde gefunden, daß ein relativ starker Einfluß der Mutter auf das Kind (ausgedrückt durch einen Hierarchieunterschied im FAST) von Personen mit O24-Kodierungen signifikant häufiger dargestellt wurde als von Personen ohne O24-Kodierung. Dieses Ergebnis paßt gut zu der von vielen Forschern angenommen Unterteilung des Leistungsmotivs in zwei unterschiedliche Grundorientierungen – ein Erfolg aufsuchendes Leistungsmotiv, welches durch die Gewährung von Autonomie entsteht, sowie ein Mißerfolg vermeidendes Leistungsmotiv, welches durch das Setzen von Vorgaben durch die Eltern bzw. „Achievement-Training" entsteht (Trudewind, 1975; Trudewind, Unzner & Schneider, 1997).

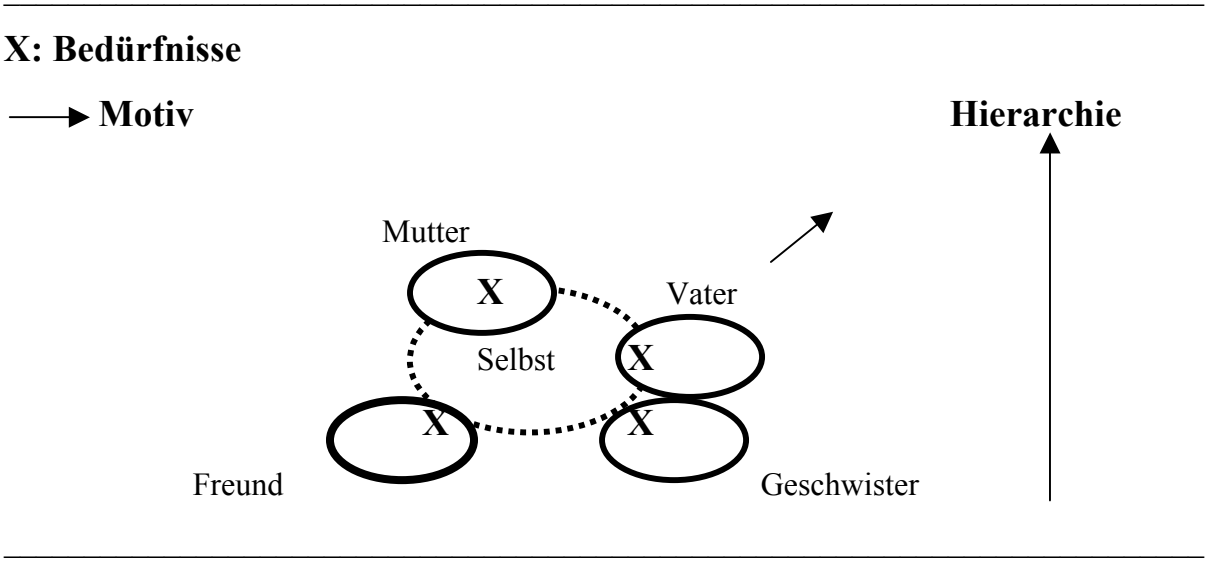
Daß ein wenig „antisozialer" Persönlichkeitsstil, also eine Tendenz zu Selbstentfremdung und Aufopferung an der Entstehung dieser Komponente beteiligt ist, paßt durchaus in den theoretischen Rahmen. Bei dieser Systemkonfiguration können wir ja das affektiv-volitionale Merkmal der vierten Ebene – die Hemmung von positivem Affekt – postulieren. Insgesamt paßt dieser Entwicklungshintergrund gut zu den Themen in den Kurzgeschichten bei Komponente O24: Es wird ein Kontext wahrgenommen, in dem von anderen gesetzte Erwartungen erfüllt werden müssen; und dies wird durch „spaßfreies" Durchhalten, Disziplin und analytisches Vorgehen gewährleistet.

Die Korrelate dieser Komponente mit tatsächlichem Leistungsverhalten wie Studienerfolg und beruflichem Erfolg (s. Abschnitt 3.3.8) deuten darauf hin, daß das durch gehemmten positiven Affekt erreichte Durchhaltevermögen ein wichtiger Aspekt bei der Vermeidung von Mißerfolgen ist. Personen mit hohen Werten bei dieser Komponente bekommen in überwiegend naturwissenschaftlichen Fächern, bei denen das Vermeiden von Fehlern oft eine wesentliche Voraussetzung für gute Leistungen ist, bessere Noten. Und Führungsnachwuchskräfte schneiden im Urteil ihrer Vorgesetzten besser ab, wenn sie höhere Werte bei dieser Komponente aufweisen, und das besonders in Bereichen wie Controlling oder bei überwiegend verwaltungstechnischen Aufgaben (s. Tabellen 3.3.26-27).

4.4.4 Direktion (inhibierte Macht)

Manchmal ist es für die Entwicklung von Modellen und Theorien sogar günstig, wenn sich Hypothesen als falsch herausstellen. Die Befunde zum Entwicklungshintergrund von O34 könnten hierfür ein Beispiel sein, machen sie doch deutlich, daß nicht alle Motive beim OMT durch volitionale Mechanismen gesteuert werden und daher die angenommene Symmetrie der Ebenen im OMT über alle drei Motive hinweg auch nicht aufrechterhalten werden kann. Die Hemmung des Machtmotivs, darauf deuten jedenfalls die Befunde hin, erfolgt nicht durch gehemmte positive Emotionalität (A(+)). Offenbar ist ein kontextueller Hintergrund hier wichtiger, nämlich die Nähe zum Vater in der Kindheit. Ist dieser zwar wenig einflußreich aber dafür zugänglich, entsteht O34 mit höherer Wahrscheinlichkeit. Die schon in Abschnitt 2.4.1 verwendete Abbildung soll dies noch einmal illustrieren.

Abbildung 19: *Der interpersönliche Entwicklungskontext eines kollektivistischen Machtmotivs*



Die Abbildung verdeutlicht die wesentlichen Merkmale des Entwicklungskontextes von O34. Der Vater hat demnach nur relativ wenig Einfluß bzw. keine hohe Hierarchie ist dafür aber so eng mit dem Kind verbunden, daß seine Bedürfnis zumindest zum Teil auch die des Kindes werden. Aus dieser Konstellation entsteht zwar ein Machtmotiv, weil die Hierarchie in der Familie zumindest aus traditioneller Perspektive ambige bleibt, welches jedoch nur indirekt ausgedrückt wird, da das Kind durch die große Nähe gleichzeitig auch die Werte und Normen

der Familie und Gesellschaft internalisiert und eigene Bedürfnisse nur zögernd gegen die der anderen durchsetzt.

Diese Konstellation ist nur bezüglich der hohen Kohäsion typisch für kollektivistische Kulturen. Da Familien in kollektivistischen Kulturen sich durch eine klare, traditionelle Ingroup-Hierarchie auszeichnen, in denen der Vater das Oberhaupt darstellt, ist die dargestellte Konstellation eine ungewöhnliche Mischung aus kollektivistischer Loyalität und Verbundenheit sowie eher individualistischer Rollenambiguität bei hierarchischen Beziehungen (Kashima & Callan, 1994; Triandis, 1994). Man kann sich schon vorstellen, daß daraus ein ebenfalls ambiges Motiv erwächst, welches Macht zwar beharrlich anstrebt, niemals jedoch offensichtlich assertiv wirkt.

McClelland (1975) hat diese Manifestation des Machtmotivs, welches sich nicht durch direkte Assertion äußert sondern sich in ein größeres Ganzes einbettet, nach einem längeren Aufenthalt in Indien beschrieben: *„renunciation, yielding, and self-sacrifice often serve only to make a strong urge to power (S. 143)*.“ Sinha (1994) bestätigt diese Beobachtung von McClelland und konstatiert, daß in Indien Macht durch Integration anderer, personalisierte Hilfe und „*nurturant-task leadership*“ (S. 747) ausgeübt wird. Die vorgestellten Befunde zu der Komponente O34 passen hierzu insofern gut, weil sie zeigen, daß nicht immer ein persönliches Attribut (ein differentieller, volitionaler Mechanismus) das Machtmotiv steuern muß, sondern auch interdependente bzw. kollektivistische Merkmale. Daß anders als beim Leistungsmotiv hier nun die Beziehung zum Vater die wichtigere Rolle zu spielen scheint, muß sicher noch durch weitere Studien nachgewiesen werden, obwohl diese Annahme ähnlich auch von anderen geäußert worden ist (MacDonald. 1988).

In vielen Kontexten dürfte ein solches inhibiertes Machtmotiv funktional sein. Hierauf deutet u.a. die Untersuchung von McClelland & Boyatzis (1982) hin. In großen, stark strukturierten Organisationen ist es offenbar günstig, das Machtmotiv nur verdeckt zu äußern. Dies zeigen auch die Vorgesetztenurteile in der hier vorgestellten Untersuchung, die Personen mit hohen Werten bei O34 gute Führungsqualitäten bescheinigen (Tab. 3.3.26). Wie schon bei der Komponente O22 (Gütemaßstab) wird also deutlich, daß auch die Motive mit „kollektivistischem Einschlag“ in westlichen Kontexten funktional sein können.

4.5 Die fünfte Ebene: Alienation

Keine der drei Persönlichkeits-Kontext-Hypothesen konnte auf dieser Ebene empirisch bestätigt werden. Bei der Komponente O15 (Verbindlichkeit) wurde zwar wie erwartet mit einer geringen familiären Kohäsion der postulierte, kontextuelle Hintergrund gefunden; der vermittelnde Persönlichkeitsmechnismus war jedoch nicht, wie angenommen, der selbstunsichere Persönlichkeitsstil, sondern der *umgepolte* eigenwillig-paranoide Stil. Dieses Ergebnis paßt zwar gut zu der Bezeichnung dieser Komponente ("Verbindlichkeit") - der paranoide Stil korreliert negativ mit dem Big-Five-Faktor "agreeableness" - dennoch war dieses Ergebnis so nicht erwartet worden. Im Nachhinein kann dieser Befund jedoch sehr stimmig interpretiert werden: Selbstunsicher zu sein reicht für die fünfte Ebene des Bindungsmotiv nicht aus – es muß eine gewisse Unfähigkeit vorliegen, sich von anderen abzugrenzen, ihnen zu mißtrauen und die eigenen Ziele wahrzunehmen. Wer sich nicht einbringen und abgrenzen kann, dürfte große Schwierigkeiten haben, sein Bindungsbedürfnis aktiv zu befriedigen. Für die Beziehungsaufnahme ist es entscheidend, zwischenpersönliche Grenzen zu überwinden. Wo diese Grenzen verschwimmen, weil sie gar nicht erst gesetzt werden (und dies kann man bei wenig eigenwilig-paranoiden Menschen erwarten), kann – so die Auffassung vieler therapeutischer Schulen (s. Kriz, 1983) – auch kein Kontakt entstehen.

Bei der Komponente O25 (Selbstkritik) wiederum stimmte die angenommene Symmetrie der modulierenden Persönlichkeitsmechanismen, nicht jedoch der postulierte Kontext (der signifikante Interaktionsefekt wurde hier bei nachträglichen Analysen für die Verbindung *"depressiver" Stil* und *geringe Kohäsion* festgestellt). Aufgrund des kontextuellen Hintergrunds erscheint daher diese Komponente des Leistungsmotivs tatsächlich eher als eine Variante des Bindungsmotivs. Leistungshemmung entsteht offenbar nicht primär durch Mißerfolge sondern durch fehlende Wärme oder „Urvertrauen“. Es fehlt dann die Kraft für die Selbstmotivierung, also das Aufheben von A(+) das für die Überwindung von Schwierigkeiten und damit für Leistungssituationen erforderlich ist.

Bei der Komponente O35 schließlich wurde weder die erwartete Persönlichkeits-Kontext-Interaktion verifiziert, noch konnte post-hoc eine statistisch signifikante Interaktion festgestellt werden.

Diese unbefriedigende Befundlage läßt sich u.U. jedoch auch so erklären: Bei einer genauen Betrachtung der theoretischen Herleitung dieser Ebene, konnte ein *eindeutiges* Ergebnis gar nicht erwartetet werden. Als relativ gesichert gelten kann für O15 und O25: Es handelt sich um einen "lageorientierten" Umgang mit früh im Leben induzierten Bedürfnissen. Bei O25 ist dieser "lageorientierte" Hintergrund klar. Auch bei einem wenig "eigenwillig-paranoiden" Stil handelt es sich um eine Form der Lageorientierung, da wir bei dieser Systemkonfiguration einen reduzierten Zugang zum Extensionsgedächtnis annehmen müssen (Kuhl & Kazén, 1997). Bei O35 kann man diesen "lageorientierten" Hintergrund bislang nur vermuten.

So gesehen sind die Ergebnisse durchaus mit der grundlegenden Hypothese zu der Ebene 5, daß hier durch gebahnten negativen Affekt der Zugang zum Extensionsgedächtnis stark beeinträchtigt ist, vereinbar. Wenn man dies so akzeptiert, dann ist diese Ebene 5 (anders als Ebene 4, bei der ja zumindest die Verhaltensbahnung des Intentionsgedächtnis noch intakt sein soll) durch *Alienation* gekennzeichnet (s. Kuhl & Beckmann, 1994b). Da Alienation bedeutet, daß Bedürfnisse nicht klar erkannt bzw. "verwechselt" geschweige denn umgesetzt werden, mußte man eigentlich sogar davon ausgehen, daß auch der bedürfnisgenerierende Kontext auf dieser Ebene nicht repräsentiert ist. Die Komponenten der fünften Ebene sind demnach gar keine Motive! Sie haben zwar auch einen durch Deprivation gekennzeichneten Bedürfnis-Hintergrund. Anders als bei den vier oberen Ebenen des OMT, fehlen hier jedoch die persönlichen Kapazitäten (Bedürfnisrepräsentation im Extensionsgedächtnis auch unter erschwerten Bedingungen) und/oder die Unterstützung durch das Umfeld, welche für eine wiederkehrende Bedürfnisbefriedigung und damit ein langsames Entstehen eines impliziten Motivs notwendig sind.

4.5.1 Zum Unterschied zwischen einer interdependenten Motivation und "entfremdeten" Motiven

Es erscheint hier nun wichtig, einige kulturpsychologische Implikationen bezüglich der fünften Ebene anzustellen. Da einerseits wenig kohäsive Kontexte als ein Merkmal "individualistischer" Kulturen angesehen werden können, andererseits zumindest die Komponenten O15 und O25 offenbar diesen Hintergrund aufweisen, liegt die Annahme nahe, daß sie Teil einer "individualistischen" Motivation sind. Dies mag zunächst widersprüchlich

erscheinen, denn man könnte ja argumentieren, daß die mit Ebene 5 verbundene passive „Bedürfnislosigkeit“ Teil einer interdependenten bzw. kollektivistischen Motivation seien.

Kuhl (1981) und Kuhl & Helle (1986) haben jedoch empirisch demonstriert, daß die mit Lageorientierung verbundene Hilflosigkeit und Passivität in herausfordernden Situationen nicht auf ein *motivationales* sondern auf ein *funktionales* Defizit zurückzuführen sind. Die affektiv negativen Assoziationen von Personen mit hohen Werten bei einer oder mehreren der drei Komponenten der 5. Ebene ist aus dieser Sicht nicht auf *mangelnde Motivation* der Person, sondern auf die fehlende Umsetzung der Motive zurückzuführen, also auf einen Mangel an *Können* und nicht auf einen Mangel an *Wollen*. Hier werden weitere Validitätsuntersuchungen klären müssen, welcher Aspekt bspw. für beruflichen Erfolg wichtiger ist. Bisher sieht es so aus, als wären Personen mit negativ valenzierten Motiven eher nicht erfolgreich (O15, O25 und O35 korrelieren nicht mit Vorgesetzten-Urteilen, s. Tab. 3.3.26).

Überspitzt formuliert erscheinen Personen auf der Ebene 5 aus dieser Sicht als die Verlierer der in vielen westlichen Kulturen vollständig individualisierten Motivation. Sie sind von den gleichen starken inneren Bedürfnissen getrieben, die in den Kontexten individualistischer Kulturen vorherrschen. Aufgrund ihres funktional beeinträchtigen Zugangs zu den die Bedürfnisumsetzung bahnenden Systemen können sie sich gegen die Bedürfnisse ihrer Interaktionspartner daher auch nicht behaupten.

Die umgekehrte Beziehung erwartet man von Personen, bei denen eine kollektivistische Orientierung geprägt wurde. Da die Sozialisationskontexte dieser Personen keine starken Bedürfnisse induzierten, wollen solche Menschen ihre Bedürfnissen anderen auch nicht aufdrücken, obwohl sie es u.U. durchaus könnten. Dieser postulierte Unterschied läßt sich besonders auf einer Einzelfallebene gut beobachten. Personen, die keine stark ausgeprägten Motive haben, erscheinen im zwischenmenschlichen Umgang sehr angenehm. Sie lassen sich stärker von äußeren Hinweisreizen der Situation leiten und wirken dementsprechend flexibel und wenig "einzelkämpferisch".

Bei Personen, die auf Ebene 5 hohe Werte aufweisen, bekommt man einen ganz anderen Eindruck. Sie wirken gespannter und unzufriedener. Ihre negative Emotionalität und ihr Pessimismus deuten auf starke *unerfüllte* Bedürfnisse, was interessanterweise oft mit einer

klaren expliziten Motivation verbunden ist - das betreffende Motiv wird zwar als wichtig aber unbefriedigt angesehen. In Form eines Exkurses soll abschließend einmal verdeutlicht werden, warum die „Motive“ der fünften Ebene u.U. zu den theoretisch interessantesten des OMT gehören.

4.5.2 Eine evolutionsbiologische Interpretation der 5. Ebene

Die Überlegungen des letzten Abschnittes scheinen auf eine erhebliche *Maladaptivität* der Motive der fünften Ebene zu verweisen. Sie dürften weder in einem kollektivistischen Umfeld funktional sein, weil sie mit einem starrsinnigen Beharren auf eigenen Zielen verbunden sind. Aber auch in ein individualistisches Umfeld scheinen sie nicht zu passen, weil sie mit einer offensichtlichen und für andere ausnutzbaren Schwäche bei der Repräsentation dieser Bedürfnisse und bei der Umsetzung entsprechender Ziele einhergehen. Dies kontrastiert allerdings mit der in dieser Arbeit mehrfach angesprochenen Sichtweise, daß motivationale Phänomene adaptiv sind, weil sie in bestimmten, evolutionär antizipierbaren Kontexten funktionale Verhaltensstrategien begünstigen. Es lohnt sich daher den adaptiven Wert der fünften Ebene einmal vor einem etwas ungewöhnlichen Blickwinkel zu betrachten.

Voland und Voland (1995) beschreiben ein unter sehr ungünstigen Umweltbedingungen auch beim Menschen auftretendes sog. ”Helfer-am-Nest-Syndrom”, bei der Individuen ihre gesamte Energie in den Dienst von nahen Verwandten stellen. Vorrangig geht es hierbei wohl darum, daß ein Helfer auch noch im reifen Erwachsenenalter ”freiwillig” bei den Eltern bleibt, um diese bei der Aufzucht weiterer Nachkommen zu unterstützen, selber aber auf eigene Nachkommen verzichtet. Dieser Verzicht auf eigene Nachkommen wirkt sich u.U. bis auf die neuroendokrinologische Ebene aus, was sich mit dem von Bischof (1985) geprägten Ausdruck der "psychischen Kastration" umschreiben ließe. Aus soziobiologischer Sicht ist bezeichnend, daß das ”Helfer-am-Nest-Syndrom” die Fitneß der Eltern zu Lasten der des Kindes erhöht, was jedoch aufgrund der geteilten Gene zwischen Eltern und ihren Nachkommen evolutionär stabil sein kann (Voland & Voland, 1995).[10]

10 Das ”Helfer-am-Nest”-Syndrom entsteht mit einer gewissen Regelmäßigkeit unter Kontextbedingungen extremer Ressourcenknappheit. Zum Teil dient diese Lebenslaufstrategie auch dem ”Helfer”, da für diesen oft kaum eine Chance auf eigene Reproduktion besteht, und Geschwister genauso nah verwandt sind (r = .5) wie eigene Nachkommen. Dennoch erhöhen die Eltern ihre Fitness auf Kosten des Helfers (siehe Emlen, 1991). Noch heute kann man in traditionell kargen Gegenden (z.B. der Lüneburger Heide und der Elbgest) alte Frauen treffen, die diesen Lebenslauf ”gewählt” haben. Bei der abnehmenden Kinderzahl unserer heutigen Zeit dürfte diese Lebenslaufstrategie zunehmend unwahrscheinlich werden, allerdings interpretieren Voland & Voland

MacDonald (1988) hat über eine weiter verbreitete Spielart dieses Syndroms spekuliert. Da Verwandtschaftskreise stammesgeschichtlich auch als Kern der Gesellschaft angesehen werden können, ist die Bereitstellung von „Helfern“ (z.B. als Soldaten) durch Eltern eine Forderung, die als Preis für deren Mitgliedschaft bezahlt werden muß. Er verweist auf den Gebrauch der Bezeichnung "Schwester" in pflegerischen Berufen, mit dem nach seiner Interpretation zum Teil die aus soziobiologischer Sicht maladaptive Motivation der Aufopferung für Fremde überdeckt werden soll.

Wohl am radikalsten hat Dawkins (1976) dieses Syndrom interpretiert. Eine Motivation zum genetischen Altruismus bezeichnet er als "erweiterten Phänotyp", womit er darauf hin weisen will, daß ein Organismus durchaus nicht immer die eigenen Bedürfnisse umsetzt, sondern die von anderen. Handlungssteuernd ist nicht der Organismus selbst, sondern ein in diesem wirkendes fremdes „Gen“, welches egoistisch die eigenen "Ziele" verfolgt.

So ungewöhnlich diese Gedanken auf den ersten Blick wirken mögen, erscheinen sie mir doch bei der Reflektion über den adaptiven Nutzen der 5. Ebene als ein beachtenswerter Hinweis. In der Motivationsforschung ist die Frage nach dem *Agens* der Motivation von elementarer Bedeutung. Auf den ersten Blick ist diese Frage jedoch unproblematisch - eine hohe Motivation, die auf starken impliziten Motiven beruht, stellt das Selbst als Agens in den Vordergrund. Eine geringe Motivation, die auf einem schwach ausgeprägtem oder ausgeglichenen Motivprofil beruht, impliziert die Anderen und gemeinsame Ziele der Gruppe als Agens der Motivation. Mit der fünften Ebene des OMT, so soll hier spekuliert werden, müssen wir einen weiteren Typus annehmen. Hier *erscheint* das Selbst als Agens, was sich dadurch ausdrückt, daß die mit dieser Ebene verbundene Motivation oberflächlich weit entfernt ist von einer "kollektivistischen" Orientierung und statt dessen egoistisch die eigenen Ziele betont. *Vom Effekt her* kommt sie aber einer kollektivistischen Orientierung nahe. Agens der Motivation ist auf Ebene 5 evtl. ein „erweiterter Phänotyp“ – ein fremdes Interesse, welches sich nicht zu erkennen gibt, weil das Individuum selbst eigene Bedürfnisse von fremden nicht differenzieren kann.

(1995) und Restemeier (1995) Anorexie sowie Enger & Witte (1996) das ”Burnout-Syndrom” im Kontext des ”Helfer-am Nest”-Syndroms.

4.6 Ausblick

Insgesamt bleiben eine Reihe von Fragen in dieser Arbeit ungeklärt. Aus kulturvergleichender Sicht ist die Frage nach interdependenten Formen der Motivation besonders relevant. Es kann bislang nur spekuliert werden, daß die Motive der 2. Ebene eine solche interdependente Variante der individualistischen Motivation reflektieren. Zur Klärung dieser Frage sind kulturvergleichende Untersuchungen dringend notwendig. Die Form der Motivsteuerung in der dritten und vierten Ebene ist empirisch noch nicht eindeutig geklärt. Die Datenlage deutet darauf hin, daß auch O34 (Direktion) einen interdependenten Hintergrund aufweist. Die funktionale Bedeutung besonders der fünften Ebene bleibt noch weitgehend unverstanden. Am OMT-Schlüssel müssen daher Veränderungen vorgenommen werden, und mit jeder theoretischen und empirischen Weiterentwicklung wird auch weiterhin der OMT-Schlüssel einer stetigen Differenzierung unterliegen – ganz besonders im Hinblick auf die kulturvergleichenden Implikationen, welche m.E. einen der spannendsten Ausblicken weiterer Untersuchungen mit dem OMT eröffnen.

Daneben lassen sich auch einige andere Implikationen ableiten, die nun abschließend vor dem Hintergrund aktueller Trends und Themen der psychologischen Forschung diskutiert werden sollen.

4.6.1 Zum Primat der Sozialisation für die Persönlichkeitsentwicklung

In den letzten Jahren ist es zu einer gewissen Modeerscheinung geworden, den Einfluß früher Erfahrungen auf die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes zu bestreiten (Harris, 1995; Halverson & Wampler, 1997). Diese Sicht, die sich auch vermehrt in den Massenmedien wiederfindet, verweist darauf, daß bspw. Korrelationen zwischen elterlichen und kindlichen Persönlichkeitsmerkmalen, die man als Einfluß der Eltern auf das Kind interpretiert hat, tatsächlich in erheblichem Maße den Einfluß geteilter *genetischer* Merkmale zwischen Eltern und ihren Nachkommen ausdrücken. Halverson und Wampler (1997) verweisen auch darauf, daß diese Korrelationen nicht selten den Einfluß der kindlichen Persönlichkeit auf das Verhalten der Eltern widerspiegeln, also eine bislang kaum erörterte umgekehrte kausale Beziehung der Einflußrichtung angenommen werden muß!

"In fact, most of the relations obtained in the socialization literature on parental impact on child functioning may have really been mostly documenting the child main effects on parents Halverson & Wampler, 1997, S. 245)." Und: "... personality traits are simply not very responsive to what parents do: shaping, instruction, punishing, monitoring, discussion, or whatever (ebd. , S. 257)."

Tatsächlich scheinen Befunde aus dem Bereich der Verhaltensgenetik darauf hin zu weisen, daß mindestens 50% der Varianz innerhalb stabiler Persönlichkeitsmerkmale der Kinder genetisch bedingt ist, und daß die restlichen Anteile der Varianz offenbar auf das Konto noch wenig verstandener, von Geschwistern „nicht-geteilter" Umwelteinflüssen geht (Loehlin, 1982; 1989). Insbesondere bei Eigenschaften („Traits“) wie Extraversion, Gewissenhaftigkeit, Freundlichkeit, emotionale Stabilität und Offenheit für Erfahrung erscheint die empirische Evidenz *gegen* die Beeinflussung durch die Eltern durchaus fundiert zu sein - Kinder sind viel resistenter gegenüber den Erziehungsversuchen der Eltern, was deren charakteristische Merkmale und Vorlieben angeht, als man gedacht hat (Plomin, 1986).

Auch für die These, daß Eltern eher auf das "Temperament" des Kindes reagieren als daß sie das Temperament des Kindes beeinflussen, gibt es einige empirische Hinweise: Bestimmte angeborene Eigenschaften des Kindes machen positive oder negative Reaktionen der Eltern wahrscheinlicher (Bell & Chapman, 1986). Kinder mit einem ”schwierigen” bzw. ”aktiven” Temperament geraten mit ihren Eltern häufiger in Konflikte und lösen bei diesen eher Frustration und andere negative Reaktionen aus (Buss, 1981).

Zusammenfassend kann man konstatieren, daß es einige plausible Argumente gegen die Annahme eines signifikanten Einflusses der frühen Sozialisation auf die Persönlichkeitsentwicklung gibt. Offenbar sind zumindest Teile des *Verhaltensstils* einer Person, also die Art und Weise, mit der sie Dinge über ganz verschiedenen Situationen hinweg tut, angeboren. Es muß aber dazu auch angemerkt werden, daß der angeborene Anteil der Persönlichkeit bei relativ stabilen Umweltbedingungen höher zu sein scheint als in Zeiten raschen Wandels (Loehlin, 1982). Chasiotis, Scheffer, Restemeier & Keller (1998) machen hierfür ein evolutionsbiologisches Argument geltend: Der Einfluß der aktuellen Umwelt sollte dann maximiert werden, wenn sie von der früheren Umwelten stark abweicht. Bleibt die Umwelt zwischen den Generationen dagegen konstant, sorgt die genetische Überlappung für eine adaptive Stabilität zwischen Eltern und Kindern.

Dieses Argument von Chasiotis et al. (1998) verweist darauf, daß paradoxerweise gerade eine evolutionsbiologische Sicht eine kontextabhängige *Plastizität* der Persönlichkeit impliziert. Wie paßt dies zu den oben zitierten verhaltensgenetischen Befunden?

Es kann am Beispiel dieser Diskussion verdeutlicht werden, wie gering insgesamt der Einfluß der Motivforschung auf wichtige psychologische Fragestellungen war. Die Diskussion über den relativen Einfluß der Umwelt bzw. des Temperaments auf die Persönlichkeitsentwicklung wurde bislang nahezu ausschließlich über den Verhaltensstil von Personen bzw. „Traits" geführt. „Traits" sind korrelierende Verhaltenmuster, die leicht von anderen und auch einem selbst beobachtbar und daher relativ einfach durch Fragebögen meßbar sind.

Nun hat es nicht an eindringlichen Versuchen von Seiten der Motivforscher gefehlt, darauf hinzuweisen, daß Traits nur *ein Teil* der Persönlichkeit ausmachen, und daß Motive ein davon unabhängiger, wichtiger anderer Teil sind. Winter, Stewart, John, Klohnen, & Duncan (1998) konnten dies jüngst in einer Längsschnittsstudie eindrucksvoll nachweisen. Motive sind eine andere Persönlichkeitsebene als Traits, bei der es ja nicht um die Art und Weise sondern um das „warum" des Verhaltens geht.

In verhaltensgenetischen Untersuchungen wurden implizite Motivtestes bisher noch nie eingesetzt, vielleicht weil sie als „nicht etabliert" genug gelten, vielleicht auch nur aufgrund des damit verbundenen hohen Aufwandes. Für die Sicht des Menschen hat das aber Folgen: Denn auch wenn wir anerkennen, daß der Bedürfniskern von Motiven angeboren ist, zeigen doch u.a. die Befunde dieser Arbeit, daß die wesentlichen Aspekte der Motivgenese durch frühe Kontexte geprägt werden. Daß diese frühen Umwelten evolutionsbiologisch ableitbar sind, verweist erneut auf die Argumentation von Chasiotis et al. (1998) – gerade eine evolutionsbiologische Perspektive rechnet mit einer Beeinflussung der Persönlichkeit durch die Umwelt. Und zwar dann, wenn die makroökologischen Merkmale dieser Umwelt unvorhersagbar und ungünstig sind, so daß bewährte genetische Programme keine maximale Anpassung erreichen können. Gene müssen, um auch in späteren Generationen existent zu sein, flexibel auf die Informationen der Umwelt reagieren; sie können nicht unabhängig von der Umwelt ihren Einfluß ausüben, da dies auf lange Sicht unweigerlich zu ihrer Extinktion führen würde (Dawkins, 1976).

Die „Umwelt evolutionärer Anpassung", denen sich unsere Vorfahren Millionen von Jahren ausgesetzt sahen, ist wahrscheinlich immer phasenweise durch instabile Makrokontexte gekennzeichnet gewesen, in denen schnell neue ökologische Nischen besetzt werden mußten. Und diese Kontexte setzten anders als die, in denen ökologische Nischen konstant und vorhersehbar blieben, eine starke, egoistische Motivation voraus. Und diese egoistischen Motive entstehen folgerichtig in solchen instabilen Kontexten, welche die Strukturmerkmale von Familien beeinflussen, häufiger. Die typischen Interaktionsmuster in Familien werden so zu einem wichtigen Signal für die Beschaffenheit des Makrokontextes, an dem sich die Nachkommen bewußt und unbewußt orientieren. Umwelten, die eine rasche Besetzung neuer Lebensräume erfordern, führen zu Anpassungsleistungen auf der Ebene familiärer Strukturen, indem diese weniger kohäsiv, zwischenmenschliche Beziehungen allgemein flüchtiger und die parentale Investition besonders der Väter geringer werden (Belsky, Steinberg & Draper 1991). Sie signalisieren dem Nachwuchs, sich auf sich die eigenen Motive zu verlassen.

Familiäre Kontexte wie geringe familiäre Kohäsion und geringe Beeinflussung des Kindes durch den Vater können also als familiäre Anpassungsleistung an makroökologische Gegebenheiten verstanden werden, die bei der Entwicklung des Kindes viel bewirken – sich auf die eigenen Motive verlassen, um Ressourcen kämpfen, neue Dinge ausprobieren, nicht altbewährte Strategien verwenden - vor allem, nicht die Strategien der Eltern. Würde man Motivmessungen in verhaltensgenetischen Studien einsetzen, würde man den Befund von Loehlin (1982) komplettieren. Der genetische Anteil der Varianz im Verhalten nimmt in stabilen Umwelten zu, weil der relative Anteil der Traits an der Verhaltenssteuerung zunimmt. In instabilen Umwelten gilt die umgekehrte Beziehung. Der genetische Anteil der Varianz nimmt ab und der Anteil der Umwelt zu, weil das Verhalten stärker durch Motive als durch Traits gesteuert wird.

Die Prägungsvorgänge bei Motiven haben dabei genau wie Traits ein neurophysiologisches Korrelat. Aitken & Trevarthen (1997) betonen, daß die Eltern direkt die neurophysiologischen Strukturen des ZNS von Kindern beeinflussen, indem sie Prozesse der Selektion von Neuronenpopulationen im sich entwickelnden Gehirn steuern: Es überleben in den ersten Lebensmonaten nämlich nur Neuronenpopulationen in den Netzwerken des Neokortex und des limbischen Systems, die durch die soziale Umwelt stimuliert werden - die weniger "relevanten", d.h., durch frühe Stimulation nicht aktivierten, sterben ab. Im frühen Säuglingsalter gibt es zunächst einen Überfluß an Synapsenverbindungen zwischen Neuronenpopulationen, von denen jedoch nur die überleben, die selektiv stimuliert werden.

Diesen Lernvorgang bezeichnen Greenough, Black and Wallace (1987) übrigens als *"experience expectant"*. Dieser Ausdruck soll verdeutlichen, daß es sich bei der Stimulation in diesem Lernvorgang um ”evolutionär antizipierbare” Erfahrungen handeln muß.

Die familiären Umwelten, welche bei der Formung von Motiven eine Rolle spielen sind wahrscheinlich evolutionär antizipierbar. Sie repräsentieren vielleicht den Teil der menschlichen Evolution, der durch Instabilität, schnellen Wandel und Expansion gekennzeichnet gewesen waren. Sie implizieren das Fehlen bestimmter Stimulation (wie Kohäsion), das Verschwinden bestimmter Synapsenverbindungen und so einen Verlust an Verarbeitungs-Möglichkeiten für bestimmte Erfahrungen. Ein Aspekt, der von Menschen, die durch starke implizite Motive angetrieben werden, nicht wahrgenommen wird, sind die kollektivistischen Formen der menschlichen Motivation. Erfährt bspw. ein Individuum in der Umwelt, in die es hineingeboren wird, wenig Kohäsion und Wärme, dann erwartet es später auch keine kohäsiven Beziehungen mehr. Ihr informationsverarbeitendes System bzw. die ”Detektoren” sind auf zwischenmenschliche Distanz geprägt und reagieren daher selektiv auf Distanz. Aus bindungstheoretischer Sicht müßte jemand mit einer solchen selektiven Wahrnehmung ständig sein Bindungsverhaltenssystem aktivieren, welches eigentlich nur für den ”Notfall” einer Trennung evolviert ist, weil er auch "objektive" Nähe zwischen Menschen nicht verarbeitet und statt dessen Distanz oder Ablehnung wahrnimmt. In ambigen Situationen oder Bildvorlagen sieht die Person daher die Notwendigkeit, andere zum Nähesuchen zu bringen. Befunde von McClelland, Patel, Stier & Brown (1987) legen übrigens die Annahme nahe, daß diese selektive Reizverarbeitung im limbischen System lokalisiert sein könnte, einem Teil des ZNS also, welches der bewußten Steuerung vollkommen unzugänglich ist.

4.6.2 Motive und Persönlichkeitsentwicklung

Es erscheint aus praktischer Sicht attraktiv, einmal darüber zu spekulieren, was dies für die Veränderung von Persönlichkeit bzw. die Persönlichkeitsentwicklung bedeuten könnte. Wie lassen sich Motive verändern, die kaum bewußt zugänglich, geschweige denn bewußt ausbaubar zu sein scheinen? Ich vermute, daß es hierzu nur begrenzte, indirekte Möglichkeiten gibt. Zum einen kann man sicherlich versuchen, existierende Motive angemessener, d.h., kontextadäquater zu steuern. Hierfür erscheint es nützlich, gezielt Lern-Kontexte aufzusuchen, die das dominierende Motiv der Person anschalten, um in ihnen dann die motiv-modulierenden affektiv-volitionalen Strategien zu optimieren. Eine ganz andere, vielleicht aber ebenso wichtige Möglichkeit besteht darin, Motive *deaktivieren.* Das Wechselspiel aus beiden Vorgehensweisen erscheint besonders funktional – in manchen

Situationen Energie auf die eigenen Bedürfnisse konzentrieren und Motive handlungsorientiert umsetzen, in anderen Momenten, die eigenen Motive in den Hintergrund stellen und sich durch das Umfeld treiben zu lassen.

Motive fokussieren

Motiventwicklung vollzieht sich aus der hier vertretenen Sicht in Kontexten, die von denen, die man eigentlich anstrebt, *abweichen*. Meine darauf aufbauende Hypothese bezüglich der allgemeinen Motiventwicklung ist die, daß Bindungsmotivierte sich potentiell am stärksten in wenig kohäsiven Umfeldern entwickeln (obwohl oder gerade weil sie kohäsive Kontexte anstreben). Intrinsisch Leistungsmotivierte sollten sich in Umfeldern am besten entfalten, in denen ihnen überhaupt keine klaren Gütemaßstäbe vorgegeben werden, obwohl sie ja die Auseinandersetzung mit „standards of excellence" anstreben. Machtmotivierte schließlich sollten sich am stärksten in Kontexten entwickeln, in denen die Hierarchien flach und ambige sind, obwohl sie die klare Verantwortungsübernahme ja in ihrer Kindheit gerade vermißt haben dürften.

Diese Hypothese, daß für die Entwicklung der Persönlichkeit die Kontexte am günstigsten sind, die den frühkindlichen Kontexten des dominierenden Motivs einer Person gleichen, läßt sich aus der PSI-Theorie ableiten. Nur Umfelder, die starke Bedürfnisse induzieren, ermöglichen und erfordern eine lebenslange Optimierung affektiv-volitionaler Strategien, welche hier als die Basis der *Modulation* von Motiven angesehen werden. Es geht also um das Erlernen effektiver volitionaler Strategien.

Anzustreben ist dabei eine handlungsorientierte Herangehensweise an bedürfniserzeugende Kontexte, die sich einmal durch die Bewältigung von negativem Affekt, den damit verbundenen Zugang zum Extensionsgedächtnis und damit einer stetigen Erweiterung des Selbst auszeichnet. Und zum anderen durch die Mobilisierung von positivem Affekt, von Handlungsenergie, Spontaneität und Kreativität im Umgang mit diesen schwierigen Situationen.

Um diese handlungsorientierte Herangehensweise an herausfordernde Situationen zu lernen, muß man sich wohl oder übel in die Situationen begeben, die auf Grund früher prägender Einflüsse die stärksten Bedürfnisse in einem auslösen. Nur so erscheint es möglich, die

Steuerung von Emotionen zu lernen. Emotionen verdeutlichen die Dringlichkeit von Aspekten der Umwelt, die für die Bedürfnisbefriedigung besonders relevant sind (Frijda, 1986; Izard, 1984; Tomkins, 1981). Ein handlungsorientierter Umgang mit Emotionen entspricht demnach einer Fähigkeit, die Aspekte der Umwelt, die für die Befriedigung von Bedürfnissen ungünstig sind auszublenden und die Aspekte, die der Bedürfnisbefriedigung zuträglich sind, zu betonen.

Die entscheidende Frage lautet nun, ob man die Steuerung von Emotionen, von der gemäß der PSI-Theorie die Verfügbarkeit verschiedener Umsetzungssysteme abhängt, lernen kann. Verschiedene Ansätze legen ein Zwei-Faktoren-Modell der menschlichen Persönlichkeit nahe, welches postuliert, daß diese sich durch eine interindividuell variierende Sensibilität für positive und negative Affekte beschreiben läßt (Eysenck, 1967; Cloninger, 1987; Gray, 1987; Kuhl, 1996; Watson & Tellegen, 1985; Larsen & Katelaar, 1991). Die beiden wichtigsten Traits, Extraversion und emotionale Stabilität (bzw. umgepolt: Neurotizismus) – spiegeln also offenbar in hohem Maße den Einfluß von stabilen affektiv-emotionalen Tendenzen wider (Watson & Tellegen, 1985). Eine hohe Sensibilität für positiven Affekt entspricht dabei dem Konstrukt der Extraversion, welche ein Individuum dazu befähigt, über verschiedenste Situationen hinweg stärker mit positiven Emotionen zu reagieren, nicht aber in Belastungssituationen aversive Gefühle zu spüren. Eine hohe Sensibilität für negativen Affekt ist demgegenüber praktisch deckungsgleich mit Neurotizismus, eine Eigenschaft, die Personen dazu prädisponiert, in unterschiedlichen Situationen intensiver zu leiden (McCrae & Costa, 1980; Watson & Clark, 1997).

Traits können also als „geronnene“ Emotionen bzw. Kapazität, bestimmte Emotionen schneller (d.h. bereits bei geringerem Anlaß) zu fühlen, bezeichnet werden. Wie erwähnt sind diese Traits in recht hohem Maße genetisch bedingt (Loehlin, 1982), was nicht ausschließt, daß sie durch Lernerfahrungen in gewissen Grenzen modifizierbar sind. Die Modulations-Annahmen der PSI-Theorie bieten hier eine optimistische Perspektive an. Wichtig erscheint nämlich für die Motiventwicklung primär nicht die *Sensibilität für Emotionen* („Traits“) sondern vor allem die *Selbststeuerbarkeit* positiver und negativer Affekte. Hierdurch wird der Einfluß des „Temperaments“ deutlich eingeschränkt. Da die Selbststeuerbarkeit von Emotionen, neben angeborenen Faktoren eben durchaus auch durch Lernen und insbesondere durch Kontingenzerfahrungen beeinflußt wird (vgl. das Systemkonditionierungsmodell: Kuhl

& Völker, 1998), kann man annehmen, daß Motive auch im Erwachsenenalter noch umgeformt werden können.

Eine sehr einfache Methode hierfür hat McClelland (1987) vorgeschlagen. Bereits die intensive Auseinandersetzung mit Motiv-Auswertungschlüsseln und ein klares Feedback über motivrelevante Verhaltensstrategien können Motive verändern. Wichtig dürfte es zunächst sein, die Motive der 5. Ebenen durch andere Formen zu ersetzen. Vielleicht ist es am wirkungsvollsten die Motivumsetzung zu internalisieren, wie sie in den Komponenten der ersten Ebene beschrieben ist. Bestimmt ist es am affektiv positivsten. Daß eine solche intrinsische Motivumsetzung jedoch auch immer adaptiv ist, darf getrost bezweifelt werden. Die Adaptivität der individuellen Motivation dürfte immer von dem konkreten Kontext abhängen.

Motive deaktivieren

Für das Wachstum der Persönlichkeit bietet sich daher auch noch eine andere Strategie an. Menschen sollten auch in der Lage sein, ihre Bedürfnisse zuweilen zurückzustellen und so zur Ruhe und Ausgeglichenheit zu finden. Jedenfalls entspricht dies einer in östlichen Kulturen hoch geschätzten Fähigkeit. Für jemanden, der durch ein einzelnes oder sogar durch mehrere starke Motive getrieben ist, dürfte dieser Rat jedoch nur schwer zu erfüllen sein. Das wichtigste Symptom sehr starker Motive - das rastlose Aufsuchen von Situationen, in denen dieses Bedürfnis geweckt und befriedigt werden kann – könnte geradezu Suchtcharakter annehmen. Kann man so ein starkes Motiv überhaupt wieder „abstellen“?

Die Befunde zur Wiederholungsreliabilität (Stabilität über sechs Monate) des OMT zeigen, daß diese unter optimalen Bedingungen im Durchschnitt bei .55 liegt. Vergegenwärtigt man sich noch einmal die Instruktionsbedingung, unter der dieses Ergebnis zustande kam – die Probanden wurden ermuntert, die gleichen Antworten zu geben, wie schon sechs Monate zuvor – muß diese Stabilität insgesamt als nicht sehr hoch angesehen werden. Dies entspricht auch den Befunden zur Stabilität des TAT. Vor dem Hintergrund der hier vertretenen theoretischen Konzeption von Motiven erscheint diese zunächst als verwunderlich. Denn es wurde ja argumentiert, daß stabile Motive durch *Prägungsvorgänge* entstehen, indem frühkindliche Erfahrungen verarbeitet werden. Aus dieser Sicht müßten die OMT-Motive sich als sehr stabil erweisen, d.h. Wiederholungsreliabilitäten haben, die sich auf dem Niveau von Traits bewegen. Daß dies nicht so ist, kann man nun entweder auf die geringe Qualität der

Motivtestung oder aber auf tiefere Gründe zurückführen. Ich möchte letzteres begründen, da dies auch dafür spricht, daß Motive durchaus deaktiviert oder durch andere ersetzt werden können.

Weiter oben wurden Motive als der „Umwelt-erwartende“ Aspekt der Persönlichkeit bezeichnet. Damit sollte ausgedrückt werden, daß Motive durch frühe Merkmale der Umwelt geprägt sind, sich also durch eine hohe Plastizität auszeichnen. Aus evolutionärer Sicht ist es sinnvoll, daß diese Prägungsphasen in der frühen Kindheit etabliert sind, um stabile Verhaltensresultate zu erreichen. Dennoch erscheint es plausibel, daß diese Motivdispositionen nicht fixiert, sondern durch spätere Prozesse modifiziert werden können. Aus evolutionärer Sicht dürfte man annehmen, daß parallel zu den grundlegenden Motivsystemen auch Mechanismen entwickelt haben, die Motive deaktivieren können. Denn kein Organismus sollte Motive verfolgen, deren Umsetzung unmöglich erscheint.

Verschiedene Forschungsansätze unterscheiden zwei Arten von Prozessen im Bewältigungs- und Entwicklungsregulationsverhalten: Die aktive Gestaltung der eigenen Umwelt und Entwicklung einerseits und die Anpassung der eigenen Bedürfnisse und Ziele an die Gegebenheiten der Außenwelt andererseits. Die beiden Prozeßtypen werden unter anderem als alloplastisches und autoplastisches Coping, assimilative und akkomodative bzw. primäre und sekundäre Kontrolle konzeptualisiert (Bischof, 1996; Brandstädter & Renner, 1992; Heckhausen & Schulz, 1995; Heckhausen; 1999).

Primäre Kontrolle richtet sich dabei auf die direkte Beeinflussung der Umwelt durch eigenes Verhalten, sekundäre Kontrolle dagegen auf die Innenwelt der Person und betrifft u.a. Versuche, die eigene Motivation zu beeinflussen (Heckhausen, 1999). Nach diesem Modell dienen primäre und sekundäre Kontrollprozesse der Erfüllung zweier grundlegender Anforderungen an die Entwicklungsregulation: "*Die Selektivität des Verhaltens und die Kompensation von Mißerfolg und Verlust* (ebd., S. 8)."

Unterschieden werden dabei vier Typen von Kontrollverhalten. Die selektive primäre Kontrolle richtet sich unmittelbar auf die Erreichung eines Ziels, für welche verfügbare Ressourcen wie Zeit und Energie aktiv eingesetzt werden. Die kompensatorische primäre Kontrolle wird aktiviert, wenn die unmittelbare Erreichung eines Ziels nicht möglich ist und daher die Hilfe anderer erforderlich wird.

Die selektive sekundäre Kontrolle dient der Volition. D.h., die Motivation wird durch die volitionale Fokussierung interner Ressourcen (Emotionen, Überzeugungen etc.) gegenüber den demotivierenden Folgen von Rückschlägen abgeschirmt. Die kompensatorische sekundäre Kontrolle schließlich wird aktiviert, wenn bei wiederholtem Mißerfolg durch die Distanzierung von dem Ziel exzessive Kosten der Zielverfolgung und der Schutz des eigenen Selbstwertes notwendig werden. Insbesondere dieser letzte Aspekt des Kontrollstrebens ist für die Diskussion der Deaktivierung von impliziten Motiven von Bedeutung.

Bei der kompensatorischen sekundären Kontrolle könnte es sich um einen Kontrollprozeß handeln, welcher Bedürfnisse und Motive an die momentane Situation anpaßt. Der Prozeß der kompensatorischen sekundären Kontrolle verändert Motive, wenn diese in der momentanen Lebenssituation nicht funktional sind. D.h., das Bedürfnis wird solange heruntergeschraubt, bis es sich dem ungünstigen Istwert angepaßt hat. Bei der primären Kontrolle versucht das Individuum dagegen, die äußeren Gegebenheiten den eigenen Motiven anzupassen (Heckhausen & Schulz, 1995).

Man kann der Auffassung sein, daß kompensatorische sekundäre Kontrolle eine Gefahr für den Organismus darstellt, weil das Individuum dadurch primäre Kontrollstrategien vollständig zerstören kann. Die mit dieser Kontrollstrategie verbundenen Illusionen erhöhen zwar das subjektive Wohlbefinden, unterhöhlen jedoch die Handlungskapazität. Andererseits braucht der Mensch aber auch diese Kontrollstrategie, um mit Frustrationen und Unkontrollierbarkeit umgehen zu können. Und sie dürften nützlich sein, wenn einen die früh geprägten impliziten Motive die Person unglücklich machen bzw. sie mit bewußten Werten kollidieren.

Trommsdorf (1993) hat dies am Beispiel Ostdeutscher deutlich gemacht, indem sie darauf verweist, daß das Leistungsmotiv unter den Bedingungen der ehemaligen DDR durch primäre Kontrolle kaum unterstützt werden konnte und auch nach der Wiedervereinigung aufgrund der steigenden Arbeitslosigkeit in den neuen Ländern primäre Kontrollstrategien nicht immer funktional war. Um den Selbstwert zu schützen und andere maladaptive Folgen zu vermeiden, mag es für manchen Ostdeutschen eine angemessene Strategie dargestellt haben, bspw. ein hohes Leistungsmotiv durch kompensatorische sekundäre Kontrolle an den real existierenden

Ist-Wert anzupassen. Trommsdorf (1993) geht jedenfalls von einer ”flexiblen Differenzierung” von primären und sekundären Kontrollüberzeugungen aus.

Für die Stabilität von Motiven könnte dies bedeuten, daß auch starke Motive deaktiviert werden können, was man nur dann als negativ interpretieren kann, wenn man glaubt, daß eine hohe Motivation in allen Kontexten funktional ist. Davon können wir aber nicht ausgehen. In vielen Kontexten, bspw. kollektivistischen Kulturen, sind starke implizite Motive nicht funktional, weil sie zu einer selbstzentrierten Verfolgung der eigenen Bedürfnisse führen. Aber auch in individualistischen Kulturen kann man gelegentlich bemerken, daß Personen mit starken Motiven für ihr Umfeld zu einer großen Belastung werden können und/oder ihre Bedürfnisse sogar in geringerem Maße befriedigen können als es bei einer weniger egozentrischen Motivation der Fall wäre.

Auch dürften recht viele Menschen in Situationen oder Umfelder geraten, die zu ihren impliziten Motiven nicht passen, ohne daß sie jedoch dieses Umfeld ohne weiteres wieder verlassen können. Bspw. dürfte das Flow-Motiv nur in wenigen Berufen angemessen sein. Diese intrinsische Leistungsmotivation läßt eine Person nach Unabhängigkeit und diversiver Exploration streben, was in kaum einem Job verlangt oder ermöglicht wird.

Auch Personen, die sich in ein kollektivistisches Umfeld einpassen wollen, müssen zumindest die eindeutig individualistischen implizite Motive der ersten Ebene deaktivieren, um von den Interaktionspartnern akzeptiert zu werden. Und es gibt noch einen Grund dafür: Ein starkes implizites Motiv verhindert den Aufbau anderer Motive. Für mehr motivationale Vielfalt ist es daher auch notwendig, extreme Motive abzumildern, ein Prozeß, der auch für klinische Zwecke bedeutsam sein könnte. Die Deaktivierung von Motiven schafft Raum für neue Wahrnehmungs- und Handlungsmuster.

Zusammenfassend untermauert diese Schlußbetrachtung die weit verbreitete Auffassung, daß eine *mittlere* Ausprägung von Motiven (bzw. ein mittleres Energieniveau) in den meisten Situation am gesündesten für das Individuum ist. Damit soll nun abschließend auch eine Vorstellung über die frühen Entwicklungskontexte formuliert werden, welche eine mittlere Motivstärke anregen. Es sind dies wohl Kontexte, die sich abwechselnd durch Kohäsion und Distanz, durch einen kontinuierlichen Wechseln des relativen Einflusses wichtiger Bezugspersonen und eine eher dosierte Verstärkung des Individuums durch

Kontingenzerfahrungen auszeichnen. „Normale“ Kontexte also, die dem Kind auch Frustrationstoleranz abverlangen. In solchen Kontexten entwickeln sich vielleicht am ehesten glückliche Individuen, die aber auch ein wenig langweilig wirken können. Extreme Kontexte, die ausgeprägte Motive erfordern, beinhalten dagegen für das Individuum die Chance intensiver Erlebnisse des Glücks aber auch der Verzweiflung. Sie machen Persönlichkeiten interessant und führen gleichzeitig bei ihnen zu einer mehr oder weniger ausgeprägten egoistischen Selbstzentrierung, die es den Interaktionspartnern erschwert, mit dieser Person auszukommen. Kann man sich bewußt für den einen oder anderen Weg entscheiden? Weitere Untersuchungen könnten auf diese Frage eine Antwort geben. Eine interessante Stichprobe hierfür wären Einwanderer. Können sich bspw. Menschen aus individualistischen Kulturen ein eher kollektivistisches Motivprofil erarbeiten, wenn sie lange genug in der fremden Kultur leben? Dazu müßten sie ja u.U. starke Motive deaktivieren. Und umgekehrt, können Personen aus kollektivistischen Kulturen sich Motive aneignen, die in unserer westlichen Welt hoch angesehen sind, in ihrer Heimat jedoch als unangemessen assertiv wirken würden? Und wie kommen Personen mit interdependenter Motivation mit denen aus, die eine selbst-fokussiertes Motivprofil aufweisen? Diese Fragen gewinnen an Bedeutung, wen man sich vergegenwärtigt, daß z.B. in die Bundesrepublik mindestens 200000 Menschen im Jahr einwandern werden müssen, wenn in diesem Land der Wohlstand auch nur annähernd auf dem gleichen Niveau aufrechterhalten werden soll.

4.6.3 Die Messung impliziter Repräsentationen – ein Brennpunkt zukünftiger Diagnostik?

Abschließend sei noch eine Anmerkung zu der Rolle des OMT im Kontext anderer Verfahren zur Messung impliziter Repräsentationen gestattet. Auch wenn an der einen oder anderen Stelle dieser Arbeit vielleicht ein gewisses Konkurrenzverhältnis insbesondere zum TAT aufgebaut worden ist, um bestimmte neuartige Aspekte des OMT hervorzuheben, soll doch keineswegs der Eindruck entstehen, der OMT könne oder solle den TAT ersetzen. Ganz im Gegenteil erscheint es mir eher wichtig, daß der Wettbewerb zwischen verschiedenen Verfahren zur Messung impliziter Repräsentationen wächst, damit das gemeinsame Menschenbild, welches diesen Verfahren zugunde liegt, umso überzeugender nach außen vermittelt werden kann. Dieses Menschenbild wird m.E. von der Überzeugung geprägt, daß das rationale Selbstkonzept des Menschen von einem vorrationalen, impliziten Unterbau abhängt (Bischof, 1993; 1996; McClelland, 1987).

Aus einer evolutionsbiologischen Perspektive ist dies kaum verwunderlich: Bei den bewußten Repräsentationssystemen handelt es sich im evolutionären Maßstab um sehr rezente psychische Organe, die erst im letzten Abschnitt der menschlichen Evolution voll ausgebildet wurden. Stammesgeschichtlich ältere Formen der psychischen Repräsentation haben davor bei der Anpassung an die materielle und soziale Umwelt gute Dienste geleistet und tun dies offenbar noch immer. Dies gilt auch im ontogenetischen Maßstab: Wenn einige der prägenden Einflüsse der Motivgenese bereits in einem vorsprachlichen Alter ablaufen, also auf einer noetischen Bewußtseinsebene (Wheeler, Stuss, & Tulving, 1997) repräsentiert sind, dann hat die menschliche Motivation einen noetischen Bewußtseinskern. Das bedeutet, daß Menschen keine bewußte, episodische Repräsentation ihrer Motive benötigen, um sich motiviert zu verhalten, auch wenn autonoetische Bewußtseinsformen natürlich die Umsetzung von Motiven mitgestalten. Tatsächlich ist darauf verwiesen worden, daß sich in sozialen Interaktionen sogar die weitgehend unbewußten Motive – zumal wenn sie egoistischer Natur sind – besser durchsetzen lassen, weil eine gewisse Selbsttäuschung als Grundlage auch für die Täuschung anderer angesehen werden kann (Chasiotis & Keller, 1992).

Besonders in sozialen Interaktion können implizite Motive daher in höherem Maße verhaltensbestimmend sein als explizite (McClelland et al., 1989). Viele Beispiele aus dem alltäglichen Leben belegen dies. Die Ökonomen beklagen immer häufiger die mangelnde Rationalität von Anlegern an der Börse, die offensichtlich von nicht-rationalen Motiven angetrieben werden. Die Bestände esoterischer Literatur in den Buchhandlungen, die dem Menschen auf der Grundlage fragwürdiger Welt-Theorien Sinn spenden sollen, wachsen stetig. Auch konstatieren Kirchen und Beauftragte der Kommunen einen immer größer werdendes Bedürfnis nach Gemeinschaft und Aufgehobensein von Menschen in Sekten, von denen manche offensichtlich einen ausbeutenden Charakter aufweisen. Diese Beispiele für den irrationalen Kern der menschlichen Motivation ließen sich beliebig verlängern.

Es erscheint mir wahrscheinlich, daß die Erforschung der Entstehung und Wirkung impliziter Repräsentationen in der Psychologie einen zunehmend höheren Stellenwert einnehmen wird, da diese eine wissenschaftliche Erklärung für vorrationales Verhalten (was oft nur bei oberflächlicher Betrachtung „irrational“ erscheint und durchaus einer adaptiven Logik folgen kann) liefern (McClelland, 1987). Auch auf dem Gebiet der Erforschung des Selbstwertes ist die vorrationale Basis psychischer Repräsentationen zum Brennpunkt einer innovativen

Forschungslinie geworden (Bosson, Swann & Pennebaker, 2000; Koole, 2000). Es wurde festgestellt, daß bspw. der positive Bias bei der Selbstbewertung zum Teil impliziter Natur ist und mit der expliziten Selbstbewertung nicht korreliert. Wie auch in der Motivationsforschung (Schutheiss & Brunstein, 1999) stellte sich heraus, daß einige der interessantesten Korrelate des Selbstwertes dann gefunden werden, wenn der explizite und implizite Selbstwert dissoziieren. So konnten bspw. Bosson und Swann (1998, zit. in Bosson, Swann & Pennebaker, 2000) zeigen, daß Narzißmus mit einem hohen expliziten und einem geringem impliziten Selbstwert assoziiert ist. Bemerkenswert ist auch der Befund, daß der implizite *nicht aber der explizite* positive Bias bei der Selbstbewertung auch in kollektivistischen Kulturen auftritt, trotz der Tendenz in diesen Kulturen, individuellen Selbstwert nicht zu betonen (Kitayama & Karasawa, 1997). Dies macht neugierig auf kulturvergleichende Untersuchungen mit dem OMT – in denen man bezüglich der Häufigkeit „individualistischer Motive" in interdependenten Kulturen (zumindest in Subpopulationen) auf Überraschungen gefaßt sein muß.

Bei der Entwicklung geeigneter Meßinstrumente für impliziten Selbstwert treten allerdings ähnliche Probleme auf wie in der Motivationsdiagnostik. So ist bis heute ungeklärt, welches Verfahren die implizite Repräsentation des Selbstwertes am reliabelsten und validesten mißt, wobei insbesondere auch das Problem geringer innerer Konsistenzen dieser Verfahren auftritt (Bosson et al., 2000). Die Herangehensweise an die Diagnostik dieses Gebietes erscheint jedoch zum Teil äußerst vielversprechend und auch für die Motivdiagnostik wegweisend. So messen Greenwald, McGhee & Schwartz (1998) implizite Repräsentationen durch den *Implicit Association Test (IAT),* bei dem die Tendenz von Personen erhoben wird, bspw. Selbst-relevante und nicht-selbst-relevante Wörter automatisch mit affektiv positiven oder negativen Wörtern zu assoziieren. Auch die Bevorzugung von Buchstaben, Personen- und Städtenamen, die mit dem Selbst zusammenhängen (z.B. weil sie an den eigenen Geburtsort erinnern), gilt als ein valides Maß für einen positiven impliziten Selbstwert (Koole, 2000).

Es ist offensichtlich, daß sich die verschiedenen Forschungsgebiete zu impliziten Repräsentationen sehr gut ergänzen könnten. Insbesondere die Erfassung der impliziten, affektiv-evaluativen Netzwerke, die im Laufe der Entwicklung um Bedürfniskerne aufgebaut werden, ist diagnostisch sicherlich eine der größten Herausforderung. Daß dieses Unterfangen bereits auf der Ebene der Bedürfnisrepräsentation von Fragebögen nicht geleistet wird, kann eigentlich nur die überraschen, die einem allzu reduktionistischen Menschenbild anhängen.

Eine stetige Verbesserung des Instrumentariums zur Erfassung impliziter Repräsentationen ist die Voraussetzung dafür, daß die Erforschung der vorrationalen Basis auch der menschlichen Motivation und ihrer volitionalen Steuerung den Stellenwert bekommt, der ihr aufgrund der hohen Validität gebührt. Hierdurch könnte in der Zukunft eine der Grundfragen der Psychologie, warum menschliches Verhalten vom logischen Verstand her oft so schwer zu verstehen und erklären ist, befriedigender als bislang beantwortet werden.

5. Literatur

Adler, A. (1927). *Praxis und Theorie der Individualpsychologie.* München: Bergmann.

Ahnert, L., Krätzig, S., Meischner, T. & Schmidt, A. (1994). Sozialisationskonzepte für Kleinkinder: Wirkungen tradierter Erziehungsvorstellungen und staatssozialistischer Erziehungsdoktrinen im intra- und interkulturellen Ost-West-Vergleich. In G. Trommsdorf (Hrsg.): *Psychosoziale Aspekte des sozio-politischen Wandels in Ostdeutschland* (S. 94 - 110). Berlin: Walter de Gruyter.

Ahnert, L. & Schmidt, A. (1994). Familiäre Anpassungsbelastungen im gesellschaftlichen Umbruch: Auswirkungen auf die frühkindliche Entwicklung. In H. Sydow, U. Schlegel & A. Helmke (Hrsg.): *Chancen und Risiken im Lebenslauf: Beiträge zum gesellschaftlichen Wandel in Ostdeutschland (*S. 2-24). Berlin: Akademie-Verlag.

Ainsworth, M.D.S. (1967). *Infancy in Uganda: infant care and the growth of love.* Baltimore, Maryland: Johns Hopkins University Press.

Ainsworth, M.D.S. (1973). The development of infant-mother attachment. In B.M. Caldwell & H. Ricciuti (Eds.), *Review of child development research, Vol. 3, (*pp 1-94). Chicago: University of Chicago Press.

Ainsworth, M.D.S. (1979). Infant-mother attachment. *American Psychologist, 34,* 932-937.

Ainsworth, M.D.S., Bell, S.M., & Stayton, D.J. (1974). Infant-mother attachment and social development: Socialisation as a product of reciprocal responsiveness to signals. In M.P.M. Richards (Hrsg.): *The integration of a child into a social world* (pp. 99 - 135). London: Cambridge University Press.

Ainsworth, M.D.S., Blehar, M.C., Waters, E., & Wall, S. (1978). *Patterns of attachment. A psychological study of the strange situation.* Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Amthauer, R., Brocke, B., Liepmann, D. & Beauducel, A. (1999). *Intelligenz-Struktur-Test 2000. I-S-T 2000*. Goettingen: Hogrefe.

Atkinson, J.W. (1958). *Motives in fantasy, action, and society.* Princeton, N.J.: Van Nostrand.

Atkinson, J.W. & Birch, D. (1970). *The dynamics of action.* New York: Wiley.

Atkinson, J.W., Bongort, K. & Price, L.H. (1977). Explorations using computer simulation to comprehend TAT measurement of motivation. *Motivation and Emotion, 1,* 1-17.

Atkinson, J.W. & Feather, N.T. (1966). *A theory of achievement motivation.* New York: Wiley.

Atkinson, J.W., Heyns, R.W. & Veroff , J. (1954). The effect of experimental arousal of the affiliation motive on thematic apperception. *Journal of Abnormal and Social Psychology, 49,* 405-410.

Atkinson, J.W. & McClelland, D.C. (1948). The projective expression of needs: II. The effect of different intensities of the hunger drive on thematic apperception. *Journal of Experimental Psychology, 33,* 643-658.

Atkinson, J.W. & O' Connor (1966). Neglected factors in studies of achievment-oriented performance: Social approval as an incentive and performance decrement. In J.W. Atkinson & N.T. Feather (Eds.): *A theory of achievement motivation.* New York: Wiley.

Baumann, N. (1999). *Selbst- versus Fremdbestimmung: Zum Einfluß von Stimmung, Bewußtheit und Persönlichkeit.* Dissertation, Universität Osnabrück.

Baumeister, R. F. & Leary, M. R. (1995). The need to belong: desire for interpersonal attachments as a fundamental human motivation. *Psychological Bulletin, 117,* 497-529.

Beckmann, J. (1997). *Alienation and conformity.* Eingereichtes Manuskript. Max-Planck-Institut für Psychologische Forschung. München.

Beckmann, J. & Kuhl, J. (1984). Altering information to gain action control: Functional aspects of human information-processing in decision-making. *Journal of Research in Personality, 18,* 223-237.

Bell, R.Q. & Chapman, M. (1986). Child effects in studies using experimental or brief longitudinal approaches to socialization. *Developmental Psychology, 22,* 595-603.

Belsky, J., Steinberg, L. & Draper, P. (1991). Childhood experience, interpersonal development, and reproductive strategy: An evolutionary theory of socialisation. *Child Development, 62*, 647 - 670.

Berry, D.C. & Broadbent, D.E. (1987). On the relationship between task performance and associated verbalizable knowlegde. *Quarterly Journal of Experimental Psychology, 36,* 209-231.

Biller, H.B. (1993). *Fathers and families. Paternal factors in child development.* Westport, CT: Auburn House.

Bischof, N. (1975). A systems approach towards the functional connections of attachment and fear. *Child Development, 46,* 801-817.

Bischof, N. (1985). Das Rätsel Ödipus: Die biologischen Wurzeln des Urkonfliktes von Begegnung und Autonomie. München Zürich: Piper.

Bischof, N. (1993). Untersuchungen zur Systemanalyse der sozialen Motivation I: Die Regulation der sozialen Distanz - Von der Feldtheorie zur Systemtheorie. *Zeitschrift für Psychologie 201*, 5-43.

Bischof, N. (1996). *Das Kraftfeld der Mythen. Signale aus der Zeit, in der wir die Welt erschaffen haben.* München: Piper.

Blickle, G. (1996). Kodierung des Leistungsmotivs mit dem Inhaltsschlüssel nach McClelland, Atkinson, Clark und Lowell. *Forschungsberichte des Fachbreichs Psychologie.* Universität Koblenz-Landau.

Block; J. (1995). A contrarian view of the Five-Factor Approach to personality description. *Psychological Bulletin, 117,* 187-215.

Bond, M.H. (1986). *The psychology of Chinese people.* New York: Oxford University Press.

Bonta, B.D. (1997). Cooperation and Competition in peaceful societeies. *Psychological Bulletin, 121,* 299-320.

Bortz, J. (1993). *Statistik für Sozialwissenschaftler*. Berlin: Springer.

Bosson, J.K., Swann, W.B., Jr. & Pennebaker, J.W. (2000). Stalking the perfect measure of implicit self-esteem: The blind men and the elephant revisited? *Journal of Personality and Social Psychology, 79,* 631-643.

Boszormenyi-Nagy, I. & Spark, G. (1973). *Invisible Loyalities: Reciprocity in intergenerational family therapy*. New York: Harper and Row.

Bowlby, J. (1959). Über das Wesen der Mutter-Kind-Bindung. *Psyche, 13,* 437-445.

Bowlby, J. (1982). *Attachment and loss: Vol. 1. Attachment.* (2d rev. Ed.) New York: Basic Books.

Brähler, E. & Richter, H.-E. (1995). Deutsche Befindlichkeiten im Ost-West-Vergleich. *Psychosozial,* 18(1), S. 7 - 20.

Bray, D.W., Campbell, R.J. & Grant, D.L. (1974). *Formative years in business. A long-term AT&T study of managerial lives.* New York: Wiley.

Broverman, D.M., Jordan, E.J. & Phillips, L. (1959). Achievement motivation in phantasy and action. *Journal of Abnormal Social Psychology,60,* 374-378.

Brunstein, J.C., Schultheiss, O.C. & Grässmann, R. (1998). Personal goals and emotional well-being: The moderating role of motive dipositions. *Journal of Personality and Social Psychology, 75,* 494-508.

Buss, D.M. (1981). Predicting parent-child interactions from children`s activity level. *Developmental Psychology, 17,* 59-65.

Buss, A.H. & Plomin, R. (1984). *Temperament: Early-developing personality traits.* Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Caligiuri, P.M., Hyland, M.M., Joshi, A. & Bross, A. (1998). Testing a theoretical model for examining the relationship between family adjustment and expatriates work adjustment. *Journal of Applied Psychology, 83,* 598-614.

Chasiotis, A. (1995). Die Mystifikation der Homöostase: Das sozioemotionale Gegenseitigkeitsempfinden als grundlegende psychische Dimension. *Gestalt Theory, 17*, 88-129.

Chasiotis, A. (1998). Natürliche Selektion und Individualentwicklung. In H. Keller (Hrsg.), *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie,* S. 171-206. Bern: Huber.

Chasiotis, A. (1999). *Kindheit und Lebenslauf. Untersuchungen zur evolutionären Psychologie der Lebensspanne.* Bern: Huber.

Chasiotis, A. & Keller, H. (1992). Zur Relevanz evolutionsbiologischer Überlegungen für die klinische Psychologie. Psychoanalytische und interaktionistische Ansätze im Lichte der Kleinkindforschung. *Integrative Therapie 1-2*, 74-100.

Chasiotis, A. & Keller, H. (1993a). Evolution, kulturvergleichende Entwicklungspsychologie und frühkindlicher Kontext. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 13*, 102-115.

Chasiotis, A. & Keller, H. (1993b). Die menschliche Kindheit und die Kindheit der Menschheit. In: E. Voland (Ed.), *Evolution und Anpassung* (S. 68-82). Stuttgart: Hirzel.

Chasiotis, A. & Keller, H. (1994). Evolutionary psychology and developmental cross-cultural psychology. In A.-M. Bouvy, F. v. d. Vijver, P. Boski & P. Schmitz, (Hrsg.), *Journeys into cross-cultural psychology. Selected papers from the 11th International Conference of the International Association for Cross-Cultural Psychology* (pp. 68-82). Lisse: Swets and Zeitlinger.

Chasiotis, A. & Scheffer, D. (1998). Abschlußbericht des DFG-Projektes *"Familiäre Entwicklungsmuster im Deutschland nach der Vereinigung - Eine empirische Überprüfung der evolutionären Sozialisationstheorie"*.

Chasiotis, A., Scheffer, D., Restemeier, R. & Keller, H. (1998). Intergenerational context discontinuity affects the onset of puberty: A comparison of parent-child dyads in West and East Germany. *Human Nature, 9,* 321-339.

Chasiotis, A. & Voland, E. (1998). Geschlechtliche Selektion und Individualentwicklung. In H. Keller (Hrsg.), *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie (*S. 563-595). Bern: Huber.

Child, I.L., Storm, T. & Veroff, J. (1958). Achievement themes in folk tales related to socialization practice. In J.W. Atkinson (Ed.), *Motives in fantasy, action and society (*pp. 479-492). Princeton, N.J.: Van Nostrand.

Chorpita, B.F. & Barlow, D.H. (1998). The development of anxiety: The role of control in the early environment. *Psychological Bulletin, 124,* 3-21.

Cloninger, C.R. (1987). A systematic method for clinical description and classification of personality variants. *Arch Gen Psychiatry*, 44, 573-587.

Comer, R.J. (1995). *Klinische Psychologie.* Heidelberg: Spektrum Verlag.

Conger, R.D., Conger, K.J., Elder, G.H., Lorenz, F.O., Simons, R.L. & Whitbeck, L.B. (1992). A family process model of economic hardship and adjustment of early adolescent boys. *Child Development*, *63*, 526 - 541.

Conger, R.D., Conger, K.J., Elder, G.H., Lorenz, F.O., Simons, R.L. & Whitbeck, L.B. (1993). A family process model of economic hardship and adjustment of early adolescent girls. *Developmental Psychology*, *29*, 206 - 219.

Connors, C.K. (1963). Birth order and needs for affiliation. *Journal of Personality, 31,* 408-416.

Cosmides, L. (1989). The logic of social exchange: Has natural selection shaped how humans reason? Studies with the Wason selection task. *Cognition, 31*, 187-276.

Cosmides, L. & Tooby, J. (1992). Cognitive adaptions for social exchange. In: J. Barkow, L. Cosmides & J. Tooby (Eds.), *The adapted mind. Evolutionary psychology and the generation of culture* (pp. 163-228). Oxford: Oxford University Press.

Costa, P.T. & McCrae, R.R. (1985). *The NEO Personality Inventory manual.* Odessa, Fl: Psychological Assessment Resources.

Csikszentmihalyi, M. (1975). *Beyond boredom and anxiety.* San Francisco: Jossey-Bass.

Csikszentmihalyi, M. (1990). *Flow.* New York: Harper & Row.

Dalton, M., Lombardo, M.M., McCauley, C.D., Moxley, R. & Wachholz, J. (1997) *Benchmarks (übersetzt und bearbeitet von R. Horn und G. Heyde).* Frankfurt: Swets Test Service.

Davison, G. C. & Neale, J.M. (1996). *Abnormal Psychology.* New York: John Wiley & Sons.

Dawkins, R. (1976). *The Selfish Gene.* Oxford, U.K.: Oxford University Press.

Deci, E. L., & Ryan, R. M. (1991). A motivational approach to self: Integration in personality. In E. Dienstbier (Ed.), *Nebraska Symposium on Motivation, Volume 38: Perspectives on motivation* (pp. 237-288). Lincoln, NE: University of Nebraska Press.

Diaz, A. J. (1982). *An empirical study of the effect of CEO motives on intra-industry performance with examples drawn from US and Japanese automanufacturers.* Zit. In: McClelland, D.C. (1987). Human motivation. Cambridge University Press.

Dibbelt, S. (1997). *Wechseln und Beibehalten von Zielen als Subfunktion der Handlungskontrolle.* Dissertation. Universität Onsbarück.

Diefendorff, J.M., Hall, R.J., Lord, R.G. & Strean, M.L. (2000). Action-State Orientation: Construct validity of a revised measure and its relationship to work related variables. *Journal of Applied Psychology, 85*, 250-263.

Diehl, M, Elnick, A. B., Bourbeau, L.S. & Labouvie-Vief, G. (1998). Adult Attachment Styles: Their relations to family context and personality. *Journal of Personality and Social Psychology, 74,* 1656-1669.

Dix, T. (1991). The affective organization of parenting: Adaptive and maladaptive processes. *Psychological Bulletin, 110,* 3-25.

Döring, N. & Bortz, J. (1993). Psychometrische Einsamkeitsforschung: Deutsche Neukonstruktion der UCLA Loneliness Scale. *Diagnostica, 39,* 224 - 239.

Draper, P. & Harpending, H. (1982). Father absence and reproductive strategy: An evolutionary perspective. *Journal of Anthropological Research*, *38*, 255-273.

Eckensberger, L. & Keller, H. (1998). Menschenbilder und Entwicklungskonzepte. In H. Keller (Hrsg.), *Lehrbuch Entwicklungspsychologie, (*S. 11-56). Bern: Huber.

Edwards, D.J.A. (1980). On the validity of projective measures of interpersonal distance. *Perceptual and Motor Skills, 50,* 43-50.

Elder, G.H. (1974). *Children of the Great Depression: Social change in life experience.* Chicago: University of Chicago Press.

Enger, H. & Witte, H.G. (1996). *Der Zusammenhang zwischen Entwicklungs- und Arbeitspsychologie am Beispiel des Burnout-Syndroms in der Krankenpflege.* Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Osnabrück.

Erez, M. (1994). Toward a model of cross-cultural industrial and organizational psychology. In H.C.Triandis, M.D. Dunnette & L.M. Hough (Eds.), *Handbook of Industrial and Organizational Psychology, Vol. 4* (pp. 559-607). Palo Alto, CA: Consulting Psychologists Press.

Eye von, A., Kreppner, K. Weßels, H. (1994). Log-linear modelling of categorical data in developmental research. In D.L. Featherman, R.M. Lerner & M. Perlmutter (Eds.), *Life-span development and behavior, Vol. 12,* S. Hillsdale, N.J. Lawrence Erlbaum Ass.

Eysenck, H.J. (1967). *The biological basis of personality.* London: Thomas.

Feldman, S.S. & Gehring, T.M. (1988). Changing perceptions of family cohesion and power across adolescence. *Child Development, 59,* 1034 - 1045.

Ford, M.E. (1992). *Motivating humans. Goals, emotions, and personal agency beliefs.* Newbury Park, CA: Sage.

Fiedler, F.E. (1971). Validation and extension of the contingency model of leadership effectiveness: A review of empirical findings. *Psychological Bulletin, 76,* 128-148.

Fiedler, P. (1995). *Persönlichkeitsstörungen.* Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Fienberg, S. (1980). *The analysis of cross-classified categorial data.* Cambridge, MA: MIT.

Frijda, N.H. (1986). *The emotions.* Cambridge: Cambridge University Press.

Gehring, T.M. (1993a). *Familien-System-Test. Manual.* Weinheim: Beltz.

Gehring, T.M. (1993b). The architecture of family structures: Toward a spatial concept of measuring cohesion and hierarchy. *Family-Process, 32,* 135-139.

Gehring, T.M., Marti, D. & Sidler, A. (1994). Are parents' and childrens' family constructs either different or similar, or both? *Child Psychiatry and Human Development,* 25, 125-137.

Gehring, T.M. & Schultheiss, R.B. (1987). Spatial representation and assessment of family relationships. *American Journal of Family Therapy,* 15, 261 -264.

Goschke, T. (1997). Zur Funktionsanalyse des Willens: Integration kognitions-, motivations- und neuropsychologischer Perspektiven. *Psychologische Beiträge, Bd. 39,* 375-412.

Gough, H.G. & Heilbrun, A.B. Jr. (1980). *The revised Adjective Check List manual.* Palo Alto: CPP. Deutsche Fassung von A.B. Weinert, Universität der Bundeswehr Hamburg, 1988.

Goleman, D. (1997). *Emotionale Intelligenz.* München: DTV.

Gray, J.A. (1987). *The psychology of fear and stress*. (2nd ed.). Cambridge: University Press.

Green, J.A. (1988). Loglinear analysis of cross-classified ordinal data: Applications in developmental research. *Child Development, 59,* 1-25.

Greenwald, A.G., McGhee, D.E. & Schwartz, J.L. (1998). Measuring individual differences in implicit cognition: The implicit association test. *Journal of Personality and Social Psychology, 74,* 1464-1480.

Grossmann, K.E., Becker-Stoll, F., Grossmann, K., Kindler, H., Schieche, M., Spangler, G., Wensauer, M. & Zimmermann, P. (1997). Die Bindungstheorie. Modell, entwicklungspsychologische Forschung und Ergebnisse. In H. Keller (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung* (2. Überarb. Aufl., S. 51 -95). Bern: Huber.

Haider-Hasebrink, F. (1990). *Explizites versus implizites Wissen und Lernen.* Dissertation zur Erlangung eines Doktors der Philosophie des Fachbereichs Pädagogik der Universität der Bundeswehr Hamburg.

Haider, F. (1999). *Implizites Wissen: Anmerkungen aus der Perspektive der experimentellen Psychologie.* Unveröffentlichtes Manuskript.

Halverson Jr., C.F. & Wampler, K. (1997). Family influences on personality development. In R. Hogan, J. Johnson and S. Briggs (eds.), *Handbook of personality psychology* (pp. 241-267). San Diego: Academic Press.

Harlow, H.F. (1958). The nature of love. *American Psychologist, 13,* 673-685.

Harris, J.R. (1995). Where is the child`s environment? A group socialization theory of development. *Psychological Review, 102,* S. 458-489.

Hatta, T. & Tsukiji, N. (1993). Characteristics of Japanese family: Evidence from the results of the doll location test by university students. *Psychologia: An international journal of Psychology in the Orient, 36,* 235-240.

Hazan, C. & Shaver, P.R. (1987). Romantic love conceptualized as an attachment process. *Journal of Personality and Social Psychology, 52,* 511-524.

Hayaschi, C. (1988). *National character of the Japanese.* Tokyo: Statistical Bureau, Japan.

Heckhausen, H. (1963a). *Hoffnung und Furcht in der Leistungsmotivation.* Meisenheim: Hain.

Heckhausen, H. (1963b). Eine Rahmentheorie der Motivation in zehn Thesen. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie, 10,* 604-626.

Heckhausen, H. (1966). Einflüsse der Erziehung auf die Motivationsgenese. In T. Herrmann (Hrsg.), *Psychologie der Erziehungsstile* (S. 131-169). Göttingen: Hogrefe.

Heckhausen, H. (1972). Die Interaktion der Sozialisationsvariablen in der Genese des Leistungsmotivs. In C.F. Graumann (Ed.), *Handbuch Psychologie, Bd. 7,* S. 955-1019. Göttingen: Hogrefe.

Heckhausen, H. (1989). *Motivation und Handeln (2. Auflage).* Berlin: Springer-Verlag.

Heckhausen, H. & Weiner, B. (1972). The emergence of a cognitive psychology of motivation. In P.C. Dodwell (Ed.), *New horizons in psychology 2, (*pp. 126-147). Harmondsworth, England: Penguin Books.

Heckhausen J. (1999). *Entwicklungsregulation beim Übergang von der schulischen in die berufliche Ausbildung oder gymnasiale Oberstufe: Anforderungsabhängige Veränderungen im primären und sekundären Kontrollstreben.* Max-Planck- Institut für Bildungsforschung, Berlin (Antrag auf Sachmittelbeihilfe bei der DFG).

Heckhausen, J. & Mayr, U. (1998). Entwicklung im Erwachsenenalter: Entwicklungsregulation durch primäre und sekundäre Kontrolle. In H. Keller (Hg.), *Lehrbuch Entwicklungspsychologie (*S. 399-422). Bern: Huber.

Heckhausen, J. & Schulz, R. (1995). A life-span theory of control. *Psychological Review*, *102*, 284-304.

Heckhausen, J., Wrosch, C. & Fleeson, W. (1998). *Developmental regulation before and after a developmental deadline: The sample case of „biological clock" for child-bearing.* Unpublished manuscript, Max Planck Institute for Human Development, Berlin, Germany.

Hetherington, E.M. (1972). Effects of father-absence on personality development in adolescent daughters. *Developmental Psychology, 7,* 313—326.

Hildebrand, S. (2000). *Leistungsmotivation und Kultur. Empirischer Vergleich deutscher und französischer Bankmitarbeiter.* Dissertation, Universität Osnabrück.

Hildebrand, S. & Scheffer (1999). Implizite Wertestrukturen im Kulturvergleich – eine empirische Untersuchung in deutschen und französischen Großbanken. *Vortrag gehalten auf der 1. Tagung für Arbeits- und Organisationspsychologie in Marburg*.

Hofer, M (1987). Early social relationships: A psychobiologist' s viewpoint. *Child Development, 58,* 633-647

Hofstede, G. (1980). *Culture`s Consequences.* Bervely Hills, CA: Sage.

Hogan, J. & Ones, D.S. (1997). Conscientiousness and integrity at work. In R. Hogan, J. Johnson and S. Briggs (eds.), *Handbook of personality psychology (*pp. 849-870). San Diego: Academic Press.

Hogan, J., Hogan, R. & Weinert, A.B. (1996). Motives, Values, Preferences inventory manual. Deutsche Fassung von A.B. Weinert, Universität der Bundeswehr Hamburg, 1996.

Hogan, R. (1996). A socioanalytic perspective on the five-factor model. In J.S. Wiggins (Ed.), *The five-factor model of personality: Theoretical perspectives (*pp. 163-179). New York: Guilford Press.

Holland, J.L. (1985). *Making vocational choices: A theory of vocational personalities and work environments.* Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

Hossiep, R. & Paschen, M. (1996). *Bochumer Inventar zur berufsbezogenen Persönlichkeitsbeschreibung (BIP).* Göttingen: Hogrefe.

Immelmann, K. & Keller, H. (1988). Die frühe Entwicklung. In K. Immelmann, K.R. Scherer, C. Vogel & P. Schmook (Hrsg.), Psychobiologie – Grundlagen des Verhaltens (S. 133-180). München.

Izard, C.E. (1984). Emotion-cognition relationships and human development. In C.E. Izard, J. Kagan & R.B. Zajonc (Eds.), *Emotions, cognition, and behavior* (pp. 17-37). Cambridge: Cambridge University Press.

Karmiloff-Smith, A. (1986). From meta-processes to conscious access: Evidence from children`s metalinguistic and repair data. *Cognition, 23,* 95-147.

Kazén, M., Baumann, N. & Kuhl, J. (2000)

Kashima, Y. & Callan, V.C. (1994). The Japanese work group. In H.C.Triandis, M.D. Dunnette & L.M. Hough (Eds.), *Handbook of Industrial and Organizational Psychology, Vol. 4* (pp. 609-646). Palo Alto, CA: Consulting Psychologists Press.

Keller, H. (1992). The development of exploratory behavior. *German Journal of Psychology*, *16*, 120-140.

Keller, H. (1997a). Evolutionary approaches. In J. Berry, Y. Poortinga, & J. Panndey (Eds.), *Handbook of cross-cultural psychology, Vol. 1, Theory and method* (pp. 215-255) Boston: Allyn & Bacon.

Keller, H. (1997b, 2. Aufl.). Entwicklungspsychopathologie: Das Entstehen von Verhaltensproblemen in der Frühesten Kindheit. In H. Keller (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung* (S. 625-641). Bern: Huber.

Keller, H. (1997c, 2. Aufl.). Kontinuität und Entwicklung. In H. Keller (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung.* (S. 235-258). Bern: Huber.

Keller, H. (Hrsg.) (1998). *Lehrbuch Entwicklungspsychologie*. Bern: Huber.

Keller, H. (2000). Human parent-child relationships from an evolutionary perspective. *American Behavioral Scientist, 43,* 957-969.

Keller, H. & Eckensberger, L. (1998). Kultur und Entwicklung. In H. Keller (Hrsg.), *Lehrbuch Entwwicklungspsychologie (*S. 57-96). Bern: Huber.

Keller, H. & Gauda, G. (1987). Eye contact in the first months of life and its developmental consequences. In H. Rauh & H.-Ch. Steinhausen (Hrsg.), *Psychobiology and early development* (pp. 129-143). Amsterdam: Elsevier.

Keller, H., Chasiotis, A. & Runde, B. (1992). The existence of intuitive parenting programs in German, US-American and Greek parents of three month old infants. *Journal of Cross-Cultural Psychology, 23*, 510-520.

Keller, H. & Chasiotis, A. (1993). Frühkindliche Pflegepraktiken. In: M. Markefka & B. Nauck (Hrsg.): Handbuch der Kindheitsforschung (S. 443-464). Neuwied: Luchterhand.

Keller, H., Chasiotis, A., Zach, U., Völker, S. & Lohaus, A. (in Vorb.). *Developmental pathways to individualism and interrelatedness.*

Keller, H., Lohaus, A., Völker, S., Cappenberg, M. & Chasiotis, A. (1999). Temporal contingency as a measure of interactional quality. *Child Development, 70,* 474-485.

Keller, H. & Voss, H.-G. (1976). *Neugier und Exploration. Theorien und Ergebnisse.* Stuttgart: Kohlhammer.

Keller, H., Völker, S. & Zach, U. (1997). Attachment in cultural context. *ISSBD Newsletter*, *31*(1), 1-3.

Kennedy, J.J. (1983). *Analyzing qualitative data.* New York: Praeger.

King, L.A. (1995). Wishes, motives, goals, and personal memories: Relations of measures of human motivation. *Journal of Personality, 63,* 985-1007.

Kirsner, K., Speelman, C. Maybery, M., O'Brien-Malone, A., Anderson, M. & McLeod (1998). *Implicit and explicit mental processes.* Mahwah, NJ: Erlbaum.

Kitayama, S. & Karasawa, M. (1997). Implicit self-esteem in Japan: Name letters and birthday numbers. *Personality and Social Psychology Bulletin, 23,* 736-742.

Koole, S.L. (2000). *Positivity in self-evaluation.* Kurt Lewin Institut.

Kornadt, H.-J., Eckensberger, L. H. & Emminghaus, W. B. (1980). Cross-cultural research on motivtaion and its contribution to a general theory of motivation. In H. C. Triandis und W. Lonner (eds.): *Handbook of cross-cultural psychology. Basic processes. Vol. 3.* (pp. 223-321). Boston: Allyn and Bacon.

Kriz, J. (1991). Grundkonzepte der Psychotherapie. Eine Einführung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Kuhl, J. (1972). *Zum Problem der Eindimensionalität der Messung von Leistungsmotivation mittels des Heckhausen-TAT.* Unveröffentlichte Diplomarbeit. Ruhr-Universität Bochum. WEG

Kuhl, J. (1978a). Situations-, reaktions- und personbezogene Konsistenz des Leistungsmotivs bei der Messung mittels des Heckhausen-TAT. *Archiv für Psychologie, 130,* 37-52.

Kuhl, J. (1978b). Standard setting and risk preference: An elaboration of the theory of achievement motivation and an empirical test. *Psychological Review, 85,* 239-248..

Kuhl, J. (1979). The dynamic theory of achievement motivation: from episodic to dynamic thinking. *Psychological Review, 86,* S. 141-151.

Kuhl, J. (1981). Motivational and functional helplessness: The moderating effect of state versus action orientation. *Journal of Personality and Social-Psychology, 40,* 155-170.

Kuhl, J. (1983). *Motivation, Konflikt und Handlungskontrolle*. Heidelberg: Springer-Verlag.

Kuhl, J. (1984). Volitional aspects of achievement motivation and learned helplessness: Toward a comprehensive theory of action control. In B.A. Maher & W.A. Maher (Eds.), *Progress in experimental personality research* (pp. 99-171). New York: Academic Press.

Kuhl, J. (1994). Motivation and Volition. In G. d'Ydevalle, Bertelson & Eelen (Eds.), *Current advances in psychological science: An international perspective*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Kuhl, J. (1996). Who controls whom when 'I control myself'? *Psychological Inquiry, 7*, 61-68.

Kuhl, J. (1998). Wille und Persönlichkeit: Funktionsanalyse der Selbststeuerung. *Psychologische Rundschau, 49,* 61-77.

Kuhl, J. (2000). *A Functional Design Approach to Personality and Motivation: Centrally versus Locally Organized Dynamic Interactions Among Affective and Cognitive Systems*. Eingereichtes Manuskript. Universität Osnabrück.

Kuhl, J. (2001). *Motivation und Persönlichkeit: Interaktion psychischer Systeme*. Göttingen: Hogrefe.

Kuhl, J. & Beckmann, J. (1985). *Action control theory: From cognition to behavior.* New York: Springer.

Kuhl, J. & Beckmann, J. (Hrsg.) (1994a). *Volition and Personality. Action versus state orientation.* Göttingen: Hogrefe.

Kuhl, J. & Beckmann, J. (1994b). Alienation: Ignoring one's preferences. In J. Kuhl. & J. Beckmann (Hrsg.). *Volition and Personality. Action versus state orientation* (S. 375-390).Göttingen: Hogrefe.

Kuhl, J. & Fuhrmann, A. (1998). Decomposing self-regulation and self-control: The Volitional Components Inventory. In J. Heckhausen & Dweck, C. S. (Eds), *Motivation and self-regulation across the life span, pp. 15-49*. New York, NY, USA: Cambridge University Press.

Kuhl, J. & Helle, P. (1986). Motivational and volitional determinants of depression: The degenerated-intention hypothesis. *Journal of Abnormal Psychology, 95,* 247-251.

Kuhl, J. & Kazén, M. (1994). Self-discrimination and memory: State orientation and false self-ascription of assigned activities. *Journal of Personality and Social Psychology, 66,* 1103-1115.

Kuhl, J. & Kazén, M. (1997). *Persönlichkeits-Stil-und-Störungsinventar (PSSI): Handanweisung.* Göttingen: Hogrefe.

Kuhl, J. & Kazén, M. (1999). Volitional faciliation of difficult intentions: joint activation of intention memory and positive affect removes stroop interference. *Journal of Experimental Psychology: General, 128,* 382-399.

Kuhl, J. & Kraska, K. (1992). *Der Selbstregulations- und Konzentrationstest für Kinder (SRKT-K).* Göttingen: Hogrefe.

Kuhl, J. & Scheffer, D. (1999). *Auswertungsmanual für den Operanten Motiv-Test (OMT)*. Unveröffentlichtes Manuskript.

Kuhl, J., Scheffer, D. & Eichstaedt, J. (2000, im Druck). Der Operante Motiv-Test. In W. Sarges & H. Wottawa (Hrsg.), *Handbuch wirtschaftspsychologischer Testverfahren.* Lengerich: Papst.

Kuhl, J. & Völker, S. (1998). Entwicklung und Persönlichkeit. In H. Keller (Hrsg.), *Lehrbuch Entwicklungspsychologie (207-240)*. Bern: Huber.

Kuhl, J. & Wessel, T. (1994). *Motives, volitional inhibition, and personality disorders: Differential validity of self-report, projective, and semi-projective measures of achievement, affiliation, and power motives*. Vorpublikationsabzug. Universität Osnabrück.

Kuhl, J. & Weiss, M. (1994). Performance deficits following uncontrollable failure: Impaired action control or global attributions and generalized expectancy deficits? In J. Kuhl & J. Beckmann (Eds.), *Volition and personality: Action versus state orientation* (pp. 317-328). Göttingen: Hogrefe.

Landes, D.S. (1998). *The wealth and poverty of nations. Why some are so rich and some so poor.* New York: Norton.

Larsen, R.J., & Ketelaar, T. (1991). Personality and susceptibility to positive and negative emotional states. *Journal of Personality and Social Psychology, 61,* 132-140.

Lewin, K. (1926). Über die Ursachen des seelischen Geschehens. *Psychologische Forschung, 7,* 310-316.

Locke, E.A. & Latham, G.P. (1990). *A theory of goal setting and task performance*. Eglewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall.

Loehlin; J.C. (1982). Are personality traits differentially heritable? *Behavior Genetics, 12,* 417- 428.

Loehlin, J.C. (1989). Partitioning environmental and genetic contributions to behavioral evelopment. *American Psychologist, 44,*1285 - 92.

Lohaus, A., Keller, H., Völker, S., Cappenberg, M. & Chasiotis, A. (1997). Intuitive parenting and infant behavior: Conception, implications, and empirical validation. *Journal of Genetic Psychology, 158,* 271-286.

Lohaus, A., Völker, S. Keller, H. Cappenberg, M. & Chasiotis, A. (1998). Wahrgenommene kindliche Problemlage und mütterliche Interaktionsqualität: Eine längsschnittliche Zusammenhangsanalyse. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 30,* 111-117.

Lundy, A. & Potts, T. (1987). Recollection of a transitional object and needs for intimacy and affiliation in adolescents. *Psychological Reports, 60,* 767-773.

Lytton, H. (1979). Disciplinary encounters between young boys and their mothers and fathers: is there a contingency system? *Developmental Psychology, 15,* 256-268.

MacDonald, K. (1988). *Social and Personality Development. An Evolutionary Synthesis.* New York: Springer.

MacDonald, K. (1992). Warmth as a developmental construct: An evolutionary analysis. *Child Development* 63: 753 - 773.

Macoby, E.E. & Martin, J.A. (1983). Socialization in the context of the family: Parent-child interaction. In P.H. Mussen (Ed.), *Handbook of child psychology: Vol. 4. Socialization, personality, and social development* (pp. 1-101). New York: Wiley.

Main, M., Kaplan, N. & Cassidy, J: (1985). Security in infancy, childhood, and adulthood: A move to the level of representation. In. I. Bretherton & E. Waters (Hrsg.), *Growing points in attachment theory and research. Monographs of the Society for Research in Child Development, 50* (pp. 66-104).

Mandler, J.M. (1988). How to build a baby: On the development of an accessible representational system. *Cognitive Development, 3,* 113-136.

Markus, H.M. & Kitayama, S. (1991). Culture and the self: Implications for cognition, emotion and motivation. *Psychological Review, 98,* 224-253.

Marti, D. & Gehring, T.M. (1992). Is there a relationship between children`s mental disorders and their ideal family constructs? *Journal of the American Academy of Child and and Adolescent Psychiatry, 31, 490-494.*

McAdams, D.P. (1980). A thematic coding system for the intimacy motive. *Journal of Research in Personality, 14,* 413-432.

McAdams, D.P. (1982). Experiences of intimacy and power: Relationships between social motives and autobiographical memory. *Journal of Personality and Social Psychology, 42,* 292-302.

McAdams, D.P., Hoffman, B.J., Mansfield, E.D. & Day, R. (1996). Themes of agency and communion in significant autobiographical scenes. *Journal of Personality, 64,* 339-377.

McAdams, D.P. & Powers, J. (1981). Themes of intimacy in behavior and thought. *Journal of Personality and Social Psychology, 40,* 573-587.

McAdams, D.P. & Vaillant, G.E. (1982). Intimacy motivation and psychosocial adjustment: a longitudinal study. *Journal of Personality Assessment, 46,* 586-593.

McClelland, D.C. (1951). *Personality.* New York: Sloane.

McClelland, D.C. (1961). *The achieving society.* Princeton, N.J.: Van Nostrand.

McClelland, D.C. (1965a). Toward a theory of motive acquisition. *American Psychologist, 20,* 321-333.

McClelland, D.C. (1965b). *N* Achievement and entrepreneurship: A longitudinal study. *Journal of Personality and Social Psychology, 1,* 389-392.

McClelland, D.C. (1975). *Power: The inner experience.* New York: Irvington.

McClelland, D.C. (1987a). *Human motivation*. Cambridge University Press.

McClelland, D.C. (1987b). Biological aspects of human motivation. In F. Halisch & J. Kuhl (Eds.). *Motivation, intention and volition,* pp 11-19. New York: Springer.

McClelland, D.C. (1989). Motivational factors in health and disease. *American Psychologist, 44,* 675-683.

McClelland, D.C., Atkinson, J.W., Clark, R.A. & Lowell, E.L. (1953). *The achievement motive.* New York: Appleton-Century-Crofts.

McClelland, D.C. & Boyatzis, R. E. (1982). The leadership motive pattern and long term sucess in management. *Journal of Applied Psychology, 67,* 737-743.

McClelland, D.C., Clark, R.A., Roby, C.T. & Atkinson, J.W. (1949). The effect of the need for achievment on thematic apperception. *Journal of Experimental Psychology, 37,* 242-255.

McClelland, D.C., Constantian, C.A., Regalado, D. & Stone, C. (1978). Making it to maturity. *Psychology Today, 12,* 42-46.

McClelland, D.C., Koestner, R. & Weinberger, J (1989): How do self-atrtributed and implicit motives differ? *Psychological Review, 96,* 690-702.

McClelland, D.C., Patel, V., Stier, D. & Brown, D. (1987). The relationship of affiliative arousal to dopamine release. *Motivation and Emotion, 11,* 51-66.

McClelland, D.C. & Pilon, D. C. (1983). Sources of adult motives inpatterns of parent behavior in early childhood. *Journal of Personality and Social Psychology, 44,* 564-574.

Miller, L.C. & Fishkin, S.A. (1997). On the dynamics of human bonding and reproductive sucess: Seeking windows on the adapted-for human-environmental interface. In J.A. Simpson & D.T. Kenrick (eds.), *Evolutionary Social Psychology* (197-235). Mahwah, New Jersey: Lawrence Erlbaum.

Minuchin, S. (1974). *Families and family therapy.* Cambridge: Harvard University Press.

Mischel, W. (1961). Father-absence and delay of gratification. *Journal of Abnormal and Social Psychology, 62,* 116-124.

Mortazavi, S. & Karimi, E. (1992). Cultural dimensions of paternalistic behavior: a cross-cultural research in five countries. In S. Iwawaki, Y. Kashima & K. Leung (Eds.), *Innovations in cross-cultural psychology.* Amsterdam: Swets & Zeitlinger.

Murray, H.A. (1938). *Explorations in personality.* New York: Oxford University Press.

Murray, H.A. (1943). *Thematic Apperception Test.* Cambridge: Harvard University Press.

Naito, M. & Komatso, S. (1993). Processes involved in childhood development of implicit memory. In: P. Graf & M.E.J. Masson (Eds.). *Implicit memory: New directions in cognition, development, and neuropsychology.* Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum

Noack, P., Hofer, M. & Youniss, J. (1995). *Psychological responses to social change.* Berlin: de Gruyter.

Oldham, J.M. & Morris, L.B. (1994). *Ihr Persönlichkeitsportrait.* München: Knaur.

Papousek, H., & Papousek, M. (1987). Intuitive parenting: A dialectic counterpart to the infant's integrative competence. In Osofsky, J.D. (ed.), *Handbook of infant development* (pp 367 - 390). London: Wiley.

Paul A. & Voland, E. (1997). Die soziobiologische Perspektive. Eltern-Kind-Beziehungen im evolutionären Kontext. In H. Keller (Hg.), *Handbuch der Kleinkindforschung* (S. 121-147). Bern: Huber.

Perrig, W.J., Wippich, W. & Perrig-Chiello, P. (1993). *Unbewußte Informationsverarbeitung.* Bern. Huber.

Piaget, J. & Inhelder, B. (1973). *Memory and intelligence.* New York: Basic Books.

Plomin, R. (1986). *Development, Genetics, and Psychology.* Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Polanyi, M. (1969). Tacit knowing. In: M. Grene (Ed.) *Knowing and being.* Chicago: University of Chicago Press.

Power, M. & Dalgleish, T. (1997). *Cognition and Emotion. From Order to disorder.* Hove (GB): Psychology Press.

Reber, A.S. (1989). Implicit learning and tacit knowledge. *Journal of Experimental Psychologie: General, 118,* 219-235.

Restemeier, R. (1995). *Die Repräsentation frühkindlicher Bindungsqualität bei anorektischen Patientinnen unter Berücksichtigung entwicklungspsychologischer und evolutionsbiologischer Aspekte.* Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Osnabrück.

Reuter, M.W. & Biller, H.B. (1973). Perceived paternal nurturance-availability and personality adjustment among college males. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 40,* 339-342.

Rimann, M., Udris, I. & Weiss, V. (1999) *Berufsbiographien und Wertorientierungen – Eine 10-Jahres-Längsschnittstudie bei jungen Angestellten.* Vortrag gehalten auf der 1. Tagung der Fachgruppe Arbeits- & Organisationspsychologie der DGPs in Marburg vom 15. Bis. 17.9.1999.

Rosen, B.C. & D' Andrade (1959). The psychosocial origins of achievement motivation. *Sociometry, 22,* 185-218.

Rosenberg, S.D., Blatt, S.J., Oxman, T.E., McHugo, G.J. & Ford, R.Q. (1994). Assessment of object relatedness through a lexical content analysis of the TAT. *Journal of Personality Assessment, 63,* 345-362.

Rutherford, E.E. & Mussen, P.H. (1968). Generosity in nursery school boys. *Child Development, 39,* 755-765.

Scheffer, D. (1996) *Persönlichkeitssysteme und soziale Motivation.* Unveröffentlichte Diplomarbeit am Fachbereich Psychologie der Universität Osnabrück.

Scheffer, D. (2001, im Druck). Job characteristics, assessment. In R.F. Ballesteros (Ed.), *Encyclopedia of Psychological Assessment.* London: Sage.

Scheffer, D., Chasiotis, A., Restemeier, R., Keller, H. & Schölmerich, A. (1999). Frühkindliche Beziehungsrepräsentationen. *Vortrag auf der International Conference and Poster Exhibition "Childhood and adolescence in Germany before and after unification.*" University of Jena.

Scheffer, D., Chasiotis, A., Restemeier, R., Keller, H. & Schölmerich, A. (2000). Retrospektive Erfassung frühkindlicher Beziehungsaspekte: Konstruktion der Beziehungs-Kontext-Skala. *Zeitschrift für Entwicklungspsycholgie und Pädagogische Psychologie, 32,* 2-13.

Scheffer, D., Keller, H., Kuhl, J. & Völker, S. (in Vorb.). Differential sensitivity to positive and negative affect in early mother-infant exchange.

Schnackers, U. & Kleinbeck, U. (1975). Machtmotiv und machtthematisches Verhalten in einem Verhandlungsspiel. *Archiev für Psychologie, 127,* 300-319.

Schmalt, H.-D. (1976). *Die Messung des Leistungsmotivs.* Göttingen: Hogrefe.

Schmalt, H.-D., Sokolowski, K. & Langens, T. (1994). Die Entwicklung eines Verfahrens zur Messung der Motive Leistung, Macht und Anschluß mit der Gitter-Technik. In H. Häcker & R. Wieland-Eckelmann (Hrsg.): *Wuppertaler Psychologische Berichte, Bd 5, Heft 1.*

Schmidt, F.L., Ones, D.S. & Hunter, J.E. (1992). Personnel selection. *Annual Review of Psychology, 43,* 627-670.

Schultheiss, O.C. (1996). *Imagination, Motivation und Verhalten. Inaugural-Dissertation in der Philosophischen Fakultät I der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.*

Schutheiss, O.C. & Brunstein, J.C. (1999). Goal imagery: Bridging the gap between implicit motives and explicit goals. *Juornal of Personality, 67,* 1-38.

Shipley, T.E. & Veroff, J. (1952). A projective measure of need for affiliation. *Journal of Experimental Psychology, 43,* 349-356.

Sinha, J.B.P. (1994). Culture embededness and the developmental role of industrial organizations in India. In H.C. Triandis, M.D. Dunnette & L.M. Hough (Eds.), *Handbook of Industrial and Organizational Psychology, Vol. 4* (pp. 727-764). Palo Alto, CA: Consulting Psychologists Press.

Smith, C.P. (1992). *Motivation and personality: Handbook of thematic content analysis.* Cambridge: Cambridge Univesity Press.

Smith, P.C. , Kendall, L.M. (1963). Retranslation of expectations: An approach to the construction of unambiguous anchors for rating scales. *Journal of Applied Psychology, 47,* 149-155.

Sokolowski, K. Schmalt, H.-D., Langens, T.A. & Puca, R.M. (2000). Assessing achievement, affiliation and power motives all at once: The Multi-Motive Grid (MMG). *Journal of Personality Assessment, 74,* 126-145.

Spangler, W.D. (1992). Validity of questionnaire and TAT measues of need for achievement: Two meta-analyses. *Psychological Bulletin, 112,* 140-154.

Sprenger, R.K. (1999). *Mythos Motivation* (16. Aufl.). Frankfurt: Campus.

Thomas, A. & Chess, S. (1977). *Temperament and development.* New York: Brunner/Mazel.

Tooby, J. & Cosmides, L. (1989). Evolutionary psychology and the generation of culture, part I. *Ethology and Sociobiology, 10,* 29-49.

Triandis, H.C. (1994). Cross-cultural industrial and organizational psychology. In H.C. Triandis, M.D. Dunnette & L.M. Hough (Eds.), *Handbook of Industrial and Organizational Psychology, Vol. 4* (pp. 103-172). Palo Alto, CA: Consulting Psychologists Press.

Triandis, H.C. (1997). Cross-cultural perspectives on personality. In R. Hogan, J. Johnson and S. Briggs (eds.), *Handbook of personality psychology* (pp. 440-464). San Diego: Academic Press.

Trivers, R.L. (1974). Parent-Offspring Conflict. *American Zoologist, 14,* 249-264.

Tromsdorf, G. (1993). *Psychosoziale Aspekte des sozio-politischen Wandels in Ostdeutschland.* Berlin: Walter de Gruyter.

Trudewind, C. (1975). *Häusliche Umwelt und Motiventwicklung.* Göttingen: Hogrefe.

Trudewind, C., Unzner, L. & Schneider, K. (1997). Die Entwicklung der Leistungsmotivation. In H. Keller (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung,* 587-626. Bern: Huber.

Uleman, J.S. (1972). The need for influence: Development and validation of a measure, and comparison with the need for power. *Genetic Psychology Monographs, 85,* 157-214.

Vaillant, G.E. & Perry, J.C. (1988). Persönlichkeitsstörungen. In A.M: Freedman, H.I.

Veroff, J (1957). Development and validation of a projective measure of power motivation. *Journal of Abnormal and Social Psychology, 54,* 1-8.

Veroff, J., Deppner, C., Kulka, R. & Douvan, E. (1980). Comparison of American Motives: 1957 versus 1976. *Journal of Personality and social Psychology, 39,* 1249-1262.

Veroff, J. (1982). Assertive motivations: Achievement versus power. In A.J. Stewart (Ed.), *Motivation and society (*99-132). San Francisco: Jossey-Bass.

Veroff, J. (1983). Contextual Determinants of Personality. *Personality and Social Psychology Bulletin, 9,* 331-343.

Voland, E. (1993). *Grundriß der Soziobiologie.* Stuttgart: Fischer.

Voland, E. & Voland, R. (1995). Parent-offspring conflict, the extended phenotype, and the evolution of conscience. *Journal of Social and Evolutionary Systems*, *18*(4), 397-412.

Völker, S. (1992). *Die Entstehung der Bindung im ersten Lebensjahr: Eine längsschnittliche Untersuchung.* Unveröffentlichte Diplomarabeit am Fachbereich Psychologie der Universität Osnabrück.

Völker, S., Keller, H., Lohaus, A., Cappenberg, M. & Chasiotis, A. (1999 im Druck). Maternal interactive behavior in early infancy and later attachment. *International Journal of Behavioral Development.*

Wagner, W. (1996). *Kulturschock Deutschland.* Hamburg: Rotbuch.

Watson, D. & Clark, L.A. (1997). Extraversion and its positive emotional core. In R. Hogan, J. Johnson and S. Briggs (eds.), *Handbook of personality psychology,* S. 767-793. San Diego: Academic Press.

Watson, D., & Tellegen, A. (1985). Toward a consensual structure of mood. *Psychological Bulletin, 98, 219-235.*

Watson, , D., Wiese, D., Vaidya, J. & Tellegen, A. (1999). The two general activation systems of affect: Structural findings, evolutionary considerations, and psychobiological evidence. *Journal of Personality and Social Psychology, 76,* 820-838.

Weinert, A.B. (1998). *Organisationspsychologie. Ein Lehrbuch (4. Erw. Auflage)*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Weinert, A.B. & Gough, H.G. (2000). *"Revidierter Deutscher CPI"*. Bern: Huber.

Weinert, A.B. & Scheffer, D. (1999). Neue Wege Zur Identifikation von Führungs- und Managementpotential: Arbeiten mit dem Rev. Deutschen CPI zur Früherkennung von Talent. *Zeitschrift für Führung und Organisation, 4,* 194-201.

Weintraub, W. (1974). Compulsive and paranoid disorders. In J.R. Lion (Ed.): *Personality disorders: Diagnosis and management (*S. 85-101). Baltimore: Williams & Wilkins.

Wheeler, M.A., Stuss, D.T. & Tulving, E. (1997). Toward a theory of episodic memory: The frontal lobes and autonoetic consciousness. *Psychological Bulletin, 121,* 331-354.

White, R.W. (1959). Motivation reconsidered: The concept of competence. *Psychological Review, 66,* 297-333.

Whiting, B.B. (Ed.) (1963). *Six cultures. Studies of child rearing*. New York: Wiley.

Winter, D. G. (1973). *The power motive.* New York: Free press.

Winter, D.G. (1993). Power, affiliation, and war: Three tests of a motivational model. *Journal of Personality and Social Psychology, 65, 532-545.*

Winter, D. G. (1994). *Manual for scoring motive imagery in running text (Version 4.2)*. University of Michigan.

Winter, D.G. (1997). *Personality: Analysis and interpretation of lives.* New York: McGraw-Hill.

Winter, D.G. & Carlson, A. (1988). Using motive scores in the psychobiographical study of an individual: The case of Richard Nixon. *Journal of Personality, 56*, 75-103.

Winter, D.G., Stewart, A., John, O.P., Klohnen, E.C. & Duncan, L.E. (1998): Traits and motives: Toward an integration of two traditions in personality research. *Psychological Review, 105,* 230-250.

Winterbottom, M.R. (1958). The relation of need for achievement to learning experiences in independence and mastery. In J.W. Atkinson (Ed.), *Motives in fantasy, action and society,* Princeton, N.J.: Van Nostrand.

Youngleson, M.L. (1973). The need to affiliate and self-esteem in institutionalized children. *Journal of Personality and Social Psychology, 26,* 280-286.

Zach, U. (1997). *Entwicklungsbedingungen von Bindungsmustern. Eine prospektive Längsschnittstudie zu ontogenetischer Kontinuität frühkindlicher Bindungsmuster und den Mechanismen des Transfers von Bindungsmustern zwischen Mutter und Kind.* Dissertation, Universität Osnabrück.

6. Anhang

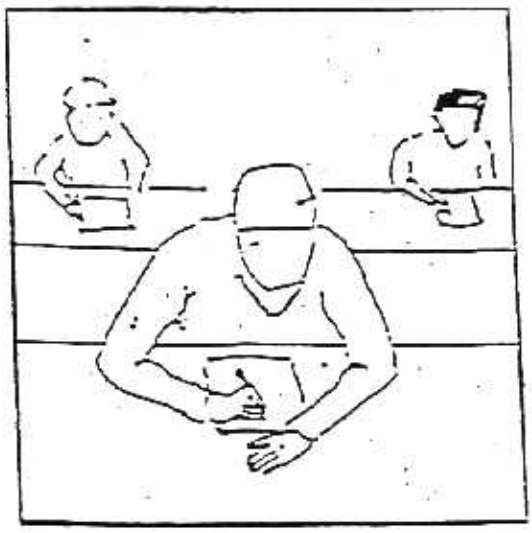
Code-Nr. _____ Datum: _____

Geschlecht: _____

Im folgenden sehen Sie einige Bilder. Jede Bildsituation soll eine alltägliche Lebenssituation darstellen.

Bitte sehen Sie sich jedes Bild zunächst genau an und überlegen Sie sich dann eine kurze Geschichte oder eine Szene, die die dargestellte Situation näher beschreibt. Der Inhalt der Geschichte bleibt ganz Ihnen überlassen; es gibt keine richtigen oder falschen Geschichten. Lassen Sie Ihrer Phantasie freien Lauf, die Originalität der Geschichte spielt keine Rolle.
Eine der Personen auf dem Bild soll darin die Hauptrolle spielen; kennzeichnen Sie diese Person bitte mit einem Kreuz. Sie müssen Ihre Geschichte nicht aufschreiben, sondern nur jeweils die zwei Fragen beantworten, die Sie neben jedem Bild finden und die sich auf Ihre Hauptperson beziehen.

Beginnen Sie bitte mit dem Bild auf dieser Seite und gehen Sie dann der Reihe nach vor.



Was ist für die Person in dieser Situation besonders wichtig?

_____

_____

_____

Wie fühlt sich diese Person am Schluß, und warum fühlt sie sich so?

_____

_____

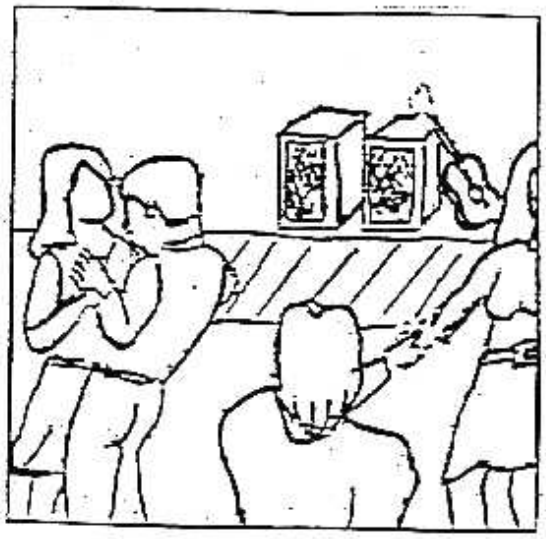
_____

Was ist für die Person in dieser Situation besonders wichtig?

Wie fühlt sich diese Person am Schluß, und warum fühlt sie sich so?

Was ist für die Person in dieser Situation besonders wichtig?

Wie fühlt sich diese Person am Schluß, und warum fühlt sie sich so?



Was ist für die Person in dieser Situation besonders wichtig?

Wie fühlt sich diese Person am Schluß, und warum fühlt sie sich so?

Was ist für die Person in dieser Situation besonders wichtig?

Wie fühlt sich diese Person am Schluß, und warum fühlt sie sich so?

Was ist für die Person in dieser Situation besonders wichtig?

Wie fühlt sich diese Person am Schluß, und warum fühlt sie sich so?

Was ist für die Person in dieser Situation besonders wichtig?

Wie fühlt sich diese Person am Schluß, und warum fühlt sie sich so?